Bilder aus der deutschen vergangenheit: bd. Aus neuer zeit ...

Gustav Freytag

KD
61662
(4)

Digitized by Google

Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Vierundzwanzigste Auflage.

Vierter Band.

Aus neuer Zeit.

(1700—1848.)

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1902.

Digitized by Google

Aus neuer Zeit.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Neuer Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1902.

Digitized by Google

KD 61662 (4)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
DEC 27 1961

Der Verfaſſer hat ſich das Recht der Ueberſetzung vorbehalten.

Digitized by Google

Einleitung.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit ist die politische Bildung des Einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geist, Gemüth, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Antheil, welchen der Einzelne am Staate hat, giebt ihm die höchste Ehre, das männlichste Glück.

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter und Großväter seine Stellung unter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wol fragen, ob sein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit seines Staates, in dem er wie ein rechtloser Fremdling lebte; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Wissenschaft, und mit herbem Leid erkannte er, daß Millionen seiner Stammgenossen von den höchsten Resultaten wissenschaftlicher Arbeit durch eine

Digitized by Google

tiefe Kluft geſchieden waren. Er empfand um ſich das Wirken einer Volkskraft, welche im Reiche des Geiſtes das Kühnſte mit heldenmüthiger Conſequenz wagte, und ſah wieder rings um ſich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes conſequent zu wollen; er fühlte mit Tauſenden heiße Sehnſucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeiſtern konnte, und wieder erkannte er ſich und ſeine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und lokale Abgeſchloſſenheit. Wer ſo fühlte, der durfte wol fragen, ob wir Deutſche alt oder jung ſind, ob unſer Schickſal ſein ſoll, die deutſche Natur nur in einzelnen Virtuoſitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft auszudrücken, oder ob eine harmoniſche Ausbildung der Nation in ihren praktiſchen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie uns in Zukunft noch bevorſtehe; und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa ſpielen würden, welche, wie alte Ueberlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unſere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unſerer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung ſo unſicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf ſolche Frage wenigſtens entſchuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältniſſe charakteriſtiſch iſt, ſchreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, friſchem Willen einem neuen Höhenpunkte zu. In den Charakteren der nächſtvergangenen Zeit nur zu häufig die Iſolirung, Hoffnungsloſigkeit, Mangel an politiſcher Sittlichkeit, in der neuen Zeit ſchärferes Auge, erhöhtes Intereſſe für das Ganze, Bedürfniß des Anſchluſſes an Gleichgeſinnte, praktiſche Geſichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend die Signatur der Gegenwart nennt, iſt in Kunſt, Wiſſenſchaft, im Glauben wie im Staate nichts als die erſte Bildungsſtufe einer aufſteigenden

Digitized by Google

Generation, welche das Detail des gegenwärtigen Lebens nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüth neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch nicht mehr nöthig ist, der eigenen Seele Hoffnung zuzusprechen, so ist es doch eine holde Arbeit, sich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen sind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu andern Culturvölkern: weshalb wir in Manchem zurückbleiben mußten, was unsere Nachbarn in reicher Fülle besitzen, warum wir anderes Eigenthümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es ist lehrreich für uns, so zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker sein. Zwar vermag kein Einzelner jedem genügende Lösung zu geben; auch dem Stärksten ist das Verständniß des großen Lebens seiner Nation sehr unvollständig; das beste Auge, das unbefangenste Urtheil ist gegenüber der größern Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild sei, welches der Einzelne vom Leben seines Volkes giebt, jeder der Zeitgenossen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in seiner Seele liegt, am liebsten freilich, wer mit dem Darsteller in gleicher Bildungsschicht steht.

Das Folgende soll einen Blick geben auf einige Wege deutscher Charakterentwicklung durch das achtzehnte Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wieder sollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher sie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger machen die Aufzeichnungen des Einzelnen den Eindruck des Gemeingiltigen; zunächst freilich, weil wir in der größern Nähe genauer das Individuelle von dem Gemeinsamen zu scheiden wissen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterschiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsproceß der deutschen Seele fortschreitet. Deshalb verlieren die Beispiele für die Empfindung des Lesers wahrscheinlich Einiges von dem

Digitized by Google

Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und von unseren populären Schriftstellern vielfach verwerthet sind. Endlich sind die politische Geschichte wie die Entwicklung des deutschen Geistes seit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es ist deshalb hier nicht die Absicht, weder in eine Darstellung des wissenschaftlichen Geistes, noch der politischen Verhältnisse hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemüths und solche sociale Zustände, welche vorzugsweise den Charakter des Volkes bestimmt haben, werden dargestellt. Aus ihnen soll die Continuität und manche Eigenthümlichkeiten unserer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann, wie in früheren Bänden dargestellt wurde, durch einen gewaltigen Kampf, in welchem der Deutsche die römische Kirche des Mittelalters sprengte und sich aus dem Glauben an Autorität zu selbstkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutschen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiserhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwicklung. Unter diesem Gegensatze erhob sich die Macht der einzelnen Territorialherren, die politische Schwäche Deutschlands wurde um so fühlbarer, je mehr die gesteigerte Lebenskraft der Nation eine entsprechende politische Kraftentwicklung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutschen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit das einzige nationale Interesse; aber Stolz und Freude am Vaterlande, der ganze Kreis von sittlichen Empfindungen, welche politisches Selbstgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutschen nur zu sehr.

Seit der Reformation wurde es Schicksal des deutschen Volkes, seinen Charakter unter Verhältnissen zu entwickeln, welche von denen anderer Culturvölker Europa's grundver-

ſchieden waren. In Frankreich wurde die proteſtantiſche Partei durch das Königthum blutig niedergeſchlagen, der despotiſche Staat Ludwig's XIV. und die Revolution wuchſen aus dieſen Siegen heraus. In England kam die proteſtantiſche Partei durch die Tudor zur Herrſchaft, die Kämpfe gegen die Stuart und die Ausbildung der engliſchen Verfaſſung waren die Folgen. In Deutſchland folgte dem Gegenſatze der Parteien kein Sieg und keine Verſöhnung, das Reſultat war der dreißigjährige Krieg und die politiſche Ohnmacht Deutſchlands, aus welcher erſt die letzte Vergangenheit erhoben hat.

Dieſer dreißigjährige Krieg, ſeit der Völkerwanderung die ärgſte Verwüſtung eines menſchenreichen Volkes, iſt das zweite Moment deutſcher Geſchichte, welches dem Charakter des Volkes eigenthümliche Richtung gab. Der Krieg zerſtörte die Volkskraft bis auf Trümmer, er beſeitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutſchen Bildung durch das Bündniß des Kaiſerhauſes mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiſerſtaat auch politiſch von dem übrigen Deutſchland; erſt allmählich wurde, was durch die Habsburger im Weſten an Frankreich verloren wurde, im Oſten durch ein anderes Fürſtengeſchlecht dem deutſchen Weſen wieder gewonnen. Der große Zerſtörungsproceß des Krieges machte das gemeinſame Staatsleben der Deutſchen zu einer hohlen Form, er warf die Deutſchen in Wohlſtand, Menſchenzahl, politiſcher Geſittung gegenüber ihren Stammgenoſſen in England um faſt zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß geſagt werden, daß er wenigſtens zwei Drittheile, wahrſcheinlich drei Viertheile der Menſchen, einen noch größeren Theil ihrer Habe und Nutzthiere vernichtete, daß er Sitte, Kunſt, Bildung, Kraft auch der Ueberlebenden verderbte. Aus den Ueberreſten deutſchen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte ſich langſam und unbehilflich der moderne Charakter der Deutſchen: Einzelleben unter despotiſchen Regierungen.

Es iſt die Zeit der langſamen Erhebung unſerer Volks-

kraft aus tiefſter Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenoſſen hier geſchildert werden ſoll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutſcher Entwicklung, deren letzte und höchſte Reſultate erſt jetzt zur Geſchichte werden.

Den Deutſchen eigenthümlich iſt auch der Weg, auf welchem ſich das Volk aus ſo tiefer Verſunkenheit erhob. Seltſam wie die Zerſtörung, wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation iſt durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja politiſch unterdrückt worden, jede hatte beſondere Entwicklungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweiſe ein hoffnungsloſes Ausſehen gaben; immer aber, ſo lange es Geſchichte giebt, hat ſich eine neue Erhebung ſo vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geiſtige Fortſchritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem Perſerkriege die politiſche Tüchtigkeit ihres Weſens empfanden, erblühte faſt gleichzeitig die griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt; als Auguſtus der zerfallenden römiſchen Republik neue Stützen und eine neue Verfaſſung gegeben hatte, begann ſogleich in dem genußſüchtigen Rom eine neue kaiſerliche Cultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geiſtige Leben dem Geſchicke des Staates, jedesmal gab die erhöhte Expanſivkraft des Reiches auch den einzelnen Geiſtern ſtärkere Spannung und Selbſtgefühl. Und wieder als in England der Krieg der weißen und rothen Roſe beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfliche Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und Abenteurer der ſpaniſchen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themſe hinaufführten, da faßte ſich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterſeele zuſammen, welche den modernen Völkern geworden iſt. Selbſt in Frankreich gab der glänzende Despotismus Ludwig's XIV. nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Lande plötzlich eine glänzende höfiſche Blüthe der Kunſt und Literatur. Ganz anders in Deutſchland. Während überall

der Staat einem Körper gleicht, deſſen Kraftfülle die Werke des ſchöpferiſch geſtaltenden Geiſtes heraustreibt, entwickelt ſich in Deutſchland ſeit dem dreißigjährigen Kriege in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatsweſen unter niederdrückenden, verderbenden, demüthigenden politiſchen Einwirkungen jeder Art allmählich aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Cultur, zuerſt in Abhängigkeit von Fremden, dann ſelbſtändiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüthe der Poeſie, Blüthe der Wiſſenſchaft von der höchſten Schönheit, dem höchſten Adel und der größten innern Freiheit; ſie entwickelt ſich aus Individuen, denen gerade die Zucht des Gemüthes und Charakters fehlte, welche dem Einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Theilnehmer an einem großen Staate iſt. Die deutſche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war in der That die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und was noch auffallender iſt, dieſe neue nationale Bildung ſollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutſchen zu politiſchen Männern zu machen. Aus ihr ſollte ſich die Begeiſterung für einen gefährdeten deutſchen Staat, der Kampf dafür, Leidenſchaften, Parteien, endlich politiſche Inſtitutionen entwickeln. Nie hat eine Literatur ſolche Rolle geſpielt und ſo große Aufgaben gelöſt, als die deutſche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn ſie iſt auch durchaus unähnlich den modernen Verſuchen anderer Völkerſchaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniß eines ſtaatlichen Fortſchritts ſich eine tendenziöſe Literatur großziehen. In dieſen Fällen dient Kunſt und Poeſie von Anfang an der Politik, ſie wird vielleicht künſtlich gepflegt, der wiſſenſchaftliche und Kunſtwerth der einzelnen Leiſtungen gilt wahrſcheinlich weniger als der patriotiſche Zweck. In Deutſchland waren die Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt nur um ihrer ſelbſt willen vorhanden, die beſte ſchöpferiſche Kraft, das wärmſte Intereſſe der Gebildeten war allein auf ſie gerichtet, ſie waren immer deutſch und patriotiſch, im Gegenſatz zu dem

übermächtigen Französischen, aber sie hatten, wenige Ausbrüche politischen Zorns oder populärer Begeisterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachteten die politischen Zustände, in denen sie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Beschäftigung mit dem Idealen herausheben müsse.

Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüth der Deutschen, bis es für einen großen politischen Kampf gehärtet war.

Der Zweck dieses Buches ist zu zeigen, wie die Deutschen aus Privatmenschen allmählich durch den Staat der Hohenzollern politische Männer wurden, wie in die lyrischen Einzelleben dramatische Kraft und Spannung kam, wie mit der wachsenden Bildung das Bürgerthum erstarkte, wie es Adel und Bauern seinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Besonderheiten der Stände beseitigte und die Charaktere nach seinen Bedürfnissen und Gesichtspunkten zu formen begann.

1.

Die Stillen im Lande.

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiete des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens.

Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes Einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem das Individuum in starrer Gebundenheit mit geringer Selbstthätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Theil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem äußeren Zwang, innerliche Thätigkeit des Einzelnen dem glänzenden Mechanismus der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowol ein System von Lehren, als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemüthes. In der großen Seele Luther's waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der heiligen Schrift und die Dogmen seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemüthsprocesse, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige

Umgrenzen der religiösen Erkenntniß und das gemüthvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfniß des Individuums und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit geriethen. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten als nothwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegrenzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der Protestanten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswerth erscheint, immer subtiler und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der mit den Feinheiten der neuen Definitionen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemüthsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der That zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbstthätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Processe und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüth, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Reaction. Sie begann schon bei Luther's Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luther's, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flacianer und

der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des siebenzehnten bis zu den Verwüstungen des großen Kriegs erhalten dadurch eine eigenthümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr souverän das Gemüth des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verräth gern, daß er Unterschiede in den Dogmen nicht für die Hauptsache halte*). In den zahllosen Karrikaturen und Satiren des dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Drittheilen des Volkes sehr lebendig, aber das Interesse an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutherische, calvinistische und katholische Eiferer neben einander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Confessionen versucht,

*) Z. B. die Kriegsschriftsteller Junghans und Jacobi, beide verständige Männer. Ein Vers, der um 1602 bei den deutschen Heeren Geltung hatte und hier aus einer handschriftlichen Sammlung von Recepten und Wundsegen des Büchsenmeisters Theobald Zatzer in Augsburg citirt wird, drückt eine damals weitverbreitete Volksauffassung in Süddeutschland aus:

Ablasbriff thu ich nicht kauffen,
Zu keiner Walfarth mag ich nit lauffen,
Ich ehr aber Gottes Mutter
Und glaub nicht an Doctor Luther.
Dennoch bin ich kein Papist,
Desgleichen auch kein Calvinist,
Ich glaub an Herrn Jesum Christ,
Der vor mich und mein Sündt gestorben ist.

immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere selbstthätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatze stand. In der That war diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Gemüthvollen wirkten zunächst noch mehr zersetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer zu sagen, wohin solche liberale und versöhnliche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie hereingebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigenthümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Confession zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den confessionellen Streitigkeiten einen Hauptantheil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußersten Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden die Confession zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnißformeln deshalb nicht werther geworden, weil sie mehre derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Roheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten

Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen giebt. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieser Zeit, wo der Einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Verderben bewahrt. Ueberraschend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen nichts sei in diesem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele geschrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Momenten der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besondern Schutz ihres gnädigen Gottes zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seine letzten versteckten Thaler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücke herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an besondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Ueberall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den Einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Gespenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend Anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die sichere gleichmäßige Kraft zu sehr genommen, und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgiltigkeit wurde in den meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit

unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfniß zu lieben und zu ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Imponirendes, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Dasein einen Inhalt und Interesse zu geben. So klammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luther's allein, eben so sehr bei den Reformirten, fast eben so sehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slavischen Osten und Ungarn, fast gleichzeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinander gezogen hatte. Ja bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfniß eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — ein vorübergehendes Moment, dessen Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Cultur, Sitte und Gemüth der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Theil noch heut erkennbar. Einzelnes davon ist Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glaube der Pietät, wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine

Richtung des Gemüthes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der That sprach er anfänglich nur weitverbreitete Ueberzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Uebereinstimmung der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältniß zu Gott unabhängig sei von den Dogmen; es nütze wenig die Predigt zu hören, das Sacrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christenthum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfange, jeder Einzelne müsse in seinem Herzen das Priesterthum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den vielen aber, welche diesem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehre Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705). Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luther's und der schweizer Reformatoren einander bekämpften und zusammenflossen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja die frommen Bücher der Engländer geschätzt wurden — war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung und unter dem Schutze, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er strenge gegen sich selbst gewesen; als er einmal gewagt hatte zum Tanz anzutreten, mußte er aus

Gewiſſensangſt den Reihen verlaſſen. Dann war er Erzieher an einem Fürſtenhofe geweſen, hatte zu Baſel weiter ſtudirt, zu Genf mit Bewunderung geſehen, wie Jean de Labadie durch ſeine Bußpredigten die Weinhäuſer leerte, die Spieler veranlaßte ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rückſichtsloſen Nachfolge Chriſti den verwilderten Kindern Calvin's in die Herzen ſchlug. Von da war Spener nach Frankfurt a/M. als Seelſorger gegangen und hatte dort ſeit 1666 eine ſegensreiche Wirkſamkeit geübt, welche immer größere Verhältniſſe annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutſchland verſchaffte. In glücklicher Ehe, in günſtigen äußeren Verhältniſſen, friedliebend und vorſichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, beſcheidenes Gemüth, war er vorzugsweiſe gemacht, Rathgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine ſehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Verſammlungen frommer Chriſten ein, die vielbeſprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der heiligen Schrift erklärt und von den Männern beſprochen wurden; die Frauen hörten in beſonderem Raume ſchweigend zu. Als er dieſe Vorträge ſpäter in die Kirche verlegen mußte, verloren ſie für Eifrige die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geſchloſſenen Geſellſchaft ausgeübt hatte, es entſtanden Parteien, ein Theil ſeiner Schüler trennte ſich von der Kirchengemeinde. Er ſelbſt wurde nach zwanzigjähriger Thätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener ſelbſt war allem Sectirerweſen abhold, ſchon die Myſtik Arndt's, noch mehr die von Jacob Böhme ſtieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne ſeiner Freunde die Gemeinſchaft der Kirche verließen, er kämpfte durch ſein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte ſeines Lebens einen

ſtillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er ſelbſt war durchaus kein Schwärmer; daß die chriſtliche Religion eine Lehre der Liebe ſei, daß man Chriſti Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müſſe, daß man nach dem Beiſpiel des Erlöſers ſeinen Mitmenſchen Liebe beweiſen müſſe, das blieb immer der edle Kern ſeiner Lehre. Und doch wurde ſchon durch Einiges in ſeinem Weſen, ohne daß er es wollte, die Iſolirung und der Separatismus begünſtigt, in welchem das religiöſe Leben der Pietiſten im nächſten Jahrhundert verkümmern ſollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einſame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritiſche Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte ſeine Anhänger ſehr bald in einen Gegenſatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armuth und Dürftigkeit vieler Anſpruchsvollen, welche ſehnſüchtig ſich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Methode zu empfinden und das Leben zu beurtheilen in kurzem zur Manier wurde, welche ſich in Sprache, Haltung, Tracht darſtellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes beſtürmt und wol bewogen werden konnte zu erhören. Aber das lebende Geſchlecht hatte Reſignation gelernt und ein leiſes Flüſtern zu Gott war an die Stelle des ſtarken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther ſeinem Herrgott „den Sack vor die Füße geworfen hatte“. Die Unerforſchlichkeit der Vorſehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt und die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ließen bereits ſo viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menſchen ſtärker betont werden mußte. Der Sünder war ſeinem Gott gegenüber ſchüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte ſich in dem lebenden Ge-

ſchlecht die Wunderſucht geſteigert, eifrig bemühte man ſich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede ſchöne Empfindung der eigenen Seele, jeder ſchnelle Fund, welchen der combinirende Geiſt machte, wurde ſehnſüchtig als eine directe Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volksthümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutſam zu betrachten; dieſer Glaube ward jetzt in ein Syſtem gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholiſche Biſchof zu Hannover, der Bekannte von Leibnitz — plötzlich zum katholiſchen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenſter einige gleichgiltige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenſo beherrſchte das zufällige Wort auch den deutſchen Pietiſten. Der uralte Aberglaube, welcher ſchon im Jahre 506 auf dem Concilium von Agde den Chriſten verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man ſchlug die Bibel oder das Geſangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entſcheidung bei innerer Unſicherheit zu finden, — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutſame; — ein Brauch, der noch heut feſt in unſerm Volke haftet und von den Gegnern ſchon um 1700 als „Däumeln" verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, ſo war Methode, ein erſtes Mal abzulehnen; wiederholte ſich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es iſt leicht einzuſehen, daß die gläubige Seele, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, bereits in der Form der erſten Ablehnung einer ſtillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügelloſen Zeit auch die Reaction der Beſſeren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überſchreitet, iſt natürlich. Nach dem Kriege war ein wahnſinniger Kleiderluxus eingetreten, ſchamlos liebten die Frauen ihre Reize zu zeigen, frivol waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung

von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß solche, die sich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Frivolität galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das Harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüthen, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigstens am Sonntage, Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerthe Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet, als die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleich stellen. Die nicht „der Pietät" folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt".

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demuth und Resignation seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmuth von sich fern halten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten so oft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten so oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, Andern Gutes thun in der Wüste des Lebens, wie jener Samariter dem Reisenden. Aber es war doch natürlich, daß sie Theilnahme und Wohlwollen zumeist

ſolchen zuwandten, welche dieſelbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zuſammenhang wurde durch mehre Umſtände merkwürdig feſt. Es waren zuerſt nicht vorzugsweiſe gelehrte Geiſtliche, welche der Pietät anhingen, im Gegentheil, die große Mehrheit der Theologen ſtand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkte gegen ſie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Geſetz, ſie ſuchten ſorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrſchaft über das Gewiſſen der Gemeinde ausüben. Das feſſelte vorzugsweiſe die Laien, ſtrenge Geiſter und warme Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor allem aber die Frauen.

Zum erſten Mal ſeit der deutſchen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienſtes ausgenommen — wurden die deutſchen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauſes herausgeführt, zum erſten Mal nahmen ſie ſelbſtthätig als Mitglieder einer großen Geſellſchaft Theil an den höchſten Intereſſen der Menſchheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß ſich in ihren Gemeinden faſt mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Uebungen der Gottſeligkeit durchmachten, daß die Frauen ſchon am Kreuze ſtehen geblieben waren, als die Apoſtel alle davon liefen*). Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Chriſti Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Theilnahme beobachtet, ſie fanden treue Berather, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerthen Männern. Die neue Auffaſſung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrſamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf ſie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abſchließende, Ariſtokratiſche der Richtung zog ſie

*) Joh. Heinrich Reitz, Hiſtorie der Wiedergebohrnen, in der Zuſchrift.

mächtig an, ja ihre größere Weichheit, die Energie ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöses Leben machte sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wol das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priesterthum vor dem Volke zu vertreten, mehre der frommen Theologen durften sich starker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, trösteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten und wie sie Theil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte und durch das gehaltene Wesen und die moralischen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmählich beeinflußt wurde. Gerade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Talenten ihrer Gemeinde Protection zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen Anderer. Während sie aber für die Interessen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich mit den Abwesenden zu correspondiren, sie lernten sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Geschah das oft in den banalen Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für Viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüth des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände zu reflectiren,

auch noch bei ſtarker innerer Bewegung ſich ſelbſt zu beobachten, war der deutſchen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Proceſſe ihrer geiſtigen Thätigkeit, die Regungen ihres Herzens beobachten. Vieles iſt ihnen erſtaunlich und überraſchend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und Andern zu beobachten, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorſtellungen, welche ſchnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zuſammenſchießen, jedes ſchnelle Aufblitzen eines Gefühls, deſſen leitende Fäden ſie nicht überſehen, erſcheint ihnen wunderbar. Der Bibelſpruch, deſſen Sinn ſie nach längerem Grübeln verſtehen, „wird ihnen aufgeſchloſſen“. Ihre Traumbilder, welche bei der emſigen Beſchäftigung mit der Schrift häufig bibliſche Geſtalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen ſorglich in verſtändigen Zuſammenhang gebracht und ohne daß ſie ſich der erfindenden Zuthat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyriſchen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin in der Regel nur ein Verzeichniß der zufälligen Vorfälle geweſen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Verſuchen, durch prächtige Worte ein leidenſchaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietiſtin kurz nach 1700 ſchreibt: „Es waren ſo viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann,“ oder „Ich hatte große Empfindungen über dieſe Gedanken,“ ſo klingt dergleichen für uns wie eine Aeußerung der jüngſt vergangenen Zeit, etwa von Bettine Arnim, welche allerdings in mancher Hinſicht ein Nachklang jener erregten Frauen iſt, die einſt am Main unter Spener's Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieſelbe Fertigkeit einer ſtaunenden Selbſtbetrachtung in die Poeſie: die Lyrik, ſpäter auch die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutſchland auch ein neuer geſellſchaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern

der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beſchieden, ſie wurden hin und her verſetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Troſt, Erleuchtung ſuchten, thaten deshalb Reiſen oft in entfernte Landſchaften. Ueberall fanden ſie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und Protection auch von Fremden. Wer nicht ſelbſt reiſte, liebte doch an Geiſtesverwandte über ſeine Stimmungen, über Verſuchung und Erleuchtung zu ſchreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeſchrieben, weit verſchickt. Es war der Anfang des Briefcultus. So entſtand ein ſtiller Zuſammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutſchland, eine neue menſchliche Verbindung, welche zuerſt die Vorurtheile des Standes durchbrach, die Frauen zu angeſehenen Mitgliedern einer geiſtigen Genoſſenſchaft machte, ein Verkehr, deſſen Hauptintereſſe das innere Leben der Einzelnen war. Und dieſes geſellſchaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre ſpäter Form und Methode des Verkehrs der ſchönen Seelen beſtimmt; ja das menſchliche Verhältniß unſerer großen Dichter zu deutſchen Fürſten und vornehmen Frauen iſt vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in ähnlicher Weiſe an den Höfen gelebt haben. Auch die Methode blieb dieſelbe, die Beſuche der Reiſenden, die Briefe, die ſtillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindſamkeit der Wertherperiode iſt nur eine Stieftochter von der Gefühlsſeligkeit des alten Pietismus.

Auch die ſegensreiche Einwirkung, welche die Pietiſten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, iſt nicht niedrig anzuſchlagen; ſie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß ſie ſehr geneigt waren, ſich von der Menge abzuſchließen. Ueberall aber, wo die Thätigkeit, welche Spener als Seelſorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktiſche Chriſtenthum der neuen Lehre erkennbar. Wie

Spener brachten ſeine Nachfolger die Kinderlehren in Anſehen, gern benutzten ſie dieſe Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Aeltern ſich ihnen aufſchloſſen, um bedeutſame Tagesereigniſſe zu beurtheilen und praktiſche Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerſt nach dem verwüſtenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksſchulen ſorgten, auf ſie müſſen die erſten Anfänge einer geordneten ſtädtiſchen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es iſt bekannt, wie die deutſchen Waiſenhäuſer durch ſie eingerichtet wurden; dem Beiſpiel Franke's in Halle folgte man in vielen andern Städten, die großen Inſtitute wurden von den Zeitgenoſſen wie ein Wunder angeſtaunt. Und für alle Zeit ſoll unſer Volk mit beſonderem Intereſſe auf dieſe Stiftungen unſerer frommen Vorfahren ſehen. Denn ſie ſind die erſten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutſchland gegründet werden. Zum erſten Mal wurde durch ſie dem Volke in das Bewußtſein gebracht, wie Großes durch das Zuſammenwirken vieler Kleinen geſchaffen werden könne. Daß dieſe Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erſchien, iſt nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutſcher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waiſenhäuſer und ähnliche wohlthätige Inſtitute zuſammengebracht worden ſein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkaſſen; — aber in dem armen noch dünn bevölkerten Lande haben ſolche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortſchritte vor, und das Beſte, was er ſeinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den ſtillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tauſend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wiſſenſchaft der beginnenden Aufklärungs-

periode dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Generationen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde; und da man überall sehnsüchtig eine directe Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und den Moment, in welchem die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erflehen, und wenn nach starker Spannung der Seele die Exaltation eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadigten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Ueberlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gemüthlicher starker Proceß, der ihm selbst zwar zuweilen wundervoll erschien, der aber bei seiner gesunden kräftigen Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unserer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel ver-

wandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen populär war, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich wenig Illusionen machte, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, der Moment der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltsamkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu forciren; mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas Ungesundes lag, belauerte man ängstlich die eigene Seele, ob der Moment nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Moment der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller andern menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten war wenigstens häufig von Entzückungen, Visionen und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten Momente des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung berichtete. Es sollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zu Grunde ging.

Auch die Lectüre der Schrift mußte bei solcher Richtung

allerlei beſondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Ueberzeugung hatte, daß Gott ihn mit directen Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnſucht der ſchwachen Zeit nach beſſeren Zuſtänden und die beſondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetiſchen Bücher des Alten und Neuen Teſtaments beſonders lockend. So kam es, daß die Pietiſten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslaſen. Es iſt faſt zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Reſultaten ſie gerade kamen. Die Beſchäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther eine Zeit lang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urtheil klarer und ihre wiſſenſchaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüſſel zum Verſtändniß dieſer Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntniſſe auch der Gelehrten in der Regel ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräiſch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erſchien alle weltliche Wiſſenſchaft unnütz und ſchädlich.

So drohten dem Pietismus ſofort nach ſeinem Aufkommen in Deutſchland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietiſten, welche von Frankfurt aus ſich über Deutſchland verbreiteten, iſt doch noch einfacher und harmloſer, als das ſpätere Treiben zu Halle und unter den Separatiſten des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns ſind zwei Selbſtbiographien frommer Seelen aus der Schule Spener's erhalten, welche auch andere Richtungen des deutſchen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zuſammen, es iſt Mann und Frau, welche ſie uns hinterlaſſen haben, gutherzige Menſchen von warmem Gemüth, einiger Gelehr-

samkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie mit einander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdenthals. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfniß sich anzulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand" auch unter den Frommen Ansehen giebt, sehr beeinflußt. Erst seit seiner Verheirathung ist unruhige Erregung, zuweilen eine Maßlosigkeit des Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhofe ihre strenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Cavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Biographie schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht, und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Widerspruch hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eyseneck, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den enthusiastischen Gemeindegliedern, welche Conventikel hielten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliasten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht ge-

ſchehen, ſie waren ehrlich, auch da, wo ſie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerſt die Jugendjahre der Frau, dann einige hierher gehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Peterſen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von ſich Folgendes*).

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und ſeine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb ſeines guten Geiſtes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demſelben guten Geiſt aus Unwiſſenheit oft widerſtrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelſtand große Hinderniſſe bereitet, weil ich ihm die Welt gleichſtellte, bis mir das Verſtändniß kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Ueberzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr für Jahr alt war, traf es ſich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder auf's Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten ſchon Vieles auf's Land bringen laſſen, und die ſelige Mutter war mit mir und meinen beiden Schweſtern auf einem Gute bei Hettersheim, Philippseck genannt, und beſorgte nichts Uebels. Da kam das Dienſtvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geſchwind das Seine auf die Seite brachte und die ſelige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteſte ſieben, ich vier Jahr und das dritte an der Bruſt war. Da nahm die ſelige Mutter das jüngſte an die Bruſt, uns beide an die Hand, und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht ſtand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Piſtolenſchuß von uns marſchirten. Da wurde der ſeligen Mutter ſehr bange und ermahnte uns zum Gebet.

*) Lebens Beſchreibung Johannis Wilhelmi Peterſen. 1717; 2te Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Peterſen. 1718; 2te Aufl. 1719. 8.

Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, ſetzte ſich die ſelige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchſten Gott zu danken, der uns behütet. Da ſprach meine älteſte Schweſter, die drei Jahr älter war als ich: „Warum ſollen wir jetzt beten? Jetzt können ſie ja nicht mehr zu uns kommen.“ Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über dieſe Rede gehabt, daß ſie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nöthig wäre. Das verwies ich ihr mit brünſtiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jeſum herzlich zu grüßen, und von ihr zu wiſſen begehrt, ob der liebſte Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die erſten Kinderbewegungen. deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterloſe Waiſen und erging es uns nicht zum beſten. Denn der Vater hielt ſich fünf Meilen von unſerm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeiſterwittwe in's Haus. Dieſe hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, ſo daß wir oft gern nahmen was Andere nicht mochten. Auch geſchah es durch ihre Praktiken, daß ſie uns oft bei Abendzeit im Hauſe allein ließ. Dann kamen gewiſſe Leute, die ſich in weiße Hemden gekleidet, ihre Geſichter mit Honig beſtrichen und Mehl hineingeſtreut hatten; ſie gingen mit Lichtern im Hauſe herum, brachen Kiſten und Kaſten auf und nahmen daraus, was ſie wollten. Darüber bekamen wir ſolche Furcht, daß wir uns zuſammen hinter den Ofen ſetzten und vor Angſt ſchwitzten. Solches geſchah ſo lange, bis das Haus ſehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater ſehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereiſt war, und

litten das Unweſen ſo lange, bis einſt der von Praunheim, der nunmehr meine Schweſter hat, uns beſuchte, welcher damals noch ſehr jung war. Dem klagten wir unſere Noth, und er nahm ſich vor, im Hauſe verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu ſehen, ob das Geſpenſt wieder kommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schranke ging ihn aufzubrechen, da ſprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntſchaft mit der Wittwe hatten, die uns behüten ſollte. Aber weil er allein war, ſprangen ſie davon und wollten's nicht zugeben, daß ſie es geweſen wären. Doch kam das Geſpenſt nicht wieder und wir erhielten auch Vieles zurück, was ſie auf den Boden über der Küche geſchleppt hatten.

Dieſe Wittwe ſchaffte der ſelige Vater ab und wurde ihm eine Capitänsfrau vorgeſchlagen, welche in der Haushaltung und andern Geſchicklichkeiten berühmt war; da meinte der ſelige Vater uns gar wohl verſorgt zu haben, aber es war eine unchriſtliche Frau, die ihre Soldatenſtücke noch nicht vergeſſen hatte. Denn als ſie einſt eine Menge fremder kalekutiſcher Hühner auf dem Wege ſah, ließ ſie dieſelben in's Haus treiben, griff das beſte und die andern ließ ſie wieder fortjagen. Zu dieſem ihrem geſtohlenen Braten wollte ſie trockenes Holz haben und ſchickte mich um ſolches zu erlangen auf einen hohen Thurm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus geweſen, wo loſe dürre Bretter lagen, von dieſen Brettern ſollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle feſt war, ſchlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, ſo wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, ſtand auf

und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache desselben Thurmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, und hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgesehn. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz etwas zu sagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahr älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstande der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit darnach kam meine Schwester nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, so oft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muths, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen

rechten Ekel vor allem, was nicht ſittſam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtaufſpielen der Mädchen und dergleichen zu thun haben, denn ich ſchämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof gethan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Dieſe hatte es in den ſechs Wochen bekommen, daß ſie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als ſie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag ſchlechter mit ihr, ſo daß ſie mich öfter für ihren Hund anſah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit ſeinem Namen nannte uud mich ſchlug wie ihn. Auch geſchah es oft, daß wir auf dem Waſſer fuhren, denn in Winterszeit ſind die Wieſen zwiſchen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Waſſer überlaufen, ſo daß das Waſſer in die Kutſchen ging; da fuhren die Kutſchen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Waſſers einſtiegen. Wenn wir ſo fuhren, hat ſie mich oft in's Waſſer ſtürzen wollen, ich ſollte als ihr Hündchen ſchwimmen, aber der Höchſte hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß ſie aus ihrem Schranke ein Meſſer mit einer Scheide zu ſich ſteckte; ich ſagte es der Kammermagd, welche ſchon etwas ältlich war, dieſe aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Meſſer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Thür in unſere Kammer und eine andere Thür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Meſſer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte dem Grafen zu ſagen, daß ich mich ſo kindiſch ſtellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern auf's Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte alle auf und ſtieg aus dem Bett. Da hörten ſie den Grafen aus der Kammer laufen, und ſofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Meſſer

in der Hand. Als ſie uns nun alle wach ſah, erſchrak ſie und ließ das Meſſer fallen; da ſprang ich zu, als wollt' ich ihr das Meſſer langen, lief aber damit zur Thür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: „Wo iſt meine Gemahlin?" Dem antwortete ich, daß ich das Meſſer hätte. Ich war aber ſo furchtſam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, ſondern ich ging in einen Saal, welcher der Rieſenſaal genannt ward und ſehr unheimlich iſt, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte ſie aus- und ankleiden, was mir ſehr hart ankam.

Es erfuhr aber der ſelige Vater von Andern, daß ich in ſolcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich etwa fünfzehn Jahr alt zu der Herzogin von Holſtein, einer gebornen Landgräfin von Heſſen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Suderburgiſchen Hauſe vermählt war. Der Herzog hatte aus der erſten Ehe eine Prinzeſſin, welche gerade an den kaiſerlichen Kammerpräſidenten Grafen von Zinzendorf verheiratet wurde. Für dieſe fürſtliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die ſchon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reiſe nach Linz angetreten, wo das Beilager ſein ſollte. Wir fuhren auf der Donau und es ging ſehr luſtig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen ſchönen Ton auf dem Waſſer, und überall auf der ganzen Reiſe wurden wir ſehr herrlich empfangen auf Veranſtaltung derer, die geſandt waren die fürſtliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angſt ſehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts ſchadet, weil ich an einen papiſtiſchen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, ſuchte ich ein Gemach, wo niemand war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles hindern,

was mir an meiner Seligkeit ſchädlich ſein könnte. Dies Beiſeitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, ſchlich mir einſt nach und wollte ſehen, was ich doch allein machte, da ſie mich noch für ſehr kindiſch anſah, weil ich ſehr ſchmal war. Als ſie mich aber auf den Knien betend fand, ging ſie ſtill wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß ſie mich geſehen hatte. Aber als einſt die fürſtliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß ſie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiſerlichen Schloſſe und ging alles ſehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürſtliche Braut in die Schloßcapelle gehen, da ward ein Segen über ſie geſprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten ſie den Johannisſegen, daraus mußte der Graf und ſie trinken. Da geſchah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an ſeinen Ort ziehen wollte, unter der Herrſchaft ein Disputat meinetwegen entſtand. Der Graf von Zinzendorf nämlich ſagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an ſeine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeiſterin ſpeiſen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er ſagte, daß die Hofmeiſterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hauſe und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein ſo großer Unterſchied zwiſchen uns gemacht würde, ich wäre ſeiner Gemahlin Taufpathe.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beſchloſſen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren ſollte, und als mir auch die Urſache angeſagt wurde, däuchte ſie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunſch, allein mit der Hofmeiſterin zu ſpeiſen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes ſo fügte, und daß man armes Gebet ſo gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürſtin und alle Perſonen, die

mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurückſollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geſchickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des ſeligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holſtein aber Wieſenburg von Kurſachſen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei ſich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geſchicklichkeiten, ſo daß ich ſehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anſtand und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals ſagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte ſolche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottſelig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denſelben Text gepredigt worden. Ich ward von Geiſtlichen und Weltlichen für eine gottſelige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Chriſti noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberſtlieutenantsſohn vom Geſchlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch ſeinen Vater bei meiner Herrſchaft und nachher bei meinem ſeligen Vater um mich anſuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er ſollte ein Jahr als Cornet hinausziehen, dann ſollte er die Compagnie des Vaters haben, der Oberſtlieutenant unter dem Kurfürſten von Sachſen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von Andern, daß ſein Leben nicht gottſelig, ſondern nach der Welt war; da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angeſichte vor Gott und flehte, daß entweder ſein Gemüth oder unſer

Verlöbniß geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste solches geschehen ließ, damit ich vor anderen adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch sehr jung und es fiel manche Gelegenheit zu heiraten vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagirt hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und seinen Sinn auf Andere stellte; und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die heilige Schrift mitgetheilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nöthig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wol, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich so oft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hofe vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, so viel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte

er es gern auf mich geſchoben. Aber ich blieb ſtill und kehrte mich an gar nichts, ſondern vertraute meinem himmliſchen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Freſen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, ſchrieb derſelbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit mit mir zu reden, da ich faſt immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Dieſen Brief bekam gedachter Brettwitz in die Hände, und meinte großen Beweis darin zu haben, um mich zu beſchuldigen, daß ich gegen Andere Affectionen hätte oder mit Andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für ſie wäre und ſie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn Andere mit mir freiten und deshalb ſein Sohn ſich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, ſondern ſein Glück weiter ſuchen müßte. Es verdroß zuerſt den Herzog ſolches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeſchlagen hatte. Mich aber wollte ſehr ſchmerzen, daß die Herrſchaft ſolches von mir denken ſollte. Als ich nun mit Thränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirſt es aber hernach erfahren.“ Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht geleſen ward, da fand ſich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und ſeine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falſche Perſonen abhalten ließe, die Liebe Anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unſchuldig wäre, und die Brettwitze konnten ſo nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich geſinnt wäre, es müßte jetzt entſchieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben mich zu nehmen. Darauf ſandte gedachter von Brettwitz zween Cavaliers an mich, um

zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüth an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Compliment ausgerichtet, das Mißverständniß wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später contract geworden.

So wurde ich die Last los, und ich war unterdeß so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so große Mißbräuche wären, die dem Christenthum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angesonnen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Muth benommen zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüther kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen und wir geriethen in einen geistlichen Discurs,

welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde däuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich darnach umgesehen, ob auch wahre Thäter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demuth, Sanftmuth, heilige Liebe und Ernst den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt, und suchte durchzubrechen*). Da kam eine göttliche Ueberzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst: „Soll ich mich um schnöde vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koste was es koste.“ Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so göttliche Gabe mitgetheilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichniß von den fünf thörichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Oerter der heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen: und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Thränen und wußte mir nicht zu helfen. „Ach,“ dachte ich oft, „daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln,

*) Der Fremde war Spener.

niemand würde auf mich achten." Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinne reden, sah es für eine Melancholei an und sprach: „Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig; sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mitthun, es ist ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt." Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurtheilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir alles zu erlassen, was ich wider mein Gewissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor, daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Thörin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir

einige ſogenannte Geiſtliche über den Hals geſchickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verſtände. Aber ich fragte ſie auf ihr Gewiſſen, welcher von dieſen beiden Wegen der ſicherſte wäre: in aller Einfalt den Fußſtapfen Chriſti nachzufolgen, oder im Genuſſe der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung deſſelben zu bezeigen und doch anders zu thun. Da ſprachen ſie, das erſtere wäre freilich beſſer, wer vermöchte aber ſo zu leben wir wären alle ſündige Menſchen. Da ſprach ich: „Mir iſt befohlen das Beſte zu erwählen, um das Können und Vermögen laſſe ich meinen Gott ſorgen.“ Da ließen ſie mich gehen.

Sie verſuchten's aber noch auf eine andere Weiſe und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürſtlichen Tafel ſah oft einer den andern an und dann mich und lachten gegeneinander, auch redeten ſie oft, daß den Frauenzimmern nicht zieme, ſo viel in der Bibel zu leſen, ſie würden ſonſt allzuklug. Ich aber ließ ſie ſpotten. Als das nun faſt ein Jahr gewährt, und es ſchien, daß mich auch der Geringſte am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, ſpöttiſch behandelte, während ich es gering achtete um Chriſti willen zu leiden, da wendete ſich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine ſolche Furcht in Aller Herzen, ſowol Hohen als Niedern, daß ſie ſich ſcheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu thun; ob ſie ſich gleich nicht vor dem Hofprediger ſcheuten, ſo war es doch in meiner Gegenwart ganz ſtill; auch die ſonſt wilde Jugend ſtellte ſich ganz ſtill und ehrbar, wenn ſie mich kommen ſahen. Da dachte ich oft mit Thränen bei mir ſelbſt: „Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zu Wege gebracht, daß Große und Kleine ſich in meiner Gegenwart ſcheuen, Unrecht zu thun?“ Solches blähte nicht mein Herz auf, ſondern zog mich zur Demuth; ich zerfloß gleichſam vor meinem Gott, da ich ſeine Größe fühlte und ſah, daß er der

Fürſten Herzen lenken könnte wie Waſſerbäche. In ſolchem Zuſtande bin ich noch drei Jahre am Hofe geweſen, und ich kann wol ſagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrſchaft, ſondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Ueberfluß annahm noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Luſt von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleiſch und nicht der Geiſt erquickt wird, da geſchah es, daß mein ſeliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett geſtorben und das Kind damals noch am Leben war; da ſollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde ſo vom Hofe abgefordert. Es hielt aber ſehr hart, daß ich meine Entlaſſung bekam, weil meine liebe ſelige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Thränen meinen Abſchied beklagte, ſo daß mir auch nachgeſandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelaſſen, bis ich verſprach, daß, ſofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen vor allen verbunden ſein wollte. Als ich aber nach Hauſe kam, war unterdeß das Kind geſtorben und der Vater hatte ſich reſolvirt, Hofmeiſter bei der Fürſtin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottſeligen Wittwe, Baurin von Eiſeneck, geb. Hinsbergin, in die Koſt zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt geweſen iſt, und ihr Ende iſt im Segen. Bei ihr bin ich ſechs Jahre geweſen und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieſer Zeit hat mich der Herr in einer Waſſergefahr ſo mächtig geſtärkt, daß ich mich freute, während Andere zitterten und zagten. Denn es geſchah, daß ich auf dem Marktſchiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schweſter zu beſuchen; da waren auf dem Schiff unterſchiedliche Leute,

auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Psalm 14: „Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder." Damit erwachte ich, und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erschrak ich und dachte: „Du wachst ja, wie ist dir denn zu Muthe?" Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da that mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Noth Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, „aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden," wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte: „Ihr freches Frauenzimmer, denkt Ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?" Und kaum hatte ich meinen Mund zugethan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß Alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: „Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich so oft beschwert hat; was in mir Leben gewesen, stirbt nicht u. s. w." Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustopfen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten

noch zur Linken an's Land konnte, und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte: da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau Acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nöthig hätte; also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen, einige Gedanken bekam mich zu heiraten; er gab zu Lübeck einer gewissen Person die Commission mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit that, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit einem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in diesem Briefe an meinen Vater stand, war

mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jetzt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen, und hätte sich noch nie resolviren können, ein Kind außerhalb seinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte: da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuthen gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hofe, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich*): es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten; ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinn aus ihrem Stande, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werke berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beisein ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen, und alles ging so christlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen

*) Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angestellt, die Fürstin, welcher er aufwartete, war selbst bei der Partie als Vermittlerin thätig.

und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber selber auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mittheilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Frieden Anno 1649 den 1. Juli zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule gethan. Man hat mich nie zum Studiren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in Acht genommen, und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studiren könnte, wenn Andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durch's Gebet Alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studiren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch segnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte dasselbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte; das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durch's Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts

gefunden, nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas bestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Conrector mit meinem Exempel die andern beschämte und dabei sagte, daß ich es allen vorthun und die Krone erlangen, und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sande bestreut, mit der Unterschrift: „Dies ist Petersen's feine Krone und der Sand, den er uns in die Augen streuen soll." Ich fürchtete mich zuletzt sehr meine Lection fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präceptores. Ich habe in dieser Zeit viel Carmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Hercules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen.——

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit jedermann, so viel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem sehr recommandirt, weshalb ich mich resolvirte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die That mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen, als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidirte,

am meiſten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geiſtes in der Schrift recht zu verſtehen, und daß an der Wiſſenſchaft nicht viel wäre, die man ſich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adelige Perſon, die früher an einem Hofe Kammerfräulein geweſen, aber ſich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundſchaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieſer mündlich ſprechen wollte, ſo bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adreſſe an ſie geben. Das geſchah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräiſch gelernt und auch ſonſt in der heiligen Schrift gute Erkenntniß hatte, nicht unangenehm ſein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den „Gott Peterſen" darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntniß Gottes in Chriſto erfordert, als ſolche äußerliche Gelehrtheit, womit man ſich insgemein brüſte, und wodurch man ſchwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmliſchen Dinge gelangen könne. Dieſe Rede fiel tief in mein Herz und ich ward gleich überzeugt, daß dem ſo wäre. Darauf fing ich an mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottſeligkeit hörte, und ich begann zu prakticiren, was ich ſo gefaßt hatte; denn ohne dies lebendige Thun ſollte alles Andere vergeblich ſein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiſte ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig darnach." —

(Darauf kehrt Peterſen in ſeine Heimat Lübeck zurück, wird dort Profeſſor der Poeſie, aber von Jeſuiten ſehr angefeindet, nimmt 1677 eine Vocation als Prediger nach Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holſtein gerufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerſtelle zu Eutin geweſen, da begab ſich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Thaler aus ſeiner Kammer geſtohlen wurden. Damit er wieder zu ſeinem Gelde käme, ging er zu einem Erbſchmied*) nach dem Dorfe Zernikaw, um dem Diebe das Auge ausſchlagen zu laſſen; und damit es der Schmied deſto eher thun möchte, ließ er ihm durch einen Einſpänner**) ſagen, daß der Biſchof ſolches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied ſolches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag dieſen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einſchlagen, worauf dem Dieb, wie ſie ſagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufſtehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blaſebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblaſen, dazu finden ſich zwei große hölliſche Hunde ein. Als ſolches am erſten Sonntag in der Nacht geſchehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikaw zu mir und klagten, wie ſie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erſchrecklichen Geheul, das ſie während dem Schmieden gehört hätten, ich ſollte es doch dem Herzog kund thun, daß er das böſe Werk ſtörte. Ich ſprach, das wären große Dinge, die ſie ſagten, und fragte ſie ernſtlich, ob es ſich auch ſo verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einſpänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Biſchof***), bei welchem gerade der Kammerjäger ſtand, und ſagte, ich hätte wol etwas im geheimen zu reden. Als

*) Der Aberglaube ſchrieb nicht nur vererbtem Metall beſondere Kraft zu, auch vererbtem Wiſſen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

**) Berittener Söldner, welcher keinen reiſigen Knaben hatte. Die Einſpänner verrichteten im Frieden Dienſte der Gensdarmen.

***) Der Herzog von Holſtein iſt Biſchof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Bedürfniß ſeinen Herzog und Biſchof. Dieſe Doppel-

ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu thun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudirt. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Geräth. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen solches zu begehren und was der Teufel in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte Die Edelpagen aber und andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: „Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen," und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Application: „Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisteln, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden." Ich that auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede, und sagte, daß der Dieb bei Hofe sein müsse, auch wären einige Muthmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verrathen wolle. Der Dieb hat auch des Nachts

stellung des schwachen Herrn und sein Benehmen sind bezeichnend für die hilflose Lage der protestantischen Kirche.

das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieser mußte vom Hofe weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Meklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin alles thäte, was die Naundorfin ihr riethe; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittlerweile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wol den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er solle sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eigenes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem copulirte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheim halten, er aber merkte von da auf die Intriguen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böſe Action, da ſich ein Edelmann des hochfürſtlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unſerm Hofe entzweite und ſie ſich unter einander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchriſtliche Sache wäre, ſich alſo zu duelliren, da Chriſtus uns auch geboten die Feinde zu lieben. Als er mir nun ſagte, er wolle zuſehen, daß der Handel beigelegt würde, ſo war ich einigermaßen ſicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hauſe vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem Beichtkinde ſein Spiel haben wollte; ich ſtand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geſchwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüſſe, die Loſung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen ſeien. Ich aber meinte, daß ſie ſchon Kugeln wechſelten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte ſie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußſtapfen nach, die ich wohl ſehen konnte, weil viele der holſteiniſchen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich ſie noch beiderſeits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und rieth ihm von der böſen Action ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu beſtellt hätte, was ich mit theuren Worten verneinte; auch dem andern vom Plöniſchen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten ſich aber nicht vertragen. Da ſprach ich: „Nun, weil ihr nicht wollt, ſo gebe Gott ein ſolch Exempel, daß er euch beide ſammt den andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen ſind, vor aller Welt Augen in ſeinem Zorn hinnehme." Doch im Herzen wünſchte ich, ſie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Secundanten ihnen beiderſeits zuredeten und ſie ſich unter einander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wie-

der nach Hauſe führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwiſchen war doch die holſteiniſche Nobleſſe in ihrem Herzen gar übel darauf zu ſprechen, und ließ ſich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Cavalier an ſeine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu ſprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir ſagte, daß der Herr ſich über meine üble Conduite ſo geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufſtehen, bis er erkenne, daß ich nichts anderes gethan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu ſich fordern, dem ich vorhielt, daß die ſeine Tafel nicht zieren könnten, die ſich gegen Chriſtum ſetzten. Sei ich ſo wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn ſelbſt ſein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, beſänftigt. Bald darauf beſuchte unſern Hof der Herzog von Plön, deſſen Vorwürfe wegen meiner That mein Herr gefürchtet hatte; dieſer aber lobte mich, dagegen ſchalt er ſeinen Hofprediger, der den Duellanten ſo nahe geweſen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn ſehr wohl und er ließ darauf ein ſehr ſcharfes Edict gegen alle Duelle publiciren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wol auch ſo geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geſchlechterin vorgeſchlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünſcht hätte. Aber ſie war mir zu prächtig vorgekommen und ich ſagte, daß ſich das ſchwerlich zu einem Geiſtlichen ſchicken würde. Wenn ich heiraten ſolle, wäre mir niemand beſſer, als das Fräulein von Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich ſein würde. Ich ſcheute mich aber ſie deswegen anzuſprechen,

damit ſie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntſchaft geſucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reiſen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu ſagen. Meine Liebſte aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, ſchrieb aber an mich, ſie ſei zwar durch kein Verſprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit mir mit Ja zu antworten; ſie ſchlug mir aber eine andere junge Doctorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als ſie, und die ſich für mich wohl ſchicken würde. Ich aber antwortete, entweder ſie oder keine, und ſchrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte ſie doch dazu bereden, ſchrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckiſchen Hofe, wo er Hofmeiſter war, vor ſeiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie geſinnt geweſen, ſeine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel ſei, ſo wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er ſo beängſtigt wäre, wenn er die Sache abſchlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille ſei, wenn ſeine Tochter dem Superintendenten Peterſen anvertraut würde. Deshalb überſchriebe er hiermit ſein väterliches Ja. Dieſen Brief ſchickte mir meine liebe Johanna zu und Dr. Spener gratulirte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knieen darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es ſein Wille nicht wäre; wäre es aber ſein Wille, ſo möchte er den Vater ängſtigen, daß er nicht widerſtehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er ſo geängſtigt würde, ſo merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiſte ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen.

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebſten in wunderbarer Weiſe die heilige Offenbarung aufgeſchloſſen, welche Gott dem Apoſtel und Evangeliſten Johannes durch ſeinen Engel in

gewiſſen Viſionibus und Bildern bedeuten laſſen. Sonſt hatte ich mich immer gefürchtet ſolches Buch zu leſen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein verſiegeltes Buch, welches niemand verſtehen könnte. Aber an gewiſſem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben in ſolchem Buche zu leſen, und ohne mein Wiſſen hat meine Liebſte an gleichem Tag und in gleicher Stunde denſelben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu leſen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich ſolchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studirſtube hinaufging und mir einiges aufnotirte, da ich aus der Uebereinſtimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Capitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Thier und das kleine Horn wäre — ſiehe, da kam meine Liebſte zu mir und erzählte mir, wie ſie ſich ſo ernſthaft vorgenommen das heilige Buch zu leſen, und was ſie darin gefunden. Und das harmonirte mit dem meinigen, das ich ihr aufgeſchrieben wies, und das noch naß war. Da haben wir uns über einander entſetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier Wochen mit einander conferiren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab ſich, daß es immer genau daſſelbe war, was ſie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns ſehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderſeits ſo mit ſeinem aufſchließenden Geiſte gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Roſamunda Juliana von der Aſſeburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugniſſen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforſchung der heiligen Schrift, ſondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei iſt noch zu merken, was meiner Liebſten, als ſie achtzehn Jahr alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher ſetze: „Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen

goldenen Ziffern die Zahl 1685 ſah; zu meiner Rechten ſah ich einen Menſchen, der deutete auf die Zahl und ſprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geſchehen und dir ſoll etwas eröffnet werden. Nun iſt in dieſem 1685ſten Jahre die große Verfolgung in Frankreich geweſen, und mir iſt in demſelben Jahre das geſegnete tauſendjährige Reich in der Apokalypſe eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unſer beider Aufſatz darüber ſo zuſammengeſtimmt, daß wir uns ſelbſt darüber entſetzten. Wir ſind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr ſei, was wir in der heiligen Schrift von dem Reich unſeres Königs gefunden haben. Und wir haben ſpäter unſern Fund einfältig Andern mitgetheilt und nichts darnach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widerſprochen wurde."

So weit die Erzählung von Peterſen. — Die erſten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einſt zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara ſoll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt ſehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarer Weiſe den Kopf aus ſeinem Bettchen in die Höhe hob und auch ſonſt erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas ungewöhnliches, dem Herrn wohlgefälliges werden würde. In der That wurde er ſpäter königlich preußiſcher Rath und konnte ſeine lieben Eltern ſchützen, als das tauſendjährige Reich ihr Leben ſorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdiſches Behagen beſſer geweſen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgeleſen hatte vermittelſt Combination zahlreicher Bibelſtellen, bei denen ſie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen geſtützt wurden, war allerdings ein wenig ſeltſam, aber im Grunde ſehr gut-

müthig. Das tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zeit beginnen; bei dieser Gelegenheit werde ein Theil der Toten auferstehen, von da solle in großen tausendjährigen Phasen das ganze Menschengeschlecht, Lebendiges und Totes, zur Seligkeit kommen, die Reformirten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder aus der Hölle erlöst, zu allerletzt der Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach 50,000 Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdiger Weise geneigt anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Ueberzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei der Methode, eine Schriftstelle aus der andern zu erklären, welche bis in die neue Zeit von unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der That nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand der letzte Regulator der protestantischen Lehre; nur ein maßvoller Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand und vorsichtig vermied auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit, als vortheilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Petersen einen Ruf als Super-

intendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehre orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und einiges von dem tausendjährigen Reiche, was ihm entschlüpft war, aufmutzten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Exaltation großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersen, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bösartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernoth gerieth, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimniß des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, sein großes Geheimniß fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor. Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner denuncirten, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatsch hing, sie beschieden sich ihre Namen auf Reisen in der Regel geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen

an warmen Gönnern und Freunden. In den Fürſtenſchlöſſern, den Häuſern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden ſie Bewunderer. Vor andern wurde der Kammergerichtspräſident Kniphauſen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Abſetzung eine Penſion des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner ſandten Geld und gewährten Fürſprache, ſo daß die Gatten im Stande waren, ſich im Magdeburgiſchen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden ſie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beſchwerden und Denunciationen in Berlin geärgert, aber die Königin ſelbſt unterhielt ſich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die ſo hoffnungsvoll war, und freute ſich, daß er zuletzt allen Argen die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die argloſen Verkünder einer bevorſtehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreiſenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch ſie wären Pietiſten, und forderten eine Unterſtützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der ſich bekehren laſſe, zehn Thaler erhalte. Zuletzt kam gar ein falſcher Oberſt und ſchlich ſich in Abweſenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doctorin ein, welche wahrſcheinlich durch eine unvertilgbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelſtand" beſonders wohlwollend gegen die diſtinguirten Gläubigen geſtimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger ſeiner argloſen Frau eine Vollmacht abſchwatzte. Auf einer Reiſe nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, ſie als Phöbe. Solche Erfolge tröſteten über den Schwall von Flugſchriften, der gegen ſie aufrauſchte. Treuherzig klagte Peterſen, daß

jeder ſich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweiſen und zum Doctor der Theologie machen wollte; reſignirt trug er auch, wenn ſelbſt die Frommen ſich an ſeine Lehre von der ſiebenten Poſaune ſtießen, oder wenn ſie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Profeſſor der Poeſie herauskehrte und in lateiniſchen Verſen, welche ihm wie Waſſer floſſen, die Krönung Friedrich's I. von Preußen und andere weltliche Ereigniſſe beſang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbſt zu Thymern, wo ſie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Beſitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu auffäſſig geworden waren. Im Jahre 1718 half Peterſen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz, den der Jeſuit Schmeltzer katholiſch gemacht, durch ſiegreiche Disputationen wieder evangeliſch herſtellen. Sie ſtarben in hohen Jahren kurz hinter einander: ſie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beſchieden, im Jahre 1740 durch den Schall der ſiebenten Poſaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußiſcher Trompeten, welche die Thronbeſteigung und den erſten Krieg Friedrich's II. anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmliſchen Zeit, welche dieſe Fanfaren anmeldeten, ſind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthuſiaſten" in Erfüllung gegangen, die Union der proteſtantiſchen Kirche, Einfügung der Juden in die chriſtliche Bildung, ja ſogar die Beſeitigung des unmoraliſchen Widerſachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blaſebalg ſo arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doctor Peterſen bei ihrem Eingange in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für ſie und ſich ſelbſt folgendes Zeugniß ablegte:

Von ihren Meinungen, die ſonderlich geweſen,
Hab' ich bis dieſen Tag noch keinen Satz geleſen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?

Ihr eingekehrter Menſch in ſanft- und ſtillem Geiſte,
Damit ſie unverrückt die Jeſus-Liebe preiſte,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin verſetzt war, wurde die Univerſität Halle der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenſchaftliche Franke mit ſeinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologiſche Leben. Dort wurde die Jugend ſyſtematiſch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um ſich geſammelt. Freilich wurden zu Halle ſofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Collegien erhielten den Charakter von Erbauungsſtunden, die Erweckung wurde zur Hauptſache, das emſige, geduldige Arbeiten in menſchlicher Wiſſenſchaft erſchien faſt überflüſſig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von Vielen mit Gleichgiltigkeit und Verachtung behandelt. Die maſſenhaften Gebete und geiſtlichen Uebungen führten zur Ueberſpanntheit, ſtatt der zügelloſen Burſchen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläſer Bier floricos oder hauſticos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, ſchlichen oder hüpften jetzt bleiche Geſellen durch die Straßen der Stadt, in ſich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geiſtesſtörungen und Verrücktheiten der ſchlimmſten Art. Vergebens warnte der gemäßigte Spener.

Von Halle verbreitete ſich der Pietismus über die andern Univerſitäten, am längſten widerſtanden Wittenberg und Roſtock, durch Jahrzehnte die letzten Bollwerke der Orthodoxie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meiſten deutſchen Territorien. Und nicht auf Deutſchland

blieb ſeine Herrſchaft beſchränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem ſlaviſchen Oſten trug dazu bei, die innige Verbindung dieſer Länder mit dem geiſtigen Leben Deutſchlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbſt die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wiſſen, durch die Pietät umgeformt, das alte ſcholaſtiſche Gezänk verſtummte, mit größerer Würde und beſſerer Gelehrſamkeit ſuchten ſie ihren Standpunkt zu vertheidigen.

Unterdeß wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Proceß der geiſtlichen Erweckung ein geheimnißvoller Akt im Menſchenleben geworden war, auf den die ganze Seele ſich krankhaft ſpannte, ſollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinſchaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen beſondern Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborner im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele verſiegelt gegen alle Sünde, er athmete in einer reinern Gottesluft, der Gnade des Lammes ſicher, ſchon hier von der Sünde gelöſt. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironiſche Antlitz des Thomaſius geblickt oder etwas von dem Menſchenverſtand der nüchternen deutſchen Rede Wolf's in ſich aufgenommen hatte, immer ſchwerer, dieſen Gemüthsproceß in ſich durchzumachen. Nicht allen gewiſſenhaften Männern glückte es damit ſo gut wie dem Juriſten Johann Jacob Moſer; kläglich und erſchütternd ſind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen Einzelner überliefert ſind, von der Qual und Selbſtpeinigung, in welcher ſich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte ſich jede Art von Selbſttäuſchung und unfreies Nachſprechen Anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erſchien es ſehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborne ein Schwärmer oder ein Betrüger ſei, zuverläſſig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Geschäft, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfingen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuthen konnte; sie gewöhnten sich auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungsstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schloßkirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Protection begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwatzen wurde bald hier bald dort die einträglichste Speculation. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmuth und niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit Vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines devoten Landesherrn eine Gesellschaft herrschlustiger Frommer ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berather vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolze, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborne Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu dutzen und zu küssen. Zumal Frauen von Stande wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen: eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um

1700 den Paſtor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenſtein verbanden ſich ebenſo nicht ohne ärgerliche Zwiſchenfälle mit frommen Separatiſten, mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdollings", wie ihr empörter Bruder ſie nannte*). In denſelben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kaſſel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame ſehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anſtößiger Verbindung mit einigen Separatiſten durch das Land zog, ſich mit zweien ihrer Begleiter als Joſeph, Maria und Jeſus verehren ließ und in ihren Conventikeln arge Unſittlichkeit großzog; ihre „Rotte" vermochte ſich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Conventikelweſen überhand, neben maßloſen und verſchrobenen zogen ſich auch feiner organiſirte Seelen mit höheren ſittlichen Anſprüchen aus der Kirche.

So geſchah es, daß ſich von allen Seiten die Oppoſition gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der geſunde Menſchenverſtand des Volkes. Wie ſich das Urtheil der Beſonnenen gegen ihn in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſtellte, ſoll hier noch an einem kurzen Beiſpiel gezeigt werden.

In ſeinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem ſpäter ausführlich die Rede ſein wird, das traurige Geſchick ſeines Bruders Ernſt Johann, der von der Univerſität Jena aus dem erweckten Kreiſe des Magiſters Brumhardt und des Profeſſor Buddeus tief zerrüttet in's elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle giebt eine ſo gute Einſicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß ſie hier mit wenigen Verkürzungen mitgetheilt werden ſoll.

„Mein Bruder war zur Rechtſchaffenheit ſo ſehr gewöhnt

*) Die ſkandalöſen Vorfälle, welche ſchon Thomaſius mit großem Behagen dargelegt hatte, ſind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geſchichte des chriſtlichen Lebens in der rheiniſch-weſtphäliſchen evangeliſchen Kirche, II, 2. und 3. Abtheil., ausführlich nach den Quellen dargeſtellt.

worden, daß er ſie auch gegen ſich ſelbſt unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es alſo vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Verſiegelung anzugeben, von wo an ſie in lauter geiſtlicher, himmliſcher Fröhlichkeit zu leben alle Urſache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: ſo wenig konnte mein Bruder dieſes Nachſprechen und geiſtliche Lügen ſich verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was Andere ſo leicht und ſo unzähligemal daher redeten. Er gerieth alſo über die Größe ſeiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemeſſene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winſelte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand ſich keine Veränderung in ſeinem Bewußtſein. Er aß ſelten Fleiſch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt ſich ganz unwerth ſeines Daſeins. Alle Nächte, wenn ich eingeſchlafen war, ſtahl er ſich heimlich aus dem Bette, ſchlich ſich in die anſtoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affekt nach und nach die Vorſichtigkeit, ſachte und leiſe zu reden; ſein helles Winſeln und Jammern weckte mich auf. Ich ſuchte ihn, und ſo wenig ich mir zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, ſo ſagte ich ihm doch zuweilen ſolche ſchöne Zeilen und Verſe, auch wol griechiſch und hebräiſch vor, daß er mich oft umarmte und ſeufzete: „Ach, wenn das mich anginge!“ Ich erwiederte zuweilen haſtig, was dies für Verkehrung eines Menſchen ſtatt Bekehrung ſei, wie dieſer Weg unmöglich richtig und wahr ſein könnte, worauf man allen Abſichten Gottes entgegen handelte und eine abſolut unnütze, recht anſtößige Creatur aus ſich ſelbſt machte. „Ja,“ ſagte er, „das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen.“ Ich ſprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unſere Stütze ſein könnte, wenn ihn nicht ſolche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernſthafter, und holete aus der Dogmatik und Polemik ſo weit aus, daß ich es wol ver-

ſtand, wofür er dieſe neuen Seelenanſtalten hielt. Indeß mußte er ſich in Acht nehmen, denn der ganze Hof war für dieſe Partei; viele waren ganz gewiß ſehr gutmeinende Chriſten, aber es waren auch ganz unleugbare Müſſiggänger und bekannte Abenteurer, die in dieſe Anſtalten eintraten und ihre gute ſehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweiſe von ihrem Leben im Fleiſche, — welche Beweiſe gar nicht ſelten oder unkenntlich waren, — halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hie und da hatte ein ſolcher Bekehrter mit ſeiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht unterſucht, es war Calumnie, und man ſetzte ihn zur Noth wo anders hin, wenn ſeine Bauern hierin zu altlutheriſch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verſtehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht ſelbſt gegangen ſei, es war ihm alſo nicht zu helfen. Man lief ſogar im Wald herum Tag und Nacht, ſo daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt Manche wieder anempfehlen, nichts Neues iſt; man ſang die neuen Liederchen mit einander; der Herzog gab freilich oft den Converſations-Wagen dazu her nebſt der leiblichen Bewirthung; ja er war oft ſelbſt der Kutſcher, um etliche fromme Schuſterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache ſo wenig, daß ich hier noch nicht alles ſage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch dieſe alte Kunſt hatte man aus den Zeiten und Anſtalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten ſollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und faſt ſichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schweſtern hin, in der That wider Chriſti Grundſatz, daß weder Jeruſalem nach Samaria den Gnadenort enthalte. Es brachten wenigſtens Viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiſte gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Abſichten, die in's Große gingen, ob ſie

gleich nachher die Sache wieder in's Gemäßigte ſetzten, weil die philadelphiſchen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer ſolchen frommen Reiſe meines Bruders ſtarb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich ſegne. Mein Bruder fand ſie eben im Sarge, als er wieder kam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte ſich lang auf ihr Geſicht und rief laut: „Ach, wäre ich unnützer Menſch an meiner Mutter Stelle geſtorben!“ Nun hatten wir alle einigen Zugang zu ſeinem Herzen, dieſe Reiſe zu Fuß hatte die Hypochondrie ſehr geſchwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorſtellungen herbeigerufen, die er ſelbſt ſich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhiget oder fing an zu glauben. Wir ſtellten ihm vor, er müſſe doch auch den Menſchen mit ſeinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerſt eine Stelle an als Präceptor in dem kleinen Waiſenhauſe, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem ſogenannten Schlößchen wohnte, in der allerſchönſten Gegend, die man ſich wählen kann. Auf der Stadtmauer ſtehet der eine Theil dieſes alten Schloſſes; unter der Mauer iſt noch ein ſchmaler Fußſteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitſchen beſchützen; aber gerade unter dieſen Bruchſtücken eines Felſen fließet die Saale, zuweilen ſehr groß und breit, ſtets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schloſſe aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte ſich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr.“

So weit der Bericht Semler's. Er ſelbſt wurde ſpäter von der herrſchenden Gemüthsrichtung angeſteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge ſeines Geiſtes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieſer frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnißvoll. Der neue König von Preußen war den Pietiſten eben ſo abhold, als ſein Vater ihnen geneigt geweſen

war. In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlsseligkeit gegenübergesetzt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in andern Bahnen, die Stillen im Lande erhielten sich nur als isolirte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerthe Missionsthätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahin flutete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Einzelner zusammengeschlossen, er hatte die Individuen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht nach einem stärkern Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtsein nationaler Einheit in einem Volke, welches für seine Selbstständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.

2.

Der Waſunger Krieg.

(1747.)

Mit Blut und Kanonendonner begann das große Jahrhundert der Aufklärung. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg tobte an der Weſtgrenze, in dem zerriſſenen Reich kämpften Baiern und Cöln unter Reichsacht im Bunde mit Ludwig XIV. gegen das Haus Habsburg.

Ohnmächtig war die Reichsverfaſſung geworden, ein Spott des Auslandes; bald kam die Zeit, wo der Deutſche ſich frug, wie das Reich doch noch immer zuſammenhalte. Im Oſten ſtanden die Hohenzollern bereits mächtig neben den Habsburgern, auch die Hohenzollern ſeit dem Beginn des Jahrhunderts Könige außerhalb des Reiches, das Kurhaus Sachſen kurz vorher im unſichern Beſitze der polniſchen Wahlkrone.

Noch brannten die Scheiterhaufen über verurtheilten Hexen, noch haderten die Geiſtlichen der drei Confeſſionen in unerquicklichem Streit, noch lag auf den Maſſen die Intoleranz der Kirche, der Druck der Armſeligkeit, der Mangel an großen politiſchen Intereſſen, die Kläglichkeit der kleinen Souveräne und ihrer Höfe.

Immer ſchroffer wurde die Trennung der Stände. Der Edelmann, welcher nicht auf ſeinem Gut „verbauern" wollte, regierte zuweilen als Beamter ſeines Fürſten in den Städten, oder er ſuchte eine Officierſtelle, oft noch in fremden Heeren;

am liebsten zog er sich an den Hof, wo er mit seinem Gebieter tafelte, jagte, und in der Aufregung kleiner Intriguen und dem Ceremoniel des Hofdienstes nicht weiser und nicht mannhafter wurde. Der Begriff von Hoffähigkeit und von den höfischen Rechten des Adels wurde immer einflußreicher. Noch waren zuweilen die bürgerlichen Rechtsgelehrten des Landesherrn seine Vertreter auch gegen einen andern Staat, aber doch nur aus Noth, weil im Adel die geschulten Kräfte fehlten. Die Person des Landesherrn war von der ersten Jugend an vom Hofadel umgeben, dem nur zuweilen noch der Geistliche oder ein bürgerlicher Erzieher gegenüberstand. Die Etikette erlaubte dem Fürsten nur in einzelnen Fällen, in bestimmten Formen, mit dem Bürgerlichen zu verkehren. Es kam vor, daß ein guter Landesvater sich in einen Privatmann maskirte, in eine entlegene Stube zurückzog, einen alten Schlafrock anzog und eine Pfeife in den Mund nahm, um mit seinen Bürgern direct verkehren zu können und aus ihrem eigenen Munde ihre Wünsche zu hören. Während solcher Stunden war seine fürstliche Würde gewissermaßen suspendirt; trat er aus dem Zimmer heraus, so umgab ihn der Bann des Hofes.

Und doch fanden gerade in dieser Zeit zahlreiche Mesalliancen statt. Noch durchbrach bei vielen vom hohen Adel eine wilde Natur den Zwang des Hofbrauches, und mehr als einmal wurde bürgerlichen Mädchen der zweifelhafte Vorzug, zur angefeindeten Gemahlin eines Fürsten aus altem Geschlechte zu werden. Selten erhielt die Frau durch den Kaiser die Rechte der Ebenbürtigkeit, in der Regel wurde die Ehe morganatisch geschlossen, den Kindern die Succession versagt.

Zu den deutschen Fürsten, deren Leben durch eine solche Verbindung aus dem Geleis gebracht wurde, gehört Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. Geboren 1687, der jüngste von drei Brüdern, wurde er nach dem alten

Brauch seines Hauses Mitregent des Landes in der Art, daß der älteste Bruder die höchsten Regierungsrechte ausübte, die jüngeren aber einen Antheil an den Landesrevenüen erhielten. Als junger Prinz hatte er Reisen gemacht, im Erbfolgekrieg durch einige Campagnen als kaiserlicher Officier gedient, beim Frieden von Rastatt war er als Generalmajor von der Armee geschieden. Ein feuriger Jüngling, höflich und gewandt, leutselig, wie jüngeren Prinzen ziemt, nicht ohne einige geistige Interessen, — er hat, der herrschenden Mode folgend, eifrig Kunstsachen und Naturmerkwürdigkeiten gesammelt, — von lebhaftem Geist, ritterlicher Haltung, war er der Liebling des Landes, das er nur dem Namen nach beherrschte. Was ihn erfüllte, trieb er eigenwillig, rücksichtslos, mit einer eisernen Ausdauer, die ihn wol zu Großem gebracht hätte. Da wurde sein Geschick, daß er Philippine Cesar, die Tochter eines hessischen Hauptmanns, Kammerfrau seiner Schwester, der Aebtissin von Gandersheim, liebgewann; er führte sie nach Holland und ließ sich mit ihr trauen.

Mehre Jahre umhüllte er seine Ehe mit Geheimniß. Sein Leben wurde unstät, seine Gemahlin hatte er in Amsterdam geborgen, die Diener hatten strengen Befehl, seinen Wohnort zu verbergen, Briefe von Haus empfing er auf Umwegen, er selbst fuhr nur ab und zu in das Land seiner Väter. Als ihm aber seine Gemahlin immer werther wurde und einige Söhne geboren hatte, da erwachte die Hartnäckigkeit seiner Natur: er offenbarte seine Vermählung und verlangte von der Familie die Anerkennung der Ehe, die Succession für seine Kinder.

Jetzt brach der Unwille seines stolzen Hauses aus. Die Anerkennung wurde verweigert. Nach Ansicht der deutschen Höfe war eine solche Ehe allerdings eine Monstrosität, aber es war immerhin zweifelhaft, ob die Bestimmungen des Lehnrechts genügten, gerade diese Ehe für ungiltig zu erklären. Deshalb traten sämmtliche Herzöge von Sachsen 1717 zusam-

men und beſchloſſen, daß alle nicht ebenbürtigen Verbindungen in ihrem Hauſe nur als morganatiſche Ehen angeſehen und den Kindern daraus niemals Succeſſionsrechte eingeräumt werden ſollten*).

Anton Ulrich blieb feſt. Er ſollicitirte am kaiſerlichen Hofe und kämpfte unermüdlich gegen die Räthe des Landes, welche den großen Zwiſt benutzten, auch die Revenüen des Herzogs zu verkürzen. Aber durch ſchmale Koſt war ſeine Natur nicht zu beugen. Als 1722 der letzte Lehnsträger des Altenſteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die Commiſſäre der Regierung ſchon um das Sterbebett ſtanden, das erledigte Lehen in Beſitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schloßhof, trat trotz dem Proteſte der Räthe, die doch auch ſeine Diener waren, in das Zimmer des Sterbenden, ſang das Abendlied und die Bußgeſänge mit und übernachtete mit Gewehr und Piſtolen im Schloſſe. Sobald der Vaſall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Totenzimmer und nahm nach altem Brauche Beſitz von dem erledigten Lehen, indem er ſich in einen rothſammtnen Lehnſtuhl mit den Worten niederſetzte: „Hiermit ergreife ich Poſſeſſion für meinen dritten Theil, unbeſchadet der zwei Drittheile meiner Herren Gebrüder.“ Dabei rief er ſeine Begleiter zu Zeugen, rückte kräftig, wie der Brauch vorſchrieb, mit der Hand an dem Tiſche, dem Symbol der beweglichen Habe, daß das Gießbecken umſchlug, und ließ einen Span aus der Thür des Sterbezimmers und des Gaſtzimmers ausſchneiden. Darauf nahm er die Anweſenden, welche ſich nicht durch Flucht entzogen hatten, in Pflicht, ritt aus dem Schloſſe, ſchnitt Splitter aus dem Eichwald und Raſenſtücke aus den Wieſen als ferneres Zeichen der Beſitzergreifung, und kehrte nach Meiningen zurück. Als er aber wiederkam, fand er

*) Es galt als beſonders anſtößig, daß eine ältere Schweſter der Gemahlin Anton Ulrich's gerade in Meiningen an den herzoglichen Kapellmeiſter Schurmann verheiratet war.

das Burgthor verschlossen und mit Grenadieren besetzt; seine Drohungen und Protestationen hatten keinen Erfolg.

Damals hatte er den Wunsch gehabt, mit Gemahlin und Kindern ein friedliches Leben in einem eigenen Besitzthum der Heimat zu führen. Es sollte ihm so gut nicht werden. Seine Brüder brachten ein Conclusum des Reichshofraths aus, nach welchem er Frau und Kinder gar nicht in das Land seiner Väter führen, und wenn er es wagte, für diese niemals den fürstlichen Titel usurpiren sollte. Er aber zog jetzt selbst nach Wien und bewirkte dort durch große Geldsummen und durch seine Kriegsbekanntschaften, — der spanische Minister Marquis de Perlas war sein Beistand, — daß Kaiser Karl VI. Frau Philippine in den Fürstenstand des heiligen römischen Reichs erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachsen mit allen Fähigkeiten und Gerechtigkeiten, also auch der Erbfolge.

Dagegen aber erhob sich wieder das ganze Haus Sachsen und die durch Erbverträge interessirten Hohenzollern und Hessen. Zunächst jedoch war Anton Ulrich Sieger. Sein ältester Bruder starb, der zweite war ein schwacher Mann. So wurde er im Jahre 1729 wirklicher Mitregent des Landes; da führte er seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn unter dem Herzogshut in Meiningen ein. Elf Jahre lang freute sich der trotzige Fürst, seinen Willen durchgesetzt zu haben. Aber ihn selbst hatte der Kampf gegen sein Haus verbittert, und zu der Unruhe und Gewaltsamkeit war ihm eine Streitsucht gekommen. Widerwärtig und endlos war der Zwist um die Regierung, die Zerwürfnisse mit seinem Bruder und dessen Günstlingen; das kleine Land war in zwei Parteien getheilt, Minister und Beamte schlugen sich auf die eine oder andere Seite, zuweilen stand die Regierungsmaschine ganz still. Der Herzog lebte mit Gemahlin und Kindern meist außer Landes, in Wien. Die Processe mit den Agnaten um die Ebenbürtigkeit, welche immer noch fort-

liefen, ärgerliche Händel mit den Nachbarn wurden ihm ein düsterer Genuß. Er hatte sich nicht unbedeutende Kenntniß in den Formen des öffentlichen Rechts erworben und führte alle seine Processe selbst; sie scheinen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch genommen zu haben.

Aber dem Siege sollte schmerzliche Niederlage folgen. Der neue Kaiser aus dem Hause der Wittelsbacher, Karl VII., war bei seiner Erwählung in sehr bestimmter Rücksicht auf die Angelegenheit Anton Ulrich's durch die Wahlcapitulation verpflichtet worden, keine notorischen Mißheiraten zu legitimiren, und wo dies bereits früher geschehen sei, das Erbfolgerecht solcher Kinder für null und nichtig zu erklären. Deshalb ward die Standeserhöhung der Herzogin von Meiningen und ihrer Kinder widerrufen. Anton Ulrich recurrirte an den Reichstag. Vergebens. Auch dieser erklärte, daß der Herzog abzuweisen sei, und Kaiser Franz I., der Lothringer, bestätigte diese Abweisung.

Es war ein grausames Spiel des Schicksals. Die Gemahlin des Herzogs hatte das Glück, die letzte kaiserliche Entscheidung nicht zu erleben: sie starb wenige Wochen vorher, während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Himmel und Erde in Bewegung setzte, das Geschick abzuwenden. Aber noch um ihren Sarg haderten die Parteien. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beisetzung des Leichnams im fürstlichen Erbbegräbniß, ja auch das fürstliche Trauergeläut. Anton Ulrich stürmte von Frankfurt nach Meiningen und befahl Geläut und Beisetzung; Gebot und Verbot kreuzten einander durch mehre Wochen, bald wurde geläutet, bald wieder aufgehört. Da Anton Ulrich, der wieder nach Frankfurt geeilt war, die Beisetzung des Sarges an jedem andern Orte als im Erbbegräbniß verboten hatte, so wurde der Sarg in einem Zimmer des Schlosses mit Sand überdeckt; dort stand er anderthalb Jahre, bis im Jahre 1746 auch der letzte Bruder Anton Ulrich's starb. Da ließ der

Herzog, um seiner Gemahlin noch im Tode Satisfaction zu verschaffen, die Leiche des Bruders in fürstlichem Trauerschmuck zur Schau ausstellen und dann in dasselbe Zimmer neben den Sarg seiner Gemahlin stellen und wie diesen mit Sand überschütten. Dort standen die beiden Särge noch ein Jahr, dann wurden sie beide zugleich still im Erbbegräbniß beigesetzt.

Jetzt war Anton Ulrich, einst der jüngste seiner Familie, Alleinregent und Senior seines Geschlechts, aber Meiningen war ihm verleidet; er durfte seine geliebten Kinder daheim nicht als Herzöge einführen, darum zog er zu ihnen nach Frankfurt. Seine Agnaten verbargen kaum die Ungeduld, mit welcher sie auf seinen Tod warteten, um das Erbe des letzten Meiningers in Besitz zu nehmen. Der größte Theil seines Lebens war im Streit gegen sie verlaufen, jetzt übte er Rache. Er vermählte sich ihnen zum Possen, dreiundsechzig Jahre alt, mit einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Aus der ersten Ehe waren ihm zehn Kinder geboren, aus der zweiten wurden ihm noch acht. Jede neue Geburt zeigte er den Agnaten auf einem Bogen im größten Royalfolio an.

Er starb 1763 zu Frankfurt am Main. Noch in seinem Testamente bricht der trotzige Wille aus, die beiden Söhne erster Ehe als Miterben in sein Land einzuführen. Alle Kinder der ersten Ehe starben unvermählt.

Es war ein verfehltes Leben, aber es verdient wol die Theilnahme einer spätern Generation. Eine starke Leidenschaft verstörte seine Tage bis zur letzten Stunde. Mit einer großen Liebe drang auch ein Strom von Galle in sein Herz, ohne Aufhören rinnend; seine Zeit, sein Geld, alle seine Talente wurden in dem traurigsten aller Kämpfe, in Familienhändeln, verwendet. Großes versprach seine glänzende Jugend, und sein ganzes Mannesalter, wie fruchtlos wurde es für Andere, ja für ihn selbst! Noch als Greis saß er in einer fremden Stadt, getheilt zwischen seiner Vergangenheit und der neuen Häuslichkeit, in der er sich nicht mehr behaglich einleben konnte. Sein

Geiſt, einſt ſo lebhaft und rührig, ſein unbeugſamer Wille, ſie waren durch ſeine perſönlichen Angelegenheiten ſo eingenommen, daß er als wirklicher Regent ſeines Landes nicht mehr das Intereſſe hatte, ſeine Pflicht zu thun.

Er war im Unrecht geweſen, als er die Tochter eines Bürgers geheiratet hatte; denn wenn auch noch kein Hausgeſetz die nicht ebenbürtige Ehe verbot, er hatte ſeine Ehe heimlich, ohne Wiſſen ſeiner Mutter und des älteſten Bruders, des Seniors ſeiner Familie, geſchloſſen. Niemand ſoll ſich ſo ohne offenes Ausſprechen von ſeiner Familie löſen, am wenigſten der Regent eines Landes. Ja er hatte vielleicht im Anfange gar nicht die Abſicht gehabt, ſeine Gemahlin zur Herzogin zu machen.

Aber auch das Verhalten ſeiner Verwandten iſt nicht tadellos. Abgeſehen von kleinen Ungerechtigkeiten und Chikanen, mit denen ſie den reizbaren Fürſten quälten, auch wirkliche Rechte deſſelben verkürzten, waren die unförmlichen Klagſchriften derſelben, die zum Reichshofrath und zum Kaiſer liefen, ſogar öffentlich verbreitet wurden, in einem Tone gehalten, der den Fürſten mit Recht empörte. Die Ceſarin wird darin eine gemeine Weibsperſon genannt, ihre Kinder Baſtarde, es wird bezweifelt, daß überhaupt eine Ehe geſchloſſen ſei, und Aehnliches, was dem rabuliſtiſchen Stile der damaligen Streitſchriften anzuhängen pflegte. Und vollends unerhört, — ſo viel uns bekannt, auch in der Fürſtengeſchichte, — iſt der Widerruf einer bereits vollzogenen Standeserhöhung.

Es war nicht unnatürlich, daß Anton Ulrich durch eigene Erfahrung auch einen Widerwillen gegen die Standesprätenſionen des niederen Adels am Hofe erhielt, und es lag ganz in ſeinem Weſen, daß er ſeinen Haß bei Gelegenheit mit rückſichtsloſer Härte offenbarte. Das that er kurz nach dem Tode ſeiner Gemahlin dem verwaiſten Hofe von Meiningen*).

*) Für dieſe Darſtellung ſind benutzt: Archiv für die Herzogl. Sächſ. Meiningiſchen Lande II, 1834; darin: Biographie Anton Ulrich's. — Der Waſunger Krieg von A. von Witzleben, 1855. — Ferner die als

Im Fürſtenſchloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeiſterin Chriſtiane Auguſte von Gleichen den erſten Rang. Unter den andern hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsräthin und Frau eines eben erſt geadelten Mannes, den ſie noch dazu auf nicht regelmäßigem Wege geheiratet hatte. Denn ihr Mann war Hauslehrer in ihrem elterlichen Hauſe geweſen, ſie war mit ihm entflohen und hatte, nach manchen Beſchwerden, eine Verſöhnung mit ihrer Frau Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgeſetzt. Jetzt wurde ſie durch den Herzog Anton Ulrich von Frankfurt aus protegirt, wie der Hof raunte, weil ihre Schweſter den Vorzug hatte, die Huldigungen des alten Herrn zu empfangen. Natürlich durfte ſie nur nach dem Patent ihres Mannes rangirt werden, aber leider erhob ſie Prätenſionen, weil ſie ſelbſt vom hohen Adel wäre. Als ſich nun im October 1746 die Thüren des Speiſezimmers öffnen ſollten und der Page ſchon zum Gebet bereit ſtand, da trat der Oberſtallmeiſter an die Frau Landjägermeiſterin und ſagte: „Sereniſſimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben ſoll.“ Frau von Gleichen erwiederte, das werde ſie ſich nicht gefallen laſſen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günſtige Aufſtellung genommen und ſchnitt der Frau Landjägermeiſterin den Vortritt ab, bevor dieſe es hindern konnte. Doch die entſchloſſene Frau Landjägermeiſterin war weit entfernt von feiger Submiſſion. Sie eilte um den Tiſch zu dem herzoglichen Cabinetsminiſter und gab ihm die Erklärung ab, welche einer Dame von Charakter nach ſo unerhörter Beſchimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, ſo werde ich

---

Manuſcript gedruckten Beſchwerdeſchriften des Meininger Hofes gegen Anton Ulrich von 1721, 1733, 1745, 1747. — Die Erzählung des Lieutenants Rauch ſelbſt iſt der Handſchrift deſſelben entnommen, welche ſich in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet.

dieſelbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein Paar Worte ſagen, welche ſehr verdrießlich werden können.“ Der Cabinetsminiſter war in Verlegenheit, er kannte den reſoluten Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr den Rath, ſich vor dem Gebet vom Tiſche zu erheben, dann werde ſie jedenfalls als erſte hinausgehen und den Vortritt haben. So maintenirte die Frau Landjägermeiſterin ihren Poſten, aber ſie hatte ſich ſehr alterirt; und alterirt war der ganze Hof, ja er ſpaltete ſich in zwei Parteien. Dieſer Streit der Damen ſetzte das ganze heilige römiſche Reich in Bewegung, verurſachte einen Feldzug zwiſchen Gotha und Meiningen und wurde erſt durch Friedrich den Großen in einer Weiſe beendigt, welche ſehr an die Fabel von dem Löwen erinnert, welcher den Königsantheil für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm.

Frau von Gleichen wandte ſich an den abweſenden Herzog um Reparation. Sie erhielt eine ſtarke und ungnädige Antwort. Empört durchforſchte ſie das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Comteſſe mit mehr Energie als Zartgefühl dargeſtellt wurden. Ueber dies Pasquill oder „libellus famosus“ beklagte ſich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn in Frankfurt, und ſeitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeiſterin, welches ſelbſt damals für hart und grauſam galt. Sie ſollte der Frau von Pfaffenrath knieend Abbitte thun und ſie auf das bußfertigſte um Vergebung bitten; und als ſie ſich mit den Worten weigerte: „Lieber ſterben,“ wurde ſie nach dem Rathhauſe in Arreſt gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann ward in ein ungeſundes Gefängniß geſteckt. Unerſchüttert durch ſo große Leiden bat die Frau Landjägermeiſterin in einem ſchönen Briefe voll Selbſtgefühl und nobler Geſinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, um ihre Demiſſion aus dem Hofdienſt und die Erlaubniß einer gerichtlichen Defenſion gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeſchlagen. Im Gegen-

theil wurde sie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten, und als sie sich wieder weigerte, fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten, und der Landrichter las ein Decret ab, in welchem dem Volke verkündet wurde, das Pasquill solle vor den Augen der Landjägermeisterin durch den Schinder verbrannt werden und einem jeden Menschen solle bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängniß verboten sein, noch von der Sache zu sprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt und Frau von Gleichen wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Dem wiederholten Mandat des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und seine Regierung, die Eheleute von Gleichen freizugeben und nach geschriebenem Rechte zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III. von Gotha durch dasselbe Gericht das Commissoriale, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu schützen und selbige aus der Gefangenschaft in Meiningen in sichere, doch ohnnachtheilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen; man ließ aber seinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm seine Briefe nicht ab, sondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, so habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwischen Gotha und Meiningen bestanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüstete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Execution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländischem und in kaiserlichem Dienste gegen Subsidien sechstausend Mann Infanterie und fünfzehnhundert Mann Cavallerie unterhielt. Außerdem besaß er eine große Anzahl Geschütze und ein starkes Officiercorps mit mehren Generälen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, sie bestand fast nur aus dem

alten Defenſionswerk, Milizen von geringem militäriſchem Geſchick. Dieſe zog man zuſammen und befeſtigte Meiningen, ſo gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Schlachtengott nicht beſtimmt, daß Meiningen ſelbſt das Kampfobject werden ſollte; denn die losgelaſſene Kriegsfurie begnügte ſich, um die meiningenſche Landſtadt Waſungen zu raſen. Und zwar war es ein verhängnißvoller Zufall, daß gerade dieſer Ort Schauplatz des Krieges werden mußte; denn bei Ohrenbläſern galt er für das Schilda oder Schöppenſtädt Meiningens, und im Lande rollte eine lügenhafte Geſchichte von ſeinen Rathsherren und einem großen Kürbis umher. Der Rath ſollte den Kürbis verkannt und als ein fremdes Pferdeei betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Rathsherren auszubrüten ſei.

Die kriegeriſchen Händel, welche jetzt mitten in Deutſchland zwiſchen den thüringiſchen Staaten Gotha und Meiningen ausbrachen, ſind unter dem Namen des Waſunger Krieges bekannt. Für die Kriegsgeſchichte haben ſie keine Wichtigkeit; um ſo charakteriſtiſcher ſind ſie für Bildung und Zuſtände der Periode, in deren Ende ſie fallen. All die Miſère im deutſchen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unſittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Zopf und Unbehilflichkeit der Reichsarmee erſcheinen dabei ſo maſſenhaft, daß ſie wol Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernſt, die Hilfloſigkeit des deutſchen Reiches, zu grell an's Licht träte.

Von hier übernimmt der gothaiſche Lieutenant Rauch als Theilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in ſeinem Tagebuche, wie folgt.

„Den 15ten Februar früh Punkt ein Uhr brach unſer ganzes Commando von Tambach auf und marſchirte mit brennenden Flambeaux durch den Wald, über den ſogenannten Roſengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem heſſiſchen Dorfe Flohe eintrafen; unſer Herr Gott wußte, wo wir hin

wollten, aber wir nicht. Wir ſetzten unſern Marſch immer fort, durch Stadtſchmalkalden durch und gerade auf Mittelſchmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningenſchen Dorfe Niederſchmalkalden ankam, ſtand ein Lieutenant mit ungefähr vierundzwanzig Mann Landmiliz uns quer vor dem Wege und ließ uns nicht paſſiren. Hier mußten alle drei Corps Halt machen. Der Major von Benkendorff nebſt dem Oberlieutenant ritten auf den daſtehenden commandirenden Lieutenant zu; der Herr Major fragte ihn: was das wäre, oder was das heißen ſollte, daß er uns nicht wollte paſſiren laſſen? ob dieſes hier nicht eine offene Landſtraße wäre? Der Lieutenant beantwortete mit Ja! es wäre eine Landſtraße, aber er hätte Befehl, uns nicht paſſiren zu laſſen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm ſagen, was er wollte, der Lieutenant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in ſeine Taſche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Worauf der Major dem Lieutenant ſagte: wenn er ihn mit ſeinem Volke nicht paſſiren ließe, ſo würde er durchſetzen.

Der Lieutenant gab kurze Antwort: das könnten wir thun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt ſogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Lieutenant zu und wollte ſehen, ob er ſich etwa ſollte behandeln laſſen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei ſeinem Worte: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von ſeinem Herrn. Darauf commandirte der Herr Major an die Garde: Marſch! Marſch! und ſetzte durch.

Bei dieſem Durchjagen mochte wol ein Pferd dem meiningenſchen Lieutenant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der Lieutenant aber erholte ſich, ergriff ſein Gewehr und ſchoß den Wachtmeiſter

Starke von der Garde, weil er hinten ſchloß, in den Hinterſten, daß ſich auch ſein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugeſprungen wäre und das Pferd beim Zügel gefaſſet hätte. Mein guter alter Lieutenant aber, als er Feuer gegeben, begab ſich auf's Laufen. Der Reiter aber, Namens Stähm, jaget ihm ſogleich nach und will ihm den Kopf entzweihauen; der Lieutenant aber hält ſein Gewehr über'n Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulverſack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen hat. Mein alter Lieutenant aber will weiter laufen und ſpringt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er iſt nun fort. Der Grenadier Hellbich aber ſchlägt an, und ſchießt meinen alten Lieutenant Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, ſo daß er Knall und Fall zu Boden lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, ſo noch darum ſtanden, ſahen das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von den Granaten unter ſie, daß ſie ſich rührten und über Zäune und Felder hinwegſprangen. Da lag nun der alte Lieutenant Zimmermann; ich ſprang hinzu und gedachte, er möchte nur eine Bleſſur haben, aber er war tot.

Unterdeſſen blieben wir immer in unſerm Marſche hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir es uns verſahen, kam der Major von Benkendorff mit der geſammten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil ſie im Dorfe alle Straßen mit Wagen und Karren verſperrt hatten; er kam juſt noch zum Luſtfeuer der Granaten. Der Herr Major rief ſogleich den Bauern zu, ſie ſollten den Schulzen, oder wer ihre Obrigkeit im Dorfe wäre, herauskommen laſſen, wenn ſie ihr Dorf nicht wollten angeſteckt haben.

Der Schulze und die Bauern, welche ihren alten Lieutenant tot liegen ſahen, den ſie jederzeit für eine Landwehr gehalten hatten und welche auch von weitem einige Granaten in ihren Gärten gemerkt hatten, waren in Angſt und ſtürmten

an die Glocke, daß alle Bauern in der Geschwindigkeit herbei mußten.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarschiren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu passiren hatten und wo wiederum ein Officier mit dreißig Mann Landmiliz commandirt stand; sie verkündigte, was von uns in dem Dorfe Niederschmalkalden geschehen. Der Officier aber, welcher ein Schuster seiner Profession war, als er von den geflüchteten Leuten einen solchen Rapport erhält, nimmt seine Mannschaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Wasungen zu, ehe er uns zu sehen bekommt. Wir aber wissen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk steht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie im Dorfe Schwallungen ein Officier mit Volk da stände und das Thor besetzt hätte. Wir kehren uns aber an alles nicht, setzen unsern Marsch immer fort.

Als wir vor dem benannten Dorfe ankamen, setzten wir uns in Züge, machten die Bajonnets wieder auf, und gedachten: wie wird es nun da zugehen! Wir marschirten fort; als wir an's Thor kamen, war Officier und alles Volk davon gelaufen, und war nicht ein einziger Mensch, der uns einen Widerstand thun wollte. Wir marschirten mit unsern aufgepflanzten Bajonnetten gerade durch; da sahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgerissenen Schusterfähndrichs in der Montirung und den Patrontaschen aus den Bodenfenstern gucken.

Mein guter Schusterfähndrich war weg, und hatte sich mit der Mannschaft, so mit ihm gegangen, zu Wasungen in das Thor postirt, wo wieder ein Lieutenant, welcher ein guter Bartputzer war, — welches ich aus der Erfahrung nach diesem erkannte, weil er mich selbst barbieret, — sich postirt hatte und uns erwartete. Das Thor von Wasungen war zweimal

mit Blockthoren feſt zugemacht, aber eine Schildwache ſtand außen, worauf der Major von Benkendorff dieſer zurief: ſie ſollte aufmachen. Die Schildwache aber excuſirte ſich, ſie könne es nicht; benannter Herr Major fragte ſie: „wer ſonſten?“ ſie antwortete: „der Lieutenant.“ Der Major ſagte: er ſolle ſeinen Lieutenant rufen, worauf er eiligſt lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzerlieutenant angeſtiegen, der Mann war vor Angſt ſchon tot und im Geſicht weißer als ſein Hemd. Der Herr Major redete ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Thore zugemacht wären; ob hier nicht eine offene Landſtraße durchginge? Er beantwortete es mit Ja! — Alſo, ſagte der Major von Benkendorff, ſollte er augenblicklich aufmachen, oder wir wollten es ſelbſt thun. Als er dieſes Compliment von dem Herrn Major ſolenniter bekam, war er vollends halbtot. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, ſondern die Rathsherren, die hätten das Thor verſchloſſen. Die Antwort war: er möge gleich die Rathsherren beiſchaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief, als wenn ihm der Kopf brennte; unterdeſſen aber der Schuſterfähndrich ließ ſich nicht hören noch ſehen.

Endlich kamen die Rathsherren herbei.

Als ich dieſe Männer zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen ſah, dachte ich: was Teufel! ſind das Rathsherren? das mögen wol ſchöne ſein. Der Rathsherr ſah doch noch ein bischen reputirlich aus, aber der Bürgermeiſter war bis in die Kniekehlen voller Kuhdünger, und mußte eben vom Stallausmiſten geholt worden ſein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob ſie die Rathsherren wären? Sie antworteten: Ja; was unſer Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landſtraße auf Nürnberg wäre? Sie ſagten: Ja. Warum ſie denn die Thore zumachten und verſperrten, und uns nicht durchpaſſiren laſſen wollten? Der Rathsmeiſter aber antwortete: ſie hätten Befehl von ihrer

Herrſchaft, kein Volk durchpaſſiren zu laſſen; deswegen müßten ſie das Thor zuhalten, und ſie müßten thun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte und ſagte zu ihnen: ſie müßten uns aufmachen und nur geſchwind, denn wir müßten weiter marſchiren, und wenn ſie nicht aufmachten, ſo würden wir es ſelbſt thun. Der Rathsmeiſter beantwortete dies und ſagte: wir könnten machen, was wir wollten, er aber dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen laſſen. Der mit Kuhmiſt beſchmutzte Bürgermeiſter aber fing an: Ja! wenn wir weiter marſchiren wollten, ſo könnten wir ja da hinten weg marſchiren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur ſollteſt den verfluchten kothigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir ſogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Commando ſollten hervorkommen, welches augenblicklich geſchah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob ſie im guten aufmachen wollten, ſonſt ließe er die Thore gleich einhauen; ſie thäten jetzt ſehen, daß wir ſelbſt aufmachen könnten, wenn ſie ihre Thore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, ſie würden ſich reſolviren und aufmachen, aber ſie ſagten, ſie machten nicht auf, und wir könnten thun, was wir wollten. Hierauf rief der Herr Major: „Allons Zimmerleute, hauet die Thore ein.“ Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen. Wie ſich das Pochen und Krachen anfing, hätte ein Menſch ſehen ſollen, wie die Rathsherren, worunter der Bürgermeiſter mit war, und der halbtote Bartputzerlieutenant anfingen zu laufen, als ob ſie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Thore eingehauen und marſchirte das ganze Commando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Thore hineinmarſchirten, ſtanden der gute Barbierlieutenant und der Schuſterfähndrich mit ihrer Mannſchaft da, präſentirten ihr Gewehr und ſalutirten alle beide vor unſern Officieren des Commandos.

Hier hielten wir nun alle, wie wir waren; ein jeder war hungrig und durſtig. Wir Officiere ſelbſt ließen uns was zu trinken von Bürgersleuten holen; wir ſtanden und ſahen einander an und fragten einer den andern. Es lag Schnee und war kalt, die Leute fingen an ungeduldig zu werden. Ich ging in den Gaſthof, wo der Herr Obriſtlieutenant bei den Räthen war, ſie deliberirten, ich konnte nicht mit ihnen zu ſprechen kommen. Die Bürgersleute brannten ſchon Licht an, es wollte kein Ende daraus werden.

Endlich kam der Herr Obriſtlieutenant und ſchickte ſogleich nach den Rathsherren, welche ſchon alle in ihrer Verſammlung waren, wegen des eingehauenen Thores deliberirten und ihren Bericht nach Meiningen machten. Der Rathsmeiſter aber mußte den Braten wol merken, er machte ſich auf die Seite und ließ die andern alle ſitzen, denn alle Menſchen mochten wol einſehen, daß wir nicht weiter konnten, da es Nacht war. Da nun der Rathsmeiſter weg war, wollte keiner zum Obriſtlieutenant hingehen und rief immer einer den andern. Endlich bequemte ſich doch einer und ſagte: „Einer muß hin, es mag paſſiren, was will.“ Als dieſer zum Obriſtlieutenant kam, wurde ihm der Vortrag gethan, die Stadt müßte uns ein Nachtlager geben, ſie wollte oder wollte nicht. Der Herr Obriſtlieutenant ſagte noch: morgen mit dem Frühſten marſchiren wir fort; die Bürger wären nicht ſchuldig, den Soldaten auch nur das Geringſte zu geben, denn dieſe müßten für ihr Geld leben; wenn ſie es aber bezahlten, könnte man ihnen alles geben; und er ſollte ſich nicht lange beſinnen. Der Rathsherr bat um Vergebung und ſagte: er könnte es für ſich nicht thun, er wollte mit den andern Collegen darüber ſprechen, wie ſie geſinnt wären.

Darauf marſchirte ich mit dem guten Rathsherrn wieder fort nach dem Schlundhauſe zu, wo die andern Rathsherren ſaßen. Als ich mit dem Bevollmächtigten in die Stube trat, brachte er des Herrn Obriſtlieutenant ſeine Worte vor und

meldete, daß der Herr Commandant ein Nachtquartier für die Völker haben wollte, denn Nacht wäre es, morgen mit dem Tage müßten sie wieder marschiren. Er könnte den Bürgern nicht helfen, sie wollten oder wollten nicht. Wenn sie es nicht thun wollten, sie sollten es dem Herrn Lieutenant Rauch nur sagen, so ließe er die Leute truppweise in die Häuser rücken, möchte sie bekommen, wer sie wollte; denn die Soldaten lebten für ihr Geld. Kein Bürger wäre schuldig ihnen etwas zu geben, als eine warme Stube und eine Lagerstatt.

Hier soll nun ein jeder hören, was bei den Rathsherren für Dinge vorkamen. Der erste fing an und sagte: „Ich gebe mein Wort nicht dazu, wer hat sie geheißen so lange hier warten, sie hätten schon lange weiter marschiren können, wenn sie gewollt hätten.“ Der andere sagte: „Ihr habt Recht, Gevatter Kurtz, ich wollte mich lieber zerreißen, ehe ich das wollte mit eingeständig sein.“ Der dritte fing an und sagte: „So! Erstlich haben sie uns die Thore eingehauen, und da sie nicht weiter kommen können, sollen wir auch noch Quartier geben; durchaus nicht.“ Der vierte sagte: „Der Herr Commandant scheint ein braver Herr zu sein, er mag aber sagen, was er will, es bleibet doch nicht dabei, man muß ihnen doch etwas zu essen geben, denn sie bringen ja nichts mit.“ Der fünfte fing an und sagte: „Das war recht, Herr Gevatter Hopf, weiß Er noch, wie es uns ging, als die kaiserlichen Reiter kamen? die machten es ebenso. Darnach hatten wir sie, weg konnten wir sie nicht wieder bringen, wir mußten sie brav behalten.“ Der sechste sagte: „Das geht gar nicht an, wir können ihnen kein Quartier geben, wir müssen zuvor einen Befehl von unserer Herrschaft haben, sonst werden wir gestraft.“ Der siebente fing an: „Habe ich nicht gesagt, ihr Herren, daß es so würde kommen, was halten die Leute so lange draußen? Gelt, der Rathsmeister Herr Läufer hat sich aus dem Staube gemacht und ziehet seinen Kopf aus der Schlinge; da sitzen wir nun. Gebt Achtung, sie sprechen, sie

wollen morgen wieder fort, ja, ſie ſind geſtern und heute marſchirt, ſie werden morgen brav liegen bleiben und morgen einen Raſttag halten. Meine Gedanken betrügen mich nicht; wie wäre es denn, ihr Herren, wenn wir einen Mann zu Pferde nach Meiningen ſchickten?"

Ich hatte den ganzen Rathſchluß mit angehört; jetzt fing ich an und ſagte: „Ihr Herren, ihr kommt zu keinem Schluß, es wird kein Ende und kein Stiel daraus, ich will das meinem Commandanten wieder melden, es mag euch darnach gehen, wie es will." Der aber, ſo mit mir beim Oriſtlieutenant geweſen, bat mich, ich ſollte nur noch ein klein wenig verziehen, ſie wollten nur zu dem Herrn Rentcommiſſarius Sachſe und dem Herrn Stadtſchreiber ſchicken und dieſe befragen. Hier ging der Streit wieder an, keiner wollte dahin gehen. Endlich ließ ſich einer bereden, kam aber gar bald wieder und ſagte, ſie wären alle beide nach Meiningen geritten, als wir die Thore eingehauen hätten. Da fing ich an: „Nun, ihr Herren, macht was ihr wollt, ich warte keinen Augenblick mehr."

Darauf fing der achte und letzte an, welcher mit mir beim Obriſtlieutenant geweſen war: „Ihr Herren, was wollen wir thun, ſie ſind einmal hier; ihr habt gehört, was der Herr Commandant geſagt, wenn wir ihnen kein Quartier gäben, ließe er die Leute in die Häuſer gehen, wohin ſie wollten. Wenn ihr das Haus voll kriegt, gebt nicht mir die Schuld, ich gehe heim und mache mein Haus zu. So viel als auf mich kommen, will ich nehmen, die andern weiſe ich wieder vor euer Haus. Ihr habt das Unglück heut gehört. Unten bei Schmalkalden liegt Gevatter Böhler's Schwager, der Lieutenant Zimmermann und iſt tot, die Thore ſind eingehauen, unten ſtehen die Soldaten und fluchen alle Donnerwetter; ihr Herren, laßt uns Billete machen. Die Soldaten auf dem Markte ſprechen, wenn ſie nur die Bauern, die beim Lieutenant geweſen, auch tot geſchoſſen hätten. Was wäre das für ein Unglück! und ſie ſprechen, es werden noch mehr tot ge-

ſchoſſen werden, das wäre der letzte noch nicht. So könnte das Unglück über uns kommen. Ja, ſagte er, ihr Herren, wenn wir auch ſo einen Herrn hätten, wie der gothaiſche Herr iſt; aber unſer Herr bekümmert ſich um uns nicht, er ſitzt oben in Frankfurt, es mag uns gehen, wie Gott will. Und wer weiß, worauf dies angefangen iſt, die Leute kommen gewiß nicht für die lange Weile. Man kann kein Wort von ihnen erfahren. Und wie bald geht eine Nacht dahin, und wenn es auch zweie wären. Es ſind doch unſere Grenznachbarn, warum ſollten wir ihnen denn nicht ein Nachtlager geben?"

Da bequemten ſie ſich und kriegten ihren alten Steuerfuß vor, worauf ich ihnen die Stärke von unſerm ganzen Commando ſagen mußte.

Darauf bekam ich den Befehl, dem Volke bei Ausgebung der Billete anzubefehlen, daß ſich keiner auskleiden und jeder das Gewehr bei ſeiner Lagerſtatt ſtehen haben ſollte, und ſobald ein Spiel gerührt würde, ſollte jeder Soldat ſich mit ſeinem Ober- und Untergewehr augenblicklich bei ſeinem Chef einfinden; und ſofern einer beſoffener Weiſe erſcheinen würde, der ſollte durch das ganze Commando bis auf den Tod mit Spießruthen beſtraft werden, weshalb auch dem präſenten Steckenknecht ſogleich Befehl ertheilt wurde, noch dieſen Abend ſechshundert Ruthen zu ſchneiden.

Alle Officiere kleideten ſich nicht aus, ſie blieben meiſt in einer Geſellſchaft zuſammen, um den Morgen früh alert zu ſein. Als der Morgen anrückte, hörten die Bürger ſo gut auf die Trommel als die Officiere. Auch die Bürger hatten vermuthlich eine unruhige Nacht gehabt; warum? weil ſie ſchlecht mit Betten verſehen waren, und dieſe den Soldaten gegen ein nächtliches Douceur mochten untergelegt haben. Dies konnte man daraus ſchließen, daß die Nacht über alle Häuſer mit Lichtern verſehen waren. Am Morgen wurde ſtatt der Vergatterung von der Stabsgrenadierwacht Reveille ge-

ſchlagen. Nun iſt jedem Soldaten wol bekannt, daß Reveilleſchlagen ſtill liegen oder Raſttag bedeutet; da ſtießen wir unſere Köpfe zuſammen; auch die Bürger, als ſie ſahen, daß der Soldat nicht aufbrach und ſich zum Marſch bequemte, muckten und ſtießen ihre Köpfe zuſammen, es war ein heimliches Ziſchen unter ihnen, das vom Teufel war. Mein Wirth ſelbſt, ein Rathsherr, kam und frug mich, was das zu bedeuten hätte, daß wir nicht weiter marſchirten. Ich konnte ihm keinen Beſcheid ſagen.

Nunmehro fing das Elend an, nun konnte eſſen, wer Brot mit brachte. Die Bürger ſchlugen ſich mit den Soldaten und fingen an: warum wir nicht geſtern oder heute früh hin marſchirt wären, wohin wir geſollt hätten. Geigten die Wahrheit. Es war ein ſolcher Aufſtand, daß ich ihn nicht genugſam beſchreiben kann. Was arme Bürger waren, die nichts an Vermögen und Häuſern hatten, die flüchteten, ihre Häuſer wurden von Soldaten aufgebrochen. Dieſe waren nachgehends Wirthe und Soldaten, und wurde ein Exceß auf den andern gemacht.

Mittlerweile wurden alle Rathsherren und Bürgermeiſters nach Meiningen berufen, allwo ihnen von ihrer Obrigkeit bei vieler Strafe auferlegt wurde, den Bürgern anzudeuten, daß ſie keinem ſächſiſch-gothaiſchen Soldaten, weder für Geld noch ſo, etwas verabfolgen ſollten. Die Bäcker ſollten nicht backen, die Fleiſcher nicht ſchlachten, die Wirthe nichts zu eſſen machen, die Brauhöfe nicht brauen. Welches auch die Rathsherren den Bürgern wirklich publicirten. Und wahrhaftig, ich war nicht capabel, nur um drei Pfennige Käſe zu bekommen. Die Bürger, was vernünftige Leute waren, baten uns ſelbſt, daß wir es ihnen nicht übel nehmen ſollten; hier mußten wir gute Worte geben, anſtatt daß ſie uns welche hätten geben ſollen. Wollte ich Brot haben, ſo mußte ich nach Stadtſchmalkalden ſchicken und mehr Botenlohn geben als ich Brot bekam.

So blieben wir liegen und warteten auf die Meininger, welche noch immer nicht kamen. Unterdeß fanden wir ein Mittel: wir ließen alle unsere Lebensmittel in Schmalkalden holen, das Bier wurde im hessischen Dorfe Tambach gekauft, die Juden aus dem Ritterschaftlichen trugen uns Fleisch zu. Endlich wurden die Wasunger Bürger auch falsch, rückten ihrer Obrigkeit in's Haus und sagten: „Wir sollen haben den Verdruß und andere Herrschaften den Genuß, das gehen wir nicht ein; wir haben angelobt, allen Befehlen unserer Obrigkeit nachzuleben, aber sie soll uns auch schützen. Ist sie nicht vermögend, uns diese Leute vom Hals zu schaffen, so werden wir backen, brauen und kochen." Und von der Stunde an fingen sie alles an. In vielen Jahren hatten die Bürger nicht so viel Bier gebraut und ausgeschenkt als nachgehends, alle Wochen drei vier Gebräue; Bäcker fingen an zu backen, die viele Jahre das Handwerk eingelegt, desgleichen Metzger. Da liefen die weisen Rathsherren wieder nach Meiningen und machten von alle dem Rapport, worauf die Bürger am andern Tage wieder auf's Rathhaus gerufen wurden bei zwanzig Gulden Strafe. Sie waren aber so widerhaarig und gingen nicht, sondern schickten ihre barfüßigen Jungen hin und kehrten sich an keinen Befehl mehr. Da das die weisen Rathsherren mit einsahen, fingen sie selbst an und brauten. — —

Den 22ten Mai, am zweiten Pfingsttage 1747, mußte vermuthlich beim Herrn Major S... ein Rapport eingelaufen sein, von dem wir Officiers alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimerath Flörcke, daß es ganz erstaunlich war; bald liefen sie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel ist das? Doch gedachte ich: wenn etwas passirt, mußt du es doch erfahren. Die Bürgersleute fingen selbst an und fragten: „Was läuft aber der Herr Commandant so in den Bären?" Ja, ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit

dem Fähndrich Köhler an die Thore, um die Schildwachen zu visitiren, und als wir an das Oberthor kamen, kamen uns die Majors von S ... und von B .. und der Capitän von W ..... entgegen. Der Major von S ... ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! worauf er mir sagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute Nacht attaquiren wollten? Ich antwortete: „Immerhin; wenn sie kommen, müssen sie anpochen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden." — Ob ich denn meine Frau nicht wolle fortschicken? — „Nein, sagte ich, sie ist am heiligen Abend erst gekommen und geht nicht eher wieder weg als den Tag nach Pfingsten." — Ja, wenn aber die Meininger kommen? — „So hänge ich ihr auch einen Degen um, war meine Antwort, so mag sie sich auch mit wehren."

Hier fing der Major S ... an und sagte: ich sollte hier meine Disposition machen, wie alle Thore und Posten besetzt werden sollten. Da hieß es recht mit sichtlichen Augen betrogen werden. Vor menschlichen Augen Disposition zu machen und sie nicht zu halten! —

Alle Vorschläge, die ich nach meinem einfältigen Lieutenantsverstand gethan, wurden gut acceptirt und kurz ausgezogen, um sie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunter kam, rief ich zum Volk: „Richt euch! und alles Plaudern hab' ein End'." — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an; aber kaum hatte ich vier bis fünf Rotten gerichtet, so kam der Capitän W ..... gelaufen und sagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich sollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geschlossenen Kriegsrath aus. — Ich säumte nicht lange, sondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich sollte dreißig Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marschiren und mich beim Geheimerath Flörcke melden, um ihn nach Schwal-

lungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm sogleich: „Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu und ich thue es nicht, es sind andere Officiere da, die dazu zu commandiren sind, aber ich nicht.“ — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimerath haben wollte. Wer hätte sich einen solchen Streich träumen lassen sollen? ich hätte davon etwas wissen sollen! tausend Schwerenoth! ich hätte den Geheimerath aus Wasungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorstellung, ich sollte und mußte fort. Das war der erste Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: „So muß ich mir's für eine Ehre schätzen, da so viele Officiers beim Commando sind und der Geheimerath so gutes Vertrauen auf mich setzt;“ worauf ich noch die Ordre erhielt, daß ich dem Unterofficier am untern Thor sagen solle, daß er es melden ließe, sobald ich mit dem Geheimerath hinaus wäre. Das war der zweite Streich. Wer hätte sich solche (ich will nicht schreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinter kam, da wünschte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepirt wären, damit ich nicht durch solche List aus Wasungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm einen Corporal, Görlein, und neunundzwanzig Dragoner, und marschirte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Thür fand, den Kerl oder die Bedienung aber in der Thür stehen sah. Ich rief ihm zu, er solle seinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimerath aus dem Wagen zurief: „Ich bin schon da.“ Ich detaschirte hierauf den Corporal mit vierzehn Mann hinter den Wagen und marschirte mit den übrigen vor demselben her.

Als ich nun an das Unterthor kam, rief ich den Unterofficier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu lassen, daß ich und der Herr Geheimerath auspassirt wären. Mittlerweile steht das Volk in größter Confusion auf dem Sammel-

platz; aber als der Gefreite gemeldet hat, daß ich mit dem Geheimerath hinauspaſſirt wäre, ſtellt der Major gleich die Ordre, daß alles Volk die Gewehre anſetzen und in ſeine Quartiere gehen ſollte, um ſeine Bagage zu holen; als dieſes weg iſt, ſchickt er nach den Wachen und läßt ſagen, daß alles ſogleich abgehen und ſich bei ſeinem Quartier verſammeln ſollte, welches denn auch geſchieht. Hier werden alle Vorpoſten vergeſſen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden ſolches auch die außen ſtehenden Poſten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, ſo ſehen ſie ſchon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun ſetzen ſie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdeſſen ſchickt der Major fort, läßt alle unſere Patente abreißen und in den Pulverwagen ſchmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wol zu lange werden, bevor die Leute wieder zuſammenkamen, oder hatte ihn die Todesangſt ſchon ſtrangulirt, oder wurde er von ſeinen Herren Kameraden dazu animirt, kurzum: er beſchließt einſtweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marſch! obgleich das Volk noch lange nicht zuſammen geweſen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrath conſentiret, was das wäre? worauf ihm der Major von S... antwortet, ſie marſchirten in das Breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem Meininger Thore lag, läuft nun geſchwind nach Hauſe, wirft ſeine Sachen zuſammen in den Mantelſack und läßt ſie hereinſchleppen. Der hätte auch können verloren gehen. —

Als nun der Capitän Brandis mit dem Musketier, welchem er ſeine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf den Sammelplatz kam, ſo war alles weg, und es ſtanden nur noch einzelne Gewehre da. Er ſchickte alſo ſeinen Kerl fort und wartete

auf die übrige Mannschaft. Nun muß jedermann wissen: erstlich hat der Major von S ... nicht gewartet, bis alles Volk wieder beisammen gewesen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß solche aus einander genommen und in die verdeckten Wagen gepackt würde, sondern er hat blos Marsch! Marsch! gerufen, und die kranken Officiers (den Capitän Ruprecht) und die kranken Soldaten vergessen; auch ist er, ohne die Truppen aufgestellt zu haben, fortmarschirt, so wie der Hirte das Vieh zum Thore hinaustreibt, und ist solches ein so schändlicher Anblick gewesen, daß es nicht genugsam zu beschreiben. —

Hier kommt nun der Capitän Brandis mit den noch gesammelten Leuten die Stadt hinunter marschirt, worauf die Bürger ihnen nachrufen: „Da laufen sie wie Spitzbuben; am Tage sind sie hereinmarschirt und des Nachts laufen sie wieder fort, wie die Schelme und Diebe.“ Mein guter Major von S... ist auf und davon; der Capitän Brandis verbeißt alles mit Geduld und marschirt immer mit seinem Trüppchen sachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Wasunger ein bischen Feuer hinter ihm her, welches wol so versteckte Leute gewesen sind; und als er eine Ecke weiter fortmarschirt, so findet er unsere Artillerie in einem Hohlwege liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück stehen; denn da es an Ketten fehlte, so hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden und diese zerrissen alle Augenblicke. Der Capitän Brandis bleibt aber mit seiner Mannschaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranstaltung besorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen Halt machen, ging hin zu dem Geheimerath und fragte: „Wo soll ich Sie hinbringen lassen?“ worauf er mir halbtot antwortete: „In's

obere Wirthshaus.“ Das wußte aber der Teufel nicht, bis ſich ein Dragoner fand, der früher da gelegen und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirthshaus lag; es war blind erdenfinſter und regnete, als wenn man das Waſſer mit Stützen vom Himmel herunter-gießen thäte. — Als ich nun an das beſtimmte Wirthshaus kam, ließ ich das Thor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimerath ſtieg mit ſeinem Kanzliſten, der bei ihm war, aus und retirirte ſich in eine obere Stube, da er ſchon beſſer als ich da Beſcheid wußte. Ich beſetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen ſicher ſtellen und ſetzte noch eine Schildwache dazu, damit Gewehr und Geheimerath zugleich bewacht würden. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um den Geheimerath, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors von E... in Sicherheit gebracht, ungefähr ſo, wie die Küchlein vor dem Ratz ſicher ſind, da es ein meiningenſches Dorf war und man nach der Beſchreibung keine ärgeren Schelme im ganzen Lande finden konnte, als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Ordre nachgelebt, und ſchickte darauf meinen Unterofficier zu dem Lieutenant Griesheim, der mit vierzig oder fünfzig Dragonern in benanntem Dorf lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unſern Händeln nichts wußten, und ließ ihm ſagen: es wäre Lärm im Brotſacke, ich hätte den Herrn Geheimerath anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablöſen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Lieutenant, der ſich ſehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Commando hierher käme; es käme ihm ganz ſo à propos heraus.

Ich ſagte: „Mir kommt es noch bedenklicher vor.“ Dieſes half nun alles nichts; ich bat ihn, er ſollte nur machen und ſeine Leute herbeiſchaffen, damit ich wieder mit meinem Com-

mando nach Waſungen abmarſchiren könnte, worauf er ſich alle Mühe gab und ſelbſt fortlief. Als er ungefähr fünfzehn Mann zuſammen hatte, ſagte ich zu ihm, er ſollte Poſten faſſen, ich wollte mich einſtweilen wieder auf den Marſch begeben, welches er denn auch that und ablöſen ließ. Nun mußte ich ja wol reſpectswegen zum Herrn Geheimerath gehen und ihn fragen: ob er etwas nach Waſungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr wie einen Scheundreſcher, und mich fragte: ob ich keine Dispoſition oder Ordre habe, hier zu bleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der ſchönſten, unvergleichlichſten Antwort: „Nein, der Teufel hat mir weder Ordre noch Dispoſition gegeben, hier zu bleiben. Und es iſt auch meine Function nicht geweſen, Sie hierher zu bringen.“ — Das ſollte ich mit dem Major von S... ausmachen. — Worauf ich ihm wieder antwortete: „Das werde ich auch thun.“ — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Waſungen thun wollte? das ganze Commando marſchire ja aus und würde gleich kommen. — „So,“ fing ich an, „iſt die Karte ſo gemiſcht? Das iſt recht gut.“ — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimeraths ſtand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter, und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: „Wir ſind es.“ Da erſchrak ich, daß mir faſt Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die ſogleich vom Pferde herab und die Treppe hinauf ſprangen nach des Kriegsraths Stube zu, und ich hinterdrein.

Da wollten ſie nun wol einander Rapport thun, daß ſie für ihre Perſon glücklich aus dem belagerten Waſungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major von S... nicht zu Worte kommen, ſondern fragte ihn: „Herr Major, was für eine Manier iſt das, daß man mich mit einer ſolchen Liſt aus Waſungen ſchickt, auch mir nicht ſagt, daß man ausmarſchiren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bischen Vermögen darin habe? Iſt das Kriegsgebrauch? Ich

weiß nicht, ob dieſe Dinge mit Geld erkauft ſind, oder was ich denken ſoll. Sind das die Projecte, die heut am Tage gemacht worden? In's Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich ſo gut und beſſer als Sie, was zum Handwerk gehört." Ich war in einer ſolchen Wuth, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angeſetzt hätte. —

Nun, mein lieber Leſer, iſt hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Commando weder zu hören noch zu ſehen, und ich noch nicht wußte, wie der ganze Umſtand war. Der Major von S... wollte mich tröſten, ich ſollte, ſagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid ſein laſſen, er ſtände mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: „Herr Major, wie können Sie für meine Sachen ſtehen? Warum ſind Sie denn nicht geſtanden und haben mich mit einem ſolchen Betrug aus Waſungen geſchickt? Das iſt nicht erlaubt." Endlich wollte der Herr Geheimerath ſeine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer ſolchen Bedingung, als der Herr Major ſollte mich doch abführen; ſo viel war ſeine Meinung. Ich fing aber an und ſagte: „Mord Sacrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Commandant bin und etwas thun will, ſo muß ich auch meinen Untergebenen ſagen, was geſchehen ſoll und was ſie thun ſollen; aber ſo iſt es wider die Ehre meines Herrn gehandelt."

Darauf ging ich aus der Stube fort, und als ich zur Wache hinunter in den Hof kam, ſo kam der gothaiſche Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Waſungen auf Beſuch geweſen war, in den Hof eingetreten, und ſagte von freien Stücken zu mir: „Daß Gott erbarme, Herr Lieutenant, was war das für ein Anblick in Waſungen; mir iſt angſt und bange geworden, als unſre Leute ausmarſchirten, da ich doch ein gothaiſcher Bürger bin. Als unſre Leute zum Unterthor hinausmarſchirten, ſo kam die Landmiliz zum Oberthor herein und viſitirte alle Häuſer; auch hat der Fähndrich

Chriſt ſchon einen Mann von Capitän Brandis' Compagnie, der auf Schildwache vergeſſen worden war und in ſein Quartier gehen wollte, um ſeine Bagage zu holen, nach Meiningen führen laſſen. Die Miliz iſt ganz des Teufels, ſie viſitirt alle Häuſer und ſagt, ſie wolle alles nach Meiningen bringen."

Einem jeden Menſchen will ich zu überlegen geben, wie mir zu Muthe wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Waſungen krank zurückgelaſſen worden, meine Frau und Kind und mein bischen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musketier Huthmann ſchon nach Meiningen abgeführt worden ſei, da wurde es mir vollends ſchwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unſere Leute wären? „Ach," ſagte der, „draußen liegen ſie alle truppweiſe unter den Bäumen, und der Hauptmann Brandis iſt faſt noch bei Waſungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterſte Theil zu oben, ſie können gar nicht fort, denn ſie haben keine Ketten, womit ſie die Stücken anbinden, ſondern ſie haben Lunten dazu genommen und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Waſunger feuerten hinter uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch ſo ſtark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unſre Leute liegen ſo zerſtreut auf der Straße umher, daß ſie in zwei Stunden noch nicht alle da ſind, und außer dem Capitän Brandis habe ich auch keinen Officier geſehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunterfallen möchte; mir iſt angſt und bange geworden, und ich bin fortgelaufen."

Da ſtand ich und wußte meines Leibes keinen Rath, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Commando zu hören noch zu ſehen, und regnete ganz erſtaunlich. Endlich kam der alte Grenadiercorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefſten Koth gewatet; ich erkannte ſeine Stimme von weitem, ſeine Leute fluchten ganz erſtaunlich, und rief ihnen zu: „Was hilft das

Fluchen, es ist doch nun nicht anders zu machen.“ „Ei Sapperment,“ sagte der Corporal, „ich habe zwei Campagnen mitgemacht, aber solch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Ist das erlaubt? unser Hauptmann liegt noch in Wasungen krank und unser Herr Major, der sich unsrer annehmen sollte, der ist mit dem Major von S... zum Teufel; wir sind verlassene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marschiren.“ Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob sie voraus oder zurück waren. „Einen Officier,“ sagte er, „haben wir nicht, und es nimmt sich auch keiner unsrer an,“ und so ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirthshause waren. Hatte aber der alte Corporal ein loses Maul gehabt, so hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu thun, die Grenadiers zu besänftigen; und das ging so fort, alle viertel- oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die ersten gelärmt, waren die andern noch viel schlimmer. Endlich kam auch, ganz zuletzt, die Artillerie an, da es sonsten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umständen man auch marschire, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, so wie ein Mensch seine Seele bewahrt. Hier konnte man sehen, daß dieser Commandant noch nie Artillerie bei einem Corps oder einer Armee hatte marschiren sehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedes Mal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es sich vor den Bauern scheue, die zu ihren Bodenfenstern herausschauten, uns zuhörten und ihr Gespött darüber hatten. —

Endlich fügte Gott, daß es mit Regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wiese geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denselben stellte und das Commando richtete und nachgehends in Züge und

halbe Diviſionen eintheilte. Als ich im Abtheilen war, kamen einige Pferde; die ich von weitem wol hörte, gejagt. So denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und ſchrie ſogleich nach dem rechten Flügel, es ſollten einige Mann ausrücken und anrufen, und lief ſelbſt zu und riß einem Grenadier ſein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abtheilens weggegeben, und ſetzte mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: „Wer da?“ — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich ſogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte, und rief: „Kennt Ihr mich nicht?“ Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finſterniß war das früher unmöglich. Hier ſendete Gott den Jacob zu den Kindern in der Wüſte; hier traf das Wort ein: Keinen hat Gott verlaſſen, der ihm vertraut allezeit.

Sein erſtes Wort war: „Kinder, was macht Ihr da?“ Ich erwiederte: „Herr Major, das weiß unſer Herr Gott, aber ich nicht; wir ſind herausgeführt worden, daß wir nicht wiſſen, wie wir herausgekommen ſind.“ Er fragte weiter: „Seid ihr alle marſchirt?“ — „Ja, da iſt niemand mehr drinnen als die Kranken und was ſie gefangen genommen.“ — „O mon dieu!“ ſagte er, „wir müſſen wieder hinein, und ſollten wir alle davor ſitzen bleiben; wo ſind eure Herren Majors?“ — „Im Schwallunger Wirthshaus.“ — Darauf rief er: „Allons Kinder! zumarſchirt,“ und jagte, was er konnte, nach dem Wirthshaus zu, wo er ſie wol bei einer guten Bouteille Wein angetroffen haben mochte; den guten Abend aber und das Compliment, ſo er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört.“ —

So weit der wackere Rauch. — In ſeinem weitern Verlaufe erzählt das Tagebuch, wie die gothaiſchen Truppen ſich ermannten und wieder nach Waſungen zurückzogen. Dort hatten ſich unterdeß die feindlichen Milizen aus Meiningen

festgesetzt. Nicht gerade in der kriegerischen Bedeutung des Wortes. Sie saßen vielmehr lustig im Wirthshause, höchst überrascht, daß die Besatzungstruppen nicht einmal ihren Anblick ausgehalten hatten. Deshalb neigten sie zu der gefährlichen Ansicht, daß ihre Gegner gar nicht zurückkehren würden, hatten aber doch, um behaglicher zu sein, die Thore der wieder eroberten Stadt zugeschlossen und feierten jetzt mit ihren Wasunger Freunden ein Siegesfest in dem Getränk, welches Gotha verlassen. Aber geräuschlos nahte ihnen das Verderben. Nach ein Uhr in der Nacht nähert sich der erbitterte Rauch mit seinen Grenadieren der sorglosen Stadt; wieder donnern die Aexte, ein Thor wird gesprengt und die Regulären dringen wieder ein. Jetzt kommt an Meiningen die Reihe, der eigenen Rettung zu gedenken. Die Milizen sind eifrig die Stadt zu verlassen, nur zwischen Jägern aus Meiningen und den Eindringenden werden einige Schüsse gewechselt. Noch zieht ein Oberst von Meiningen mit Cavallerie und der Hauptcolonne heran, aber die Cavallerie flieht nach einem Schuß aus grobem Geschütz und die Hauptcolonne entfernt sich; zuletzt machen andere Milizen noch einen Schlußversuch anzugreifen, auch sie werden durch einige Schüsse verscheucht; die gothaischen Truppen behaupten Wasungen.

Sogleich nach der ersten Einnahme von Wasungen hatte man zu Meiningen selbst in größter Bestürzung Frau von Gleichen mit ihrem Manne in einen Wagen gesetzt und den gothaischen Truppen zugeschickt. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlassung der Händel beseitigt zu sehen, und die armen Hofchargen fanden einen sehr kalten Empfang. Beider Gesundheit war durch Aerger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, schon im Jahre 1748 starb Herr von Gleichen und bald darauf seine Frau. Unterdeß schwirrten die Flugschriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und ministerielle Sendschreiben über diese Affaire in Deutschland hin und her, die gothaischen Truppen

hielten Wasungen besetzt, Anton Ulrich weigerte sich hartnäckig, die Entschädigungsansprüche Gotha's anzuerkennen, und zahlreiche fürstliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Execution der Gothaer als eine Verletzung der Souveränitätsrechte eines deutschen Regenten verurtheilten. Das that auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha gerade in zweifelhafter Situation war, bot sich für ihn eine neue Aussicht und ein neues Streitobject. Der Herzog von Weimar war gestorben und hatte verfügt, daß sein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes die Vormundschaft führen sollte. Schnell setzte sich der Herzog von Gotha in den Besitz der Vormundschaft, ließ sich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundschaft bestritten. Da stellte Friedrich II. von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha seine guten Dienste in Aussicht, wenn dieser ihm die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, zweihundert Mann, als ein kleines Geschenk offeriren und ihn dadurch obligiren wollte. Dies geschah. Mit zweihundert Mann weimarischer Garde erkaufte sich der Herzog von Gotha seine Bestätigung als Administrator dieses Landes und die Beendigung des Wasunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts anging, wurden in willkürlichster Weise weggegeben, wie eine Heerde Schafe. Ein fremder Fürst verschacherte sie gegen alles Recht.

Die zweihundert aber zogen mit König Friedrich in den siebenjährigen Krieg.

3.

Es wird Licht.

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabenschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder Einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen andern Culturvölkern zu einer großen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ist ein regelmäßiger Zusammenhang in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des Einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Athemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingsstürmen in den Seelen. Aus den Schrif-

ten der Römer verkündeten mit Entzücken die Humaniſten, wie viel Schönes und Großes in der antiken Welt geweſen war, zürnend hielten ſie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das ſie um ſich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, ſtritten fromme Geiſtliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römiſche Despotie und die gefälſchten Traditionen der Kirche. Und durch tauſend Bücher, die ſie ſelbſt geſchrieben, erhoben ſie das Gewiſſen der Völker zu dem größten geiſtigen Kampfe, der ſeit dem Aufſteigen des Sternes von Bethlehem über das Menſchengeſchlecht gekommen war; und wieder durch tauſend Bücher weihten ſie nach den erſten Siegen ihrem Volke alle irdiſchen Verhältniſſe auf's neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die erſten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des ſechzehnten Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen Kunſt durch die Länder getragen, nicht ſie allein haben die Anſchauung reicher, das Urtheil ſicherer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geſchah durch Lettern und Holzſchnitt noch auf andrem Wege, langſam, den Zeitgenoſſen unbemerkbar, für uns ſtaunenswerth.

Der Menſch lernte allmählich anders ſehen, beobachten, urtheilen. Wie ſcharf die Sinnenthätigkeit des Einzelnen im Mittelalter geweſen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die haſtige Thätigkeit der Phantaſie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Combination mit dem Objecte verband. Jetzt war das deutliche Schwarz auf Weiß immer zur Hand, ein feſter unveränderlicher Bericht über das, was bereits Andere geſchaut und erfahren. Jeder konnte die eigene

Auffaſſung an der fremden, das Urtheil der Andern an dem eignen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffaſſung der Welt, ſo wuchs das Intereſſe und Bedürfniß zu beobachten. Man ſammelte die Bilder der Thiere und Pflanzen, unterſchied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüſſe, Gebirge und ſchnitt ſich ein Bild der Länder in Holz; man unterſuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Elaſticität der Luft, Brechung des Lichtſtrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne ſchärften und ergänzten. Schnell öffneten ſich dem Auge neue Welten; wie der Menſch den Weg durch die geheimnißvolle Dämmerung des Oceans ahnend combinirte, ſo fand er bald ſichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Aethers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke ſucht die Seele vorſichtig einen feſten Halt. Auffallend ſchnell und allgemein entwickelt ſich die Freude am Meſſen und Rechnen, an der ſtreng geſetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der abſoluten Sicherheit ihrer Beweiſe. Die Zucht und ſtrenge Methode der mathematiſchen Disciplinen zieht die ſuchende, ungeſchulte Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künſtlichen Bau der Nürnberger Taſchenuhren zu bewundern, und ſich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernicus die Bewegung unſeres Sonnenſyſtems, beobachtet Galilei die Trabanten des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des dreißigjährigen Krieges die großen Geſetze des Falles und des planetariſchen Umlaufs.

Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematiſchen Disciplinen Grundlage des geiſtigen Fortſchritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Meſſen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächſt der Aſtronomie die Chemie. Das Zuſammengeſetzte in Einheiten aufzulöſen, durch Combination der Einheiten neue

Bildungen hervorzubringen, das wurde erstrebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung, als der Traum, den noch der große Leibnitz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesammten geistigen Inhalt der Menschen in mathematischen Formeln darzustellen und so eine neue Methode zu schaffen, durch welche der geistige Inhalt eines Individuums und Volkes direct, ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen auf Andere übergehen könne.

Unterdeß waren auch die historischen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, auch hier überall ein emsiges Zusammentragen der Einzelheiten, Aufsammeln eines ungeheuren Materials. Historische Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Ueber sehr viele Einzelheiten der Privatalterthümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Räthsel des Lebens, dem Verhältniß zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Bataver, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältniß der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen.

Wie verſchieden waren die Geſetzgeber, welche das Leben jedes Einzelnen regierten: die jüdiſchen Prieſter, die Gemeinde der Apoſtel, die Juriſtenſchulen des alten Roms, longobardiſche Könige, herrſchluſtige Päpſte! Und neben Geſetzen, die aus vergangenen Jahrtauſenden und verlebten Völkern ſtammten, galten Erinnerungen aus der deutſchen Vorzeit: Weisthümer, Willküren, Rechtsſpiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Beſtimmungen wurde dem Deutſchen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und grade nach dem großen Kriege hatte ſich über allem Recht der Herrenwille des Einzelnen und die tyranniſche Gewalt eines herzloſen Syſtems erhoben. In ſolchem Chaos von Geſetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt begehrte das Gemüth des Menſchen neue Stützen. Und wie die Pietiſten von der Kirche eine würdigere Auffaſſung menſchlicher Rechte und Pflichten forderten, ſo begann auch der Juriſt nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menſchen dem Unrecht des despotiſchen Staates gegenüber zu ſetzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen intrigante Politiker zu verfechten. Neben den mathematiſchen Disciplinen und der Naturwiſſenſchaft wurde die Rechtswiſſenſchaft die Werkſtätte, in welcher ſich die Geiſter zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreiſen des Wiſſens ein neuer maſſenhafter Stoff zuſammengetragen iſt, ſo oft Kenntniß und Urtheil nach vielen Richtungen erweitert ſind, entſteht das unabweisbare Bedürfniß, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchſten und letzten Fragen des Menſchen, das Verhältniß zwiſchen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unſterblichkeit fordern eine Antwort. Dieſe Antwort zu finden iſt zu aller Zeit die Aufgabe der Philoſophie. Aber ſehr unvollkommen iſt jedem Jahrhundert das Geheimniß des Lebens aufgeſchloſſen; was der Menſch

aus Natur und Geſchichte erſpäht, iſt unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichthum deſſen, was iſt und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimniß in ſich, das ſich der menſchlichen Forſchung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erſcheinung und der Zahlenverhältniſſe, durch Meſſen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zuſammengeſetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenſchaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos iſt die Arbeit der Wiſſenſchaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfaſſen, ohne Aufhören entſtehen neue Disciplinen, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimniß, jede hat Urſache, mit freudigem Selbſtgefühl auf die Vergangenheit zurückzuſehen, welche ſo viel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfniß, aus dem Gewinn der einzelnen Wiſſenſchaften ſowie aus den ſittlichen Forderungen, welche durch das neue Wiſſen und Können entſtanden ſind, ein neues Gebäude der Philoſophie aufzuführen. Immer entſpricht dieſer Bau dem Verſtändniß und den Bedürfniſſen ſeiner Zeit. Aber jedes philoſophiſche Syſtem iſt durch die Perſönlichkeit der Zeit und ſeiner Erbauer beſchränkt, jedes wird durch neue Fortſchritte und neue Bedürfniſſe überwachſen. Dieſe Arbeit des neuen Findens und des Zuſammenfaſſens umſpannt das geiſtige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wiſſenſchaften war, und je edler Geiſt und Charakter des combinirenden Denkers ſind, welcher ſeiner Zeit das neue Syſtem erſchafft, deſto größer iſt das Gefühl des Fortſchritts und die begeiſterte Freude der Zeitgenoſſen über einen idealen Inhalt, der die Einzelnen aus den egoiſtiſchen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Vorausſetzung aller Philoſophie aber iſt ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unabläſſiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Modificiren und Fortbilden der geiſtigen Habe. Die Bewegung iſt es, welche die Wiſſenſchaft lebendig erhält, unendlich die

Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Culturvölkern die systematische Darstellung der Ueberzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibnitz, Thomasius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menschengeiste mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeiste wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, — seitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchte, als existirend, als vernünftig und nothwendig. Die sichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft, — auch Luther hatte noch das Wort der heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt, — erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten". Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulcanischen Feuer, ja aus den Windungen der Schneckengehäuse wurde Nothwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit

vielem Behagen demonstrirt. Und schon fehlen solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Actus der Schöpfung und die Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesammten Volkes.

Die großen deutschen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibnitz, die große schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von souveräner Sicherheit und tolerantem, verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Briefwechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorauseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgültigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Thätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten gegen die intolerante Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Toleranz, reinere Moral, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolf, der große Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger, segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Theil haben. Immer liegt auf der ersten Thätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam

unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesammte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Akademien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche That wird der erste Schritt, die gesammte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Thätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirthschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unserer technologischen Literatur sind. Ueber Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schießen populäre Zeitschriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerthen suchen. Selbst in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Interessen der Nation wird verkündet, unablässig wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen.

den Schlendrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgeschrittene Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennen zu lernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsche zu bilden, zu bessern. Sogar die besondern Fehler der Stände und Berufsklassen, die Schwäche der Frauen, die Roheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurtheilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So geräth das gesammte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurtheilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen großen Erscheinungen, aber überall in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenige Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt zur Freude ihre Blüten tragen. Immer noch ist die Weltweisheit und die populäre Bildung des Volkes vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Alterthumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Winckelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Theil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiter führen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Thürme nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nothdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer

ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Theil trocken, dann weiden wol noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz", wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft zwei hintereinander; sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgallerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind dürftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich als in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von Honoratioren gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirthes die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der theure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Theile Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rath-

hauſes ſind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwiſchenmauern verklebt, in den düſtern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben ſich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Rathsſtube ſtehen die ſteifen Polſterſtühle mit grünem Tuch und Meſſingnägeln beſchlagen im erhöhten Raum, deſſen Schranke die Rathsherren von den Bürgern trennt; alles ſchmucklos und lange nicht getüncht, alles dürftig und unſchön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude die öffentlichen Gebäude zu ſchmücken, ſie werden vom Bürger als ein nothwendiges Uebel betrachtet, ohne Theilnahme, ohne jedes Selbſtgefühl. Noch ſehen die Häuſer des Marktes zum großen Theil mit ſpitzem Giebel auf die Straße, und zwiſchen den Häuſern gießen weitvorſpringende Dachrinnen ihr Waſſer auf das ſchlechte Pflaſter, das aus Feldſteinen kunſtlos zuſammengeſetzt iſt. Viele Giebel haben die ſchöne Gliederung des germaniſchen Stils verloren, wer verſchönern will, läßt die Dachlinie in Rococoſchnörkeln, am liebſten gradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häuſern ſtehen einzelne Kirchen oder verlaſſene Kloſtergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgiltig ſieht das Volk auf dieſe Ueberreſte einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine theure Erinnerung verbunden iſt; für die alte Kunſt iſt ihm das Verſtändniß ganz verſchwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, ſo zerſtört überall der nüchterne, verſtändige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorſorglich hat der Magiſtrat die leeren Räume des Kloſters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulſtuben eingerichtet, Fenſter ausgeſchlagen, Gipsdecken gezogen; dann ſchauen die Knaben von ihrer lateiniſchen Grammatik verwundert auf die Steinroſetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnöthiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einſt Mönche ernſthaft ſchritten, werfen

ſie jetzt aus hölzernem Schlüſſel ihren Brummkreiſel; denn der Circitor susurrans oder Mönch iſt ein Lieblingsſpiel dieſer Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Taſche führen.

Es iſt bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müſſen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in anſehnlichen Mittelſtädten vor den Häuſern lagen, ſeit im Kriege die alte Sauberkeit verſchwunden war, ſind wieder durch Verordnungen beſeitigt, welche die Räthe des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Rathscollegium zugeſchickt haben. Auch der Viehſtand der Stadt hat ſich ſehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwiſchen den ſpielenden Kindern im Straßenſchmutze ſich beluſtigten, werden ſtreng in Höfen und Hinterhäuſern bewahrt, die Landesregierung ſieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn ſie hat die Thoraccise eingeführt und ein abgedankter Unterofficier treibt ſich, den Rohrſtock in der Hand, in der Nähe des Thores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu unterſuchen. So hat ſich die Viehzucht in die dürftigen Vorſtädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landſtädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei thut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird ſtark vigilirt, der Paſſeport iſt dem anſpruchsloſen Reiſenden unentbehrlich; Rathsdiener ſind in den Straßen ſichtbar und ſpähen in die Wirthshäuſer; zur Nacht wird wol auch eine Brandwache in die Nähe des Rathhauſes poſtirt, und der Thürmer giebt mit Fahne und großem Sprachrohr das Nothzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen ſtehen an der Seite des Rathhauſes unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eiſenbeſchlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter ſind ziemlich wachſam und modeſt, ſie ſangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, ſo oft ſie die Stunden ab-

riefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf beſtanden, daß ihnen Text und Melodie geiſtlich ſei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weiſe fort, faſt jeder ſteht feſt in ſeiner Zunft, ſogar die Maler ſind zünftig und fertigen als Meiſterſtück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeſchriebener Figuren. In den katholiſchen Landſchaften leben ſie von maſſenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den proteſtantiſchen malen ſie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, ſogar über den Thüren einzelner Handwerker zu ſehen ſind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am ſtrengſten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen iſt, der wird als Pfuſcher oder Bönhaſe mit einem Haſſe verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Geſellſchaft auszuſchließen ſucht. Noch wird ernſthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Geſellen freigeſprochen, Händel geſchlichtet, und die Formel „Mit Gunſt", welche jede Rede einleitet, ſchallt endlos bei allen Zuſammenkünften der Meiſter und der Geſellen; aber die alten Wechſelreden und Sprüche des Mittelalters ſind halb unverſtändlich geworden, rohe Scherze haben ſich eingedrängt, und die Beſſeren beginnen bereits nicht viel darauf zu geben. Ja es fehlt nicht mehr an ſolchen, welche die alte Zunftverfaſſung für eine Laſt halten, weil ſie ihrem Beſtreben, ſich zu Fabrikthätigkeit zu erweitern, hartnäckig widerſteht, ſo die großen Tuchmacher und Eiſenarbeiter. Und die luſtigen Jahresfeſte, welche einſt Freude und Stolz faſt jedes einzelnen Handwerks waren, ſie ſind faſt alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen ſich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der Einzelne keine größere Furcht hat, als ſeiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuſchvolle weltliche Ergötzlichkeit ſündhaft ſei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der

Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Studirten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauer herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den Familien der „vornehmen" Kaufleute, wie die ersten Häuser „in's Große" genannt werden, und der „ansehnlichen", wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Aenderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Luxus einer früheren Generation ist gebändigt, bessere Zucht im Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und soliden Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß solche eitle Neugeadelte von den besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden*). Und der vorurtheilsfreie Cavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der That kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehre Sprachen, sie urtheilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl." — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten der Zeit, welche auch ihm die Seele regierten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art

*) J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

günſtig geweſen, der Einfluß, den ſie auf den deutſchen Handel geübt, iſt doch ſehr hoch anzuſchlagen. Ihre Familien ſaßen um 1750 in faſt allen größeren Handelsſtädten, ſie bildeten dort kleine ariſtokratiſche Gemeinden, ſchloſſen ſich geſellig immer noch ab und unterhielten ſorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häuſern in Frankreich, welche noch heute eine ernſte, ſittenſtrenge, ein wenig altfränkiſche Ariſtokratie des franzöſiſchen Großhandels bilden. Grade bei dieſen deutſchen Hugenotten hatte das puritaniſche Weſen der Genfer und niederländiſchen Separatiſten großen Anhang gefunden, ihre gemeſſene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuſer beeinflußt. Aber auch der deutſche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die geſündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit geſteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerthen Antheil am Welthandel, ſchon führten Deutſche ihre Eiſen- und Stahlwaaren aus der Grafſchaft Mark, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landſchaften, auch feine Tuche von portugieſiſcher und ſpaniſcher Wolle aus Aachen, Damaſtgewebe aus Weſtphalen, Leinwand und Schleier aus Schleſien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Colonien über See, deren Producte wieder in Deutſchland den größten Markt hatten, weil das Binnenland des öſtlichen Europa's bis zur türkiſchen Grenze und den Steppen Aſiens durch deutſche Kaufleute verſorgt wurde. Grade die Armuth des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenſo in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachſten Formen, als ein großartiger Tauſchverkehr. Noch fuhren Waaren und Reiſende auf der Donau ſtromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reiſe gezimmert und am Ende der Fahrt auseinander geſchlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenſo auf dem Salzring

die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen bärtige Händler von Warschau und Nowgorod ihre Waaren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Cultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Declarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat sich um 1750 in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgerthum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht, und wie die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen, mit Messerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themse zogen, so trafen auch die jüngeren Söhne dieser großen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Lissabon, Cadix, Porto zusammen, und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Speculanten. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ging Einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande über. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den besten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Aerzte. Sie repräsentirten wahrscheinlich alle Schattirungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu citiren.

kümmerten ſich um die Kirchen- und Schulgeſchichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in ſo auffälligen Gegenſatz zu ihren pietiſtiſchen Gegnern getreten war. Waren pietiſtiſche Geiſtliche angeſtellt, ſo ſtanden dieſe wahrſcheinlich in beſſerem Verhältniß zu anderen Confeſſionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt beſonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, ſie waren zum großen Theil würdige, ſittenreine Männer, treue Seelſorger mit einem weichen, herzgewinnenden Weſen, ihre Predigten waren allerdings ſehr pathetiſch und bilderreich, ſie warnten gern vor der kalten Subtilität und riethen zu dem, was ſie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie ſchalten. Ihr Beſtreben, ſich und ihre Gemeinde von dem Geräuſch der Welt zu iſoliren, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leiſten und Bügeleiſen ſaßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtſchulen waren ſtudirte Theologen, größtentheils arme Candidaten, der Rector vielleicht aus der großen Schule des Halliſchen Waiſenhauſes berufen. Ein rührendes Geſchlecht, an Entſagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches ſie ſich heraufgearbeitet hatten. Es waren Originale jeder Art, verſchrobene und widerwärtige Geſellen fehlten nicht, auch die beſſere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wiſſen. Aber in ſehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, ſie waren ſeit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Zeloten geweſen, ſelbſt die aus dem großen Waiſenhauſe, aus der Zucht der beiden Franke und des Joachim Lange kamen, waren in der Regel gemäßigter, als den pie-

tiſtiſchen Pfarrern lieb ſein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erſchrecken ſchwarz geworden, ihr Schickſal war, vom Sextus oder Quintus langſam aufzuſteigen, etwa bis zur Würde eines Conrectors, mit einer geringen Steigerung ihrer ſpärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem ſie neben den Feinheiten lateiniſcher Satzbildung und Proſodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidniſche Anſicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in ſeinen Männerjahren mit Lächeln zurückſah. Aber in dieſer Thätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben ſie raſtlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Alterthums und die Fähigkeit, andere Menſchenart zu begreifen, in den Deutſchen herauszubilden. Und der unabläſſige Einfluß, den Tauſende derſelben auf das lebende Geſchlecht ausübten, war gerade jetzt geſteigert, ſeit Gesner die griechiſche Sprache in den Schulen heimiſch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundſatz aufgeſtellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeiſterung verbreitet wurde: der Geiſt des Alterthums, das Verſtändniß des Schriftſtellers, nicht der grammatiſche Kram ſei die Hauptſache.

Denn die Schule einer anſehnlichen Stadt war eine lateiniſche Schule. Reichte ſie ſo hoch, daß ihre oberen Klaſſen für die Univerſität vorbereiteten, dann ſchieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen ſollten. Dieſe Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermiſſen. Es war allerdings an ſich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeiſter noch in ſpätern Jahren einige angenehme Kenntniſſe von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Geſtalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und ſogar die Kalender

und Pfefferkuchen verschönerten: aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung von intelligenten Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar." Aber die Strenge war nöthig, denn in den unteren Klassen saßen neben den Kindern fast erwachsene Jünglinge, und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Theile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Beneficien der Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Currendschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumniß, welche die Schulzucht sehr störte und schon 1750 als ein Uebelstand beklagt wurde.

Ueberall standen unter den Honoratioren die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der Toleranz, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Grade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn so eben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken" an's Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740 in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der thätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Facultät zu Rostock, welche grade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen

hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menſchliche Natur des Erlöſers auf Erden ſei von ſeiner göttlichen nur bis zu einem gewiſſen Grade unterſtützt worden, er habe gelernt wie Andere, und gar nicht Alles vorausgeſehen. Dagegen gönnten ſie aber ein wohlwollendes Lächeln den phyſiko-theologiſchen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferſtehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechſel oder — wie man damals ſagen mußte — trotz dem Wechſel der Partikeln ſeines Körpers, oder wenn ein Anderer die Weisheit der Vorſehung aus dem weißen Fell der Haſen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutſche Dichtkunſt und Beredſamkeit wußten ſie wohl zu ſchätzen. Da war zu Leipzig Herr Profeſſor Gottſched und ſeine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Weſen in ihnen, Anſtand, Würde und Wiſſenſchaft, ſie gehörten zuletzt auch zur Schule, und ſie wollten durch die deutſche Dichtkunſt feinere Bildung und einen beſſern Geſchmack in das Land bringen. Schon wurden ſie ſehr angefeindet, aber ihre Zeitſchrift, den „Neuen Bücherſaal", konnte ſchwerlich entbehren, wer dem poetiſchen Treiben der Belletriſten nachkommen wollte. Neben den Aelteren, welche ſo ſprachen, hatte ſich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geſchlecht eingefunden, welches die ſchönen Künſte nicht mehr als eine angenehme Zierat betrachtete, ſondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf ſchüttelte. Und dieſe Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es ſeit zwei Jahren mit einer Aufregung, die ſie zu Ueberſpanntheiten hinriß; ſie trugen Bücher in der Taſche, ſie ſteckten ſie den Frauen ihrer Bekanntſchaft zu, ſie declamirten laut und drückten einander die Hände. Es war die erſte Morgenröthe eines neuen Lebens, welche mit ſo herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatſchrift die „Bremer Beiträge" waren die erſten Geſänge des Meſſias

von Herrn Klopstock erschienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling," gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmuthige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder grade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichts „Noah" ediren lassen; die Muthmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Sylbenmaß der Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüths, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemann'sche Trupp ein Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich um 1750, sicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvortheilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Ekhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und grade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardson's „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarisse" desselben Autors.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es

keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverläſſige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anſpruchsloſen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zuſammengeſchleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schickſale berichtet wurden.

Dieſe Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verſchiedener Methode dargeſtellt worden, entweder in geiſtloſer Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantaſtiſchem Hintergrunde, ohne den Vorzug detaillirter Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und ſchmutzig. Es war ein abgelebtes Weſen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon ſeit 1700 iſt die realiſtiſche Richtung die herrſchende. Aus den Amadis-Romanen werden ſchlüpfrige Hof- und Touriſtenabenteuer, dem Simpliciſſimus folgen eine große Zahl von Kriegsromanen, Robinſonaden und Aventuriergeſchichten, die große Mehrzahl iſt ſehr liederlich verfertigt, und deutſche Klatſchgeſchichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereigniſſen in der Fremde, zum Theil Tagebücher, ſind darin verarbeitet. Auch Faßmann's „Geſpräche aus dem Reiche der Toten" ſind in ähnlicher Weiſe zuſammengeſchrieben aus fliegenden Blättern und Geſchichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken ſaß, ſich von den Pfarrern der Gegend zuſammenborgte. Die ſo ſchrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber ſie übten doch eine ſehr große, ſchwer zu ſchätzende Wirkung auf das Gemüth des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreiſten. Und dieſer Gegenſatz zwiſchen der Lectüre des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen verſöhnt — zu ſehr bis in die neueſte Zeit beſtanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahr 1750 auch andere Gelehrte. Wol keiner mäßigen Stadt fehlte

ein patriotiſcher Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Rathsarchivs durchſucht hatte und zu einer Geſchichte des Ortes und der Landſchaft ſchätzenswerthe Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verſtändniß der monumentalen Alterthümer gering, aber auch ſie wurden mit alten Inſchriften und unechten Götzen unſerer Urahnen als Curioſitäten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritiſchen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein ſiegreicher Kampf geführt. Auch auf die einſeitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die ſchwerfälligen „Kirch- und Schulſtaaten", ſah das jüngere Geſchlecht herab. Schon galt es, mit gewiſſenhafter Benutzung der Documente eine zuſammenhängende, Urſache und Wirkung deutlich auseinanderſetzende Geſchichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beſte, was in dieſen Jahren geſchrieben wurde, nur der Localhiſtorie an.

Größer war das Intereſſe, welches die Naturwiſſenſchaften in Anſpruch nahmen; ſie ſind in dem Kleinleben der Stadt die populärſte Wiſſenſchaft. Nicht gering iſt die Zahl ehrenwerther Zeitſchriften, welche die neuen Entdeckungen der Wiſſenſchaft berichten. Mit Achtung haben wir auf ſie zurückzuſehen; Darſtellung und Stil ſind zuweilen, z. B. in Käſtner's „Hamburgiſchem Magazin", muſterhaft; und unermüdlich ſind ſie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktiſcher Intereſſen auszubeuten. Freilich ihre „vernünftige" Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beſeitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war nicht beſiegt. Noch immer wurde von verſtändigen und redlichen Leuten laborirt, ernſthaft wurde das große Geheimniß geſucht, immer kam ihnen etwas dazwiſchen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnißvoll wurde ſolche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rath oder Secretarius den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die Freude an chemiſchen Pro-

ceſſen, an den Deſtillationen in der Retorte und den Solutionen auf kaltem Wege war Vielen gemein; kräftige Tincturen wurden an Bekannte vertheilt, die Hausfrauen liebten allerlei künſtliche Waſſer zu deſtilliren, und in den Frag- und Anzeigeblättern wurden häufig Medicamente angeprieſen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Waſſer gegen Viehſterben, die Charlatanerie iſt verhältnißmäßig größer als jetzt, die Lügen ebenſo dreiſt. Der Eifer, für die Wiſſenſchaft zu ſammeln, war allgemein geworden, die Knaben begannen Schmetterlinge aufzuſpannen, Käfer zuſammenzutragen, Dendriten und Erzſtufen mit dem Brennglaſe des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten ſich über „Röſel's Inſectenbeluſtigungen" und das erſte Heft von „Friſchens Vorſtellung (Abbildung) der Vögel".

Eine Bibliothek zuſammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in beſcheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Oſtern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Meſſe die „Novitäten", welche er dort für ſein Geld erkauft oder gegen Werke ſeines Verlags eingetauſcht hatte. Dieſe neuen Bücher legte er in ſeinem Laden zur Anſicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaaren thut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literariſche Unterhaltung, auf Stühlen ſaßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen; ſie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Academie der Kaufleute", und ließen ſich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Societät der Wiſſenſchaften geſtiftet werden ſolle; daß Profeſſor Gottſched von Wien zurückgekehrt ſei, und daß die Koch'ſche Schauſpielertruppe auf der Meſſe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopſtock vom König von Dänemark eine Penſion von 400 Thalern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt ſei, und daß die Bibliothek des

seligen Herrn Superintendent Löscher zu Dresden, 50,000 Bände stark, jetzo wirklich versteigert worden sei. In den Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrenswerthe Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Interesse an den alten Drucken der Classiker regte sich; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderer Curiosität gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Auction brachte dem Einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriciern der Reichsstädte, deren Familien allmählich ausstarben, vielleicht aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden; die Elle großen Formats war etwas theurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoß davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältniß seit dem Anfange des Jahrhunderts gebessert. Da eine Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen bestand, so wurden solche Tractate zuweilen höher honorirt, als jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für

den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechzehn guten Groschen „vergnüget", — welche er in ihm anständigen Büchern zu entnehmen hatte, — mußte jedoch versprechen, daß er den Verleger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgend einen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den obern Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoctoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche, glotzäugig auf den eifrigen Disput der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König ob Kaiserin, ob Sachsen ob Preußen, wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdeß war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, und er war seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Variation des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; alte Katzen wurden als Hexen betrachtet und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze

eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Ruinen des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Curioses verborgen sein könne, und daß es wol lohnen möge einmal nachzugraben; aber er nährt eine souveräne Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund, und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit" durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Zwar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, und die Geistlichen beten mit der Gemeinde für diese Armen; aber schon behaupten nicht nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgiren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das interessanteste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames, unbehilfliches

Beförderungsmittel, ihr Schneckengang ist noch fünfzig Jahr später berüchtigt; Kunststraßen giebt es nirgends in Deutschland, erst nach dem siebenjährigen Kriege werden die ersten Chausseen gebaut, auch diese schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost; sorgfältig wird darauf gehalten zu größerer Gelderspariß alle Plätze zu besetzen, und in den Localblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen existiren, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft; die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wol eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung eine Licenz gegeben wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, solche Reisegelegenheiten werden mehre Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch concessionirte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und das rothe Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile, scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein. Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, in der Regel wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden

fuhr, fand er die Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen grade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagniß, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist die Reise ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereigniß, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Theilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuthen weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde dafür mit „Commissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen um die Wünsche seiner Bekannten zu be-

friedigen. Zu dergleichen Dienſt und Gegendienſt zwang die Noth; denn Geld- und Packetſendungen durch die Poſt waren ſehr theuer, und nicht überall wurde das Inſtitut für zuverläſſig gehalten. Zwiſchen Nachbarſtädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienſt eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart beſtanden hat; ſolche Boten — nicht ſelten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an beſtimmten Tagen hin und zurück, ſie beſorgten jede Art von Einkäufen, genoſſen als zuverläſſige Leute ſogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Acten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reiſe einen feſten Stand, wo wieder Briefe und Rückſendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte ſehr lebhaft, ſo ging wol ein „Käſtelwagen" hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüſſel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren ſo wohlhabend, daß ſie die Einrichtung des Hauſes und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einem ungeſchickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anſpruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte in der Regel ſeinen Haushalt ſehr einfach eingerichtet, und zeigte den Wohlſtand nur bei feſtlichen Gelegenheiten durch Geräth und Bewirthung. Deshalb waren Gaſtereien durchaus ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterſchied ſich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Methode ſeiner Geſellſchaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauſes, genau bis auf's Kleinſte ſtand feſt, was Anderen zu leiſten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünſche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, ſogar die Trinkgelder, alles hatte ſeine genau beſtimmte Größe und vorgeſchriebene Form. Durch dieſe zahlloſen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewiſſe

unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgiren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Eben so fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbeln, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrer Generationen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es Einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in mehren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, in der Regel zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigenthümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier, als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbeln, unter denen die Commode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten

gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Geräth. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgencollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Grade damals stand das wunderliche Thier auf der Höhe seines Ansehens; es war in die Welt gekommen, niemand wußte woher, und ist eben so unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau grade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde großer Werth gelegt; das Manchettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor Andern zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte

Farbe gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perrücke schwer ohne Hilfe Anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute" Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unterofficier einen gefangenen Officier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr; er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten, und in großen Handelsstädten — seltner als fünfzig Jahre früher — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Miethpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Sammtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise,

bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmuth des Rosses annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wunderthier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein Transportmittel sehr in Aufnahme gekommen, das seitdem fast geschwunden ist: die Portechaisen, sie wurden fast so häufig gebraucht wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Stationen und fanden sich ein, wo Adel und Publicum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in devoten Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander in der Regel mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegiren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Carmen bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst Einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kirchen-

inſpector Burg bei dem Handſchlag, den er zu geben hatte, dem preußiſchen Feldmarſchall die Hand küſſen. Nicht dieſe Ergebenheit ihres erſten Geiſtlichen war den Breslauern auffällig, ſondern daß ein Feldmarſchall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterſchaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältniß; der Taufpathe war verpflichtet, ſpäter um das Fortkommen des Täuflings zu ſorgen, und dies Pietätsverhältniß beſtand bis an ſein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entſcheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er ſein Wohlwollen durch ſeinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein ſolches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältniſſen entwickelte einiges Beſondere in Charakter und Bildung. Zunächſt ein weiches und gefühlvolles Weſen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieſer Weichheit hatte der große Krieg und ſeine politiſchen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte dieſe Anlage auffällig entwickelt. Eine gewiſſe Uebung, ſich und Andere aufzuregen und zu ſteigern, beſaß faſt jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergeſagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlaſſung zu dramatiſchen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder hell auszuſprechen, was ihnen grade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Verſprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Verſöhnungen zwiſchen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsſcenen wurden ebenſoſehr geſucht und genoſſen, als ſie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geſchlechtes zu Tage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verſe, die ſich auf ſeine Stimmung bezogen, durch die Schüler abſingen; es

wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn erriethen und durch Andacht ihre Theilnahme bezeigten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut Einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln, und eine Verstimmung oder einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüten älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemüthsanlagen und charakteristischen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens neben einander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Prädicate wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu charakterisiren. Und wieder das eigene Leid und das Unglück Anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid Anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstock's ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst. Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig; er hatte in der

Stille eine Tochter seines theuren Lehrers, des Professor Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies, und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem obern Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehre Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Thränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam, — was damals ziemlich lange währte, — und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgarten's übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Rührung aufrichtig und die Thränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Affecte zur Affectation verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber grade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die methodische ruhige Arbeit des reflectirenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rhetorik gebunden, und rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke

derſelben waren ſchnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenſo mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne ſtärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern ſuchten. Hatte ein Dichter die ſanften Schauer eines freundſchaftlichen Kuſſes gefühlt, ſo ſprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den ſchwungvollen Ausdruck. Ebenſo wurden die Thränen der Wehmuth und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundſchaft ſofort ſtehende Phraſen, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und dieſe Armuth war allgemein. Faſt überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ſtößt uns ein Aufwand von Reflexion ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns dieſe Beſonderheit der alten Zeit, wir mögen ſie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit ſchelten. Unſere Ahnen haben doch eine zureichende Entſchuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch iſt in ihren Seelen etwas von der epiſchen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnſucht nach einem Strome großer Leidenſchaft, nach Begeiſterung, nach melodiſchen Tönen des Gefühls iſt überall vorhanden, ja ſie iſt bis in's Krankhafte geſteigert, überall iſt der Drang, Großes in ſich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung fehlt die Kraft, dem vermehrten Wiſſen die entſprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieſer Richtung ſtets die Führer ihres Volkes geweſen ſind. Selbſt bei der liebenswürdigſten Geſtalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleiſt, iſt das lyriſche Ringen ſehr merkwürdig. Schon ſind ſeine Schilderungen reich an ſchönem Detail, eine Fülle von poetiſchen Anſchauungen ſammelt ſich zwanglos um den Mittelpunkt ſeines Gedichtes, der faſt immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen poetiſcher Anſchauungen vermag er nicht eine gehobene poetiſche Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Accord eines ſchönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm

ſelbſt nicht ſtark genug, und in keinem ſeiner ältern Zeitgenoſſen, die alle Schönheit und innern Adel ſo ängſtlich ſuchten und ſich ſo oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbſtbeobachtung der Gebildeten erſtreckte ſich nicht nur auf das innere Gemüthsleben, es war ebenſoſehr ein Belauern der eigenen äußern Erſcheinung und des Eindrucks, welchen man auf Andere machte. Nach dieſer Richtung erſcheint es uns oft noch unheimlicher raffinirt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtſein in ungewöhnlichem „Staat" zu ſein, verſetzten den Menſchen vor Andern in eine Aufregung und vorſichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die ſtereotypen Formen des geſellſchaftlichen Verkehrs, welche ſo künſtlich waren, und die rhetoriſchen Complimente machten das Auftreten zu einer Action, die Deutſchen von 1750 zu Schauſpielern, die ſich lächerlich machten, wenn ſie nicht geſchickt ſpielten. Wer einem Gönner gegenüber trat, hatte wohl zu bedenken, daß ſein Schritt nicht zu ſchnell, nicht zu dreiſt und nicht zu ſcheu war, daß er ſeine Stimme richtig dämpfte, den Hut ſo im linken Arm hielt, daß der Arm den paſſenden Winkel bildete; er hatte ſich vorher zu präpariren, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und grade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken; er hatte ſehr auf den Fall ſeiner Stimme zu achten, damit das vorher Ueberlegte einen gewiſſen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küßte, der bemühte ſich, auch in dieſem Akte genau ſeine Stimmung und ein wohltemperirtes Gefühl auszudrücken, wie er ſein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langſam er ſie freigeben durfte, das alles war ſehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeſchick machte ſpäter dem Schuldigen wahrſcheinlich großen Kummer. Wer vollends ſich einem größeren

Publicum darstellen mußte, der überdachte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen", in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgiltig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüths" gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl einstudirte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudirte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Nothwendigkeit, welche bei allen Culturvölkern Europa's zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigenthümlichkeiten seiner Natur modificirte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfniß, innere Armuth durch äußern Schmuck zu verbessern.

Allerdings wurde solcher Zwang der Convenienz bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die sichere und stolze Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Manne fordern, war damals in Deutschland selten. Fester Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Ueben einer schweren Pflicht; dort kam er sogar mit überraschender Energie zu Tage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des despotischen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes

Beſchauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen ſein Organiſirten die Fähigkeit, ſich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Weſen offenen und ſichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anſtrengung des Gedächtniſſes und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechthum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beiſpielen dürfen wir ſchließen, wie oft damals Schwindſucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrter zerſtörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäuſern jener Zeit ſind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und rathlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meiſten wechſelt übergroße Vorſicht mit leidenſchaftlicher Unbeſonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmſte. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Ueberzeugung und das Pflichtgefühl wurde zu leicht durch Einwirkung von außen zerſtört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für ſeine Zeitgenoſſen ein Muſterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte ſich als Profeſſor von Leipzig auf's freudigſte überraſcht, als ein fremder Edelmann aus Schleſien, den er gar nicht perſönlich kannte, mit dem er erſt wenige Briefe gewechſelt hatte, ſeiner Mutter eine jährliche Penſion von zwölf Ducaten anbot. In ſeiner Antwort fehlte die Verſicherung der Dankesthräne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldſummen, welche ihm von Unbekannten zugeſandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutſchland unter den Beſten kaum ein Mann war, der anonyme Geſchenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Profeſſoren ſeiner Univerſität Frankfurt zumuthete, öffentlich gegen ſeinen Vorleſer Morgenſtern, der in groteskem Aufzuge mit einem Fuchsſchwanz an der Seite auf dem Katheder ſtand, zu disputiren, da wagte keiner der tyranniſchen Laune zu widerſprechen, als Johann Jakob Moſer, der ſich den Brandenburgern gegenüber als

Fremder fühlte und das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbstvertrauen so sehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, sehr zu entschuldigen, und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinaus kamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf Andre wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen, und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat erworben hatte, nicht das Privilegium einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser; eine Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Und jedes Amt wurde durch Belieben der Mächtigen ertheilt und genommen, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer, als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesammte Volk; so erhielt jede einzelne Aeußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, Andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen

Einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine ſtarke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts iſt ſo ſchwer, als über die Moralität in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urtheilen. Denn es genügt nicht, die Summe auffallender Verſtöße zu ſchätzen, was an ſich ſchon mißlich iſt, es kommt darauf an, das individuelle Unrecht der einzelnen Fälle zu begreifen, was oft ganz unmöglich iſt. Nur weniges von unſeren Sitten Abweichende iſt leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geſchlechter verlief beim Bürger faſt nur in den Familien; größere Geſellſchaften am dritten Orte waren ſelten. In befreundeten Häuſern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schweſter und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenoſſen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu geſtatten, die jetzt anſtößig ſein würden. Umhalſen und Küſſen wurde nicht nur beim Pfänderſpiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unſchuldig ſie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben ein Moment von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigſten verletzt, wo ſie ſich in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von ſolchem Verkehr auch ernſten gebildeten Männern eine feine ſinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht grade Lüſternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewiſſe dreiſte Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften ſich in den Familien zwiſchen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, ſie wurden ebenſo ſchnell wieder gelöſt. Dieſe flüchtigen Verhältniſſe voll von Tändelei und Empfindſamkeit flammten ſelten zu einer großen Leidenſchaft auf, ja in der Regel verglomm in ihnen die jugendliche Poeſie. Sie führten auch ſelten bis zu Brautſtand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch eben ſo ſehr Geſchäft als Herzensſache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr grade damals zu Tage kam, ruhte in der Regel auf anderem Grunde, als in der Glut

einer holden Leidenschaft oder tiefsinnigem Einverständniß vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten aller Betheiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Ein heiratslustiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von zahlreichen Projecten zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat, — er hat sie noch nie gesehen, — frägt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Cantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Curator der Universität Altorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot, ist der Entschluß der Betheiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch mit einander geführt. Beiderseitige gute Recommandation ist die Hauptsache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Betheiligten den Eindruck einer besonders stürmischen und leidenschaftlichen machte: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräu-

lein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er ſieht ſie öfter bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen ſpäter entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten ſeinen Wunſch das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorſichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es iſt Pütter — beſucht die argloſe Hofdame; „nach einigen kurz abgethanen allgemeinen Unterredungen ſagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu thun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte. Sie ganz kurz: „Was denn vor einen Antrag?" Ich eben ſo kurz und freimüthig: „Ob ſie ſich wol entſchließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?" — „Ach, Sie ſcherzen!" war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es iſt voller Ernſt; hier habe ich ſchon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen ſeidenen Beutel mit hundert Carolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann." — „Nun, wenn das Ihr Ernſt iſt und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, ſo bedenke ich mich keinen Augenblick." — Sie nahm alſo den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Carolinen „und bevollmächtigte uns ihr Jawort zu überbringen." — Auch der weitere Verlauf dieſes aufregenden Geſchäftes war außerordentlich und dramatiſch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß ſein Freiwerber ihm ſichere Nachricht zugehen laſſen ſollte. Nun wäre zwar eine geſchriebene Zeile in jenem tintenkleckſenden Säculum möglich geweſen, aber es ſcheint, daß man die ſchriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals ſchwer, dergleichen ohne Titulaturen und Glückwünſche in eine Zeile zuſammenzuziehen; es wurde alſo beſchloſſen, wie in Triſtan und Iſolde durch ein ſchwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unternehmung telegraphirt wird, ſo auch hier durch Ueberſendung eines gewiſſen Bandes des geſchätzten

juriſtiſchen Werkes, der „Staatskanzlei", anzudeuten, daß der Antrag angenommen ſei, ein anderer Band deſſelben Werkes hätte das Gegentheil inſinuirt. Und der Unterſchied der neuern gewiſſenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Iſolde beſtand nur darin, daß kein falſches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieſer Verbindung das Herz allerdings gewiſſermaßen ſtürmiſch ſeine Rechte forderte, ſo war dies bei gebildeten und tüchtigen Menſchen oft weniger der Fall. Der Profeſſor Achenwall in Göttingen, ein angeſehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moſer an, ohne ſie nur einmal geſehen zu haben, und ſie gab ihm ebenſo ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiſelle Jäger aus Gotha, der er ſeinen Antrag machte, nachdem er die Durchreiſende zufällig einige Tage im Hauſe eines Bekannten geſehen hatte. So war es in der Regel die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau ſuchten, wie jetzt noch in manchen Kreiſen des Volkes. Die ſtillen Träume der Heiratscandidaten waren häufig genau ſo, wie ſie der nüchterne Pütter ſchildert: das Mittag- und Abendeſſen der Speiſewirthe entſpricht nicht ihren Wünſchen, einſam zu eſſen iſt nicht nach ihrem Sinn, auf Tiſchgenoſſen nicht zu rechnen, häusliche Beſorgung von Wäſche, Bier, Kaffee, Zucker ſind unangenehme Beſchäftigungen, und Abends müde von der Arbeit Andere zu beſuchen, wo man nicht wiſſen kann, ob man gelegen kommt, oder von Andern Beſuche zu erwarten, die einem ſelbſt vielleicht nicht gelegen ſind: — „das alles werden Gegenſtände von Ueberlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen ſcheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde." Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieſes Schrittes durchaus nicht verkannt, die ſtillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwiſchen mehren annehmbaren Partien iſt häufig. Und eben deshalb wird in der Regel die Sache einer wohlwollenden Vorſehung anheim geſtellt, und ein zu-

fälliges Begegnen, eindringliche Recommandation einer gewiſſen Perſon immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die ſo dachten, waren damals die geiſtigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibnitz, Thomaſius, Wolf, ehrenwerthe, gute, vielleicht ſehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den beſten Familien des Volkes. Freilich iſt es eine uralte deutſche Sitte, welche den Einzelnen in dieſer wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Urtheil und Intereſſe ſeiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutſchen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantaſie mit einer Gehilfin zu beſetzen ſei.

Aber dieſe ſtrenge und verſtändige Auffaſſung lag ſchon um 1750 im Kampfe mit größeren Anforderungen, welche einzelne Perſönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemüthsleben und größerer Selbſtändigkeit, wo ſie einmal auftrat, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Cantor der Thomaskirche beſcheiden aber feſt zurückweiſt, empfindet Gellert eine kleine Beſchämung, daß er ſeine Correſpondentin mit dem landesüblichen Maßſtab gemeſſen, und in ſeinen Briefen iſt ſeitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der ſchönſten irdiſchen Leidenſchaft fehlte, welche wir in dem Leben Anderer ſo gern vorausſetzen, ſo waren doch die Ehen, ſoweit wir urtheilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man ſich in's Leben ſchicken müſſe, war eine ſehr populäre Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angeſehene Stellung, ein ſicheres Einkommen mit der Erwählten theilen wollte, bot ihr nach der Auffaſſung jener Zeit ſehr viel; ihr Dank mußte ſein, durch unabläſſigen treuen Dienſt ſeine mühſamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Ja bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches

wir wol die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II. und andern Regenten, selbst hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und ihn bat, seine Briefe mit Correcturen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es in der Regel an correcter Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wol häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule für die Frauen wenig gethan zu haben, der Musikunterricht bestand im Einüben leichter Lieder und Tanzweisen am Klavier.

Desto mehr that die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urtheil, feine innige Empfindung an sehr Vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät

weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten; unterdeß sucht sie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wissen zusammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?" Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „Es ist derselbe Mann," so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt."*)

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Conrectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege; unterdeß bessert Elisabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für

*) Er hat die Geschichte später fröhlich erzählt, seine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthe's aber, ob der deutsche Heermeister ein Bruder des preußischen Herzogs sei, war für Luther so auffallend, weil gerade damals (1525) die Person Albrecht's von Preußen mit allem Detail im Kreise der Wittenberger besprochen wurde. Und sie, die Luthern am nächsten stand, wußte so gar nichts davon. Katharina hatte übrigens damals schon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloster allein trug die Schuld, daß die starke Frau so still und hilflos im Haus des Gatten saß.

uns zu erkennen. Als ſie ſtarb nach langer glücklicher Ehe, ſprach der greiſe Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben: da will ich lieber der Verlaſſene ſein, als daß ſie es wäre;“ er folgte ihr wenig Monate ſpäter. Und wieder kurz nach 1750 ſitzt die Frau Profeſſorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen ſich ſo ſehr, einander in der Nähe zu haben, daß er ſeine Studierſtube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß ſie jede Geſellſchaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat ſich ſo gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen ſeiner Kinder, ſelbſt ein lautes Geräuſch nicht mehr ſtört. Vor der Umſicht und dem Urtheil ſeiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrſcht ſie uneingeſchränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß ſie ſchnell in ihrer ſanften Weiſe die rechte Abwehr zu finden; ſie iſt treue Freundin und die beſte Rathgeberin in ſeinen Univerſitätsbeziehungen, ſeine feſte Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und ſie hatte doch ſehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch ſpäter von ihr die Rede ſein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, feſt, dabei kurz entſchloſſen, zuweilen von außerordentlicher Friſche und Heiterkeit, ſind in dieſer Zeit ſo häufig, daß wir ſie wol zu den charakteriſtiſchen Geſtalten rechnen dürfen. Es ſind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit faſt alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künſtler, welche in den nächſten Generationen bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Theil ihres Gedeihens zurückzuführen haben. Nicht ſtarke Männer zog uns die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poeſie der Leidenſchaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchſen, über die innere

Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautſtand um 1750 zu Tage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnſucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der ſchönſten Leidenſchaft in Sprache und Weſen vollen Ausdruck zu geben, ſo mögen wir auch gedenken, daß grade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit ſtand, welche dieſen Mangel in Reichthum verwandeln ſollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philoſophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer intenſiven poetiſchen Thätigkeit und kräftiger Production in jedem Reiche der Wiſſenſchaft ſollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemüthslebens bringen. Nachdem dies geſchehen, war der Deutſche von den guten Geiſtern ſeines Hauſes nach grauſer Verwüſtung und Untergang wieder ſo weit heraufgebildet, daß ſeine Seele über die Intereſſen des Privatlebens heraus für größere Aufgaben und die männlichſte Arbeit geſtärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber ſoll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenoſſen beſtätigt werden, was oben über Zuſtände, Charakter und Brautwerbung der Deutſchen vom Jahre 1750 geſagt wurde. Der hier ſprechen ſoll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Mal genannt, es iſt ein Mann, welchem die Wiſſenſchaft für immer wohlwollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Profeſſor der Theologie zu Halle, war einer der erſten, welche ſich von dem Autoritätsglauben der proteſtantiſchen Kirche losrangen und, dem Bedürfniſſe nach eigener Forſchung folgend, mit der wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urtheil über Urſprung und Wandelung der kirchlichen Dogmen wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrſchaft deſſelben vergangen. Sein warmes Herz hielt, ſo

lange es ſchlug, wie Luther und die Pietiſten, das kindliche Verhältniß zu ſeinem Gott und Vater feſt, als Gelehrter aber war der ſelbe Mann, den die Ereigniſſe des Tages ſo oft weich, unſicher und abhängig von ſeiner Umgebung fanden, kühn, entſchieden, zuweilen radical. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Traditionen, er war der erſte, welcher planvoll die geſchichtliche Entwicklung und Umwandlung des Chriſtenthums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen hiſtoriſchen Proceß und als ein Moment in der allmählichen Entwickelung des Menſchengeiſtes darſtellte, nicht conſequent, mit ſehr mangelhaftem Verſtändniß alter Zeiten, aber doch nach den Geſetzen der Wiſſenſchaft. Den innern Gegenſatz zwiſchen ſeinem Glauben und Forſchen verhüllte er ſich noch dadurch, daß er wie die Pietiſten ſtrenge zwiſchen Religion und Theologie unterſchied, zwiſchen dem ewigen Bedürfniß des Gemüthes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Geſtalten des überlieferten Glaubens, und zwiſchen dem ewigen Drange des Geiſtes, jede irdiſche Erſcheinung zu verſtehn. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit iſt er ein aufgeklärter Pietiſt, eine der bedeutſamen Geſtalten, welche dazu berufen ſind, durch die Vereinigung entgegengeſetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geiſtlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Coburg Redacteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Profeſſor der Geſchichte und Poeſie auf der Nürnberger Univerſität Altorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er faſt vierzig Jahre ſiegreich gegen die alten Pietiſten kämpfte und als eines der würdigſten Häupter der großen Univerſität ſtarb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er ſelbſt über ſeine Liebe und Brautwerbung giebt. Er kann hier nicht ohne kleine ſprachliche Aenderungen mitgetheilt werden, denn Semler hat, was für ihn charakteriſtiſch iſt, in ſeinem Stile nicht nur lateiniſche Satzbildung, auch viel von der undeutlichen

Redeweiſe der alten Pietiſten. Er liebt, wie ſie, ein geheimnißvolles Umſchreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverſtändlich macht und zu langſamem Leſen nöthigt. Und noch eine Erinnerung iſt nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täuſche: der hier erzählen ſoll, iſt in der That ein fein fühlender Mann geweſen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung ſeiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, iſt als Magiſter von Halle in ſein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt, und hat dort die Bekanntſchaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt alſo.

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich ſah zwar jene würdige Freundin ſehr oft, und wir vergnügten uns an einander, ſo ſehr wir in unſerer tugendhaften Ernſthaftigkeit konnten; es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unſere neueren Zeitgenoſſen*) in ſo viel Romanen als übermenſchlich beſchreiben, oder vielmehr poetiſch malen und gar gefühlvoll darſtellen. Es war wirklich, als ob uns ſchon ahndete, daß dieſe ſeltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zu Theil werden können. Die Unwahrſcheinlichkeit fand ich in ihrer, ſie in meiner Lage, aus ſehr verſchiedenen Gründen. Mit mir ſah es ſehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Conrector zu werden, zu welcher Stelle ſie ſich ſogar erniedrigen wollte; auch ſah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer ſo ſchätzbaren Perſon nicht ankündigen konnte. Ich fand mich alſo jeder zufälligen Ausſicht

*) Dr. Johann Salomo Semler's Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt abgefaßt, 2 Theile, erſchien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin iſt nicht genannt, ſie ſcheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenſtande geweſen zu ſein.

gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister, wie war ihr zu rathen, daß sie auf's ungewisse sich mit mir verbinden und das bekannt machen solle, und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indeß mit zärtlicher Wehmuth alles, was möglich sein würde, und waren von unsrer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Theil sichtlichen Nachtheil bereiten könnte.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrath Fick in Coburg, geschrieben und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Speculation zu machen. Der that es, ehrlich und recht gutmeinend." — — (Semler reist nach Coburg, erhält dort den Titel Professor, aber keinen Gehalt, wird „Verfasser" der Coburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung und miethet sich bei einer verwittweten Doctorin Döbnerin ein, einer muntern Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altorf eine Professur erledigt sei, die er wol erhalten könne, er müsse sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regt ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat bis dahin keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht; aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja er ist seiner Hauswirthin noch Miethe und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

„Die Frau Doctorin, meine Tischwirthin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzäh-

lungen erhielt; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so betroffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Ueberlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu thun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten; zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freiern Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Coburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause; wozu sie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nöthig; und jene Andern, die so gern Geld verthun, das sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohlthäter, von denen sie leihen, so übel beurtheilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menschliches Leben, als bei vielen Andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Coburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender, mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß heraus-

kommen ſollte: ich will mir durch dieſe ſo ſtille, ſo tugendhafte Tochter zu helfen ſuchen, dann entfiel mir das Herz. Wo ſollte auf einmal die Wahrſcheinlichkeit, dieſes zu hoffen, herkommen, da ich faſt ein Jahr lang bedächtige Unaufmerkſamkeit mir hatte zu Schulden kommen laſſen. Sie hatte ſchon einen Profeſſor ausgeſchlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres ſelbſtändigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche Andere durch den Hang zur Eitelkeit ſich leicht würden haben beſtimmen laſſen. Um ſo weniger war es wahrſcheinlich, daß ſie mich nehmen würde, da ich außer mir ſelbſt gar nichts von äußerlichen Vortheilen zeigen oder verſprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerkſamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann ſagen, immer noch in einer ſehr großen Unentſchloſſenheit.

In dieſer Zeit ſchrieb ich an meine Schweſter nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieſes Briefes, der um einiger doch nicht ſehr großer Schulden willen, blos weil ich kein Geld mir ſchaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin losſagen ſollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht im Stande, durch warme Wünſche meine Lage in eine beſſere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, ſo hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden ſuchte, und mich ermahnte, ja der Vorſehung durch keine Uebereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehre, als ich ſie bekam, und dieſe Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein ſehr ernſtliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entſprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Perſon unauslöſchlich blieb.

Deſto mehr fühlte ich aber meine ſehr geringe Stellung; ich gerieth alſo in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb alſo

ſollte dieſe ſo folgſame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit ſie ſo oder ſo viel Geld für mich ausgeben könnte, woran ſie gewiß ſo wenig als ihre Mutter dachte; denn in dieſer Abſicht hatten ſie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwieſen; ſie ſahen mich ſchon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand beſtimmt hätte; ſie erinnerten mich oft ſo freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgarten's ſo oft, ſo ſichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen geprieſen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Beſcheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten ſie vortheilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältniß als ausgemacht angenommen. Wie ſollte ich ſie nun auf einmal von etwas Anderem überreden, ohne ihnen ſelbſt offenes Feld für vielerlei mir nachtheilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüth in dieſer Zeit ganz darniederlag, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Geſetz der einzigen höchſten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der ſtarke Zweifel, ob ich auch ſo wichtig wäre, daß die göttliche Providenz ſich auf mich erſtreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens ſei. Kurz, ich konnte dieſen drückenden Zuſtand eben ſo wenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich ſo und ſo viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun ſchrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeſchloſſen, worin ich meine Abſicht, aber auch eben ſo deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntniß und Beurtheilung meiner Grundſätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich ſo überlegt und klar vortragen, was zuſammengehörte. Dieſen Brief nahm ich mit mir, da ich Abends zu Tiſche ging, und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der

Mutter, das immer an seinem Orte lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer that, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurtheilung übrig bleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder zuschicken und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen, ganz unstäten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüth fing nun an sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhange entsteht, mehr und mehr durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachsthum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich Mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doctorin, diesen Nachmittag eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vortheilhaftes auch

von dieſer Einladung mir verſprechen konnte. Die nächſten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer ſehr gefaßten Stellung meines Gemüths, in Wiederholung vieler ſchon vorübergeſchwundener Vorſtellungen und Wünſche, und in ziemlich großer Betrübniß über meine zunächſt ſchon bevorſtehende Reiſe, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte*). Ich kam alſo nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine ſo natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung ſich eben ſo ſichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte ſich gleich kenntlich in unſere Augen, eine Art von Feierlichkeit entſtand, alle drei wandten wir uns ſogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte: „Geſtehen Sie, daß Sie dies geſchrieben haben?" „O ja," ſagte ich, und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft und verſicherte mich der zufriedenſten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor ſehr bald die bisherige Schüchternheit und ſchlug jetzt die Augen angenehm auf, weil ſie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und ſie ein Recht hatte ſich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romanen-Anleitung gehabt, ſie hätte ſonſt nicht auf mich und die Erlaubniß der Mutter gewartet. Eine für mich ſo ſchwere und ſo wichtige Sache fand alſo ihren leichten Gang, ohne daß ich irgend einen anderen Menſchen oder die Künſte oder Ränke, womit Viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es iſt nicht nöthig, daß ich es erzähle, was mein Gemüth für heiligen ſchamvollen Dank gegen Gott einſchloß,

*) Er ſucht Faſſung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoiſellen in Halle und Saalfeld denkt.

wie ſehr ich mich bemühte, dieſe innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entſtehenden Gerede über dieſen meinen Entſchluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichſam ausgeſucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die ſie ſchon ſehr erwachſen ausgeſtanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerſtört hatten. Ihre Erziehung war theils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, theils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, beſorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter ſich und dieſe Tochter wol etwas zu ſehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber deſto mehr in jeder Geſchicklichkeit, die ihrem Geſchlechte wahre Vorzüge giebt, zugenommen; ihr Urtheil war ſo richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie ſchrieb einen gut ausgedrückten Brief, meiſt ſchön und gleich in Zügen, und mit ſehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf ſie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verſtand ſie viel beſſer als ihre Mutter, und hatte, da ſie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abweſenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden ſo richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Ueber ihr bisheriges Eigenthum aus der Erbſchaft eines Onkels in Coburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte ſie ſchon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug ſich ſehr gut, liebte es aber nicht ſonderlich; ihren Putz machte ſie ſich ſelbſt, ſogar vieles von der Kleidung, und ſtets im Geſchmack. Nur wurde dieſe Beluſtigung an eigener Hände Arbeit von Andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angeſehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr mit einander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft ſpazieren, zu-

mal in ihrem großen Garten auf der Loſſau. Da ſaßen wir zuweilen unter einem Baume, und überſahen die vor uns liegende Stadt. Sie war ſo aufrichtig, daß ſie mir von ſelbſt ſagte: „Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufſicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einſamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Theil von der ſogenannten großen Welt kommen, ſo helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachtheil gereiche, bis ich ſelbſt richtiger über das Aeußerliche urtheilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verſtand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs.“ — Mir wurden die Augen naß über dieſe Redlichkeit. Sie weinte mit mir; „ob es mich nun reue? ob ich nicht ſchon lange dieſe ihre Mängel erkannt hätte?“

Ich hatte hier die beſte Gelegenheit, ſie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: „Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie ſelbſt reuen möchte, einem Profeſſor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitſam ſein wird. Und nun will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wiſſen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wiſſen aber wol nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tiſchſchuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Coburg wegkommen ſollen.“

Sie ſah mir zärtlich in die Augen und ſagte: „Wenn Sie wirklich keine andern Urſachen haben betrübt zu ſein, ſo bin ich freilich ſehr glücklich zu ſagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen im Stande bin. Denken Sie alſo an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr werth zu machen, damit ich in Geſellſchaft Ihnen keinen Nachtheil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als

meinen Curator zuweilen um Rath frage. Der hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will."

Und diese uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübniß über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg giebt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Alterthums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Raths auf dem ansehnlichen Saale des Rathhauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umstände thaten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüths wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als möglich zerstreut zu sein und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vortheil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung,

die ich ſtets liebte, mir ſonſt manchen Eingang verſchafft hatte, ſogar bei Perſonen, die vorher wider mich eingenommen geweſen waren. Nachdem ich einige Minuten geſtanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den beſten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigſtens den Schwulſt eben ſo ſehr als das Alltägliche vermied, ſo ſagte er: „Herr Profeſſor, Ihre Stimme und Rede gefällt mir ſo wohl, daß ich es ſehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anſchauen zu können. Setzen Sie ſich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Profeſſor Schwarz, hat Sie insbeſondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Competenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden ſind.“ Nun kam er auf meine Miscellaneas lectiones, davon er ſich hatte vorleſen laſſen, und fragte ſo viel Einzelnes, daß die Unterredung einem Examen ſehr ähnlich war. Endlich ſagte er mit kenntlicher Freude: „Sie ſind grade mein Mann; wo ich hin will, da ſind Sie ſchon. Ich wünſche herzlich viel Glück für Sie und für Altorf.“ Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer ſtehen laſſen. Nun wurde er ſo gnädig, da ich aufſtand, daß er ſagte: „Kann ich für Sie ſorgen durch eine reiche Heirat, ſo ſagen Sie es jetzt grade heraus.“ Ich küßte ihm die Hand ſehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und ſagte mit großer Empfindung gradehin: „Ich danke.“ — „Um deſto lieber iſt es mir,“ ſagte er, „wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben.“ Er befahl mir, wenn ich von Altorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in ſeinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geſchehen iſt. Ich muß ſagen, eine ſo edle Herablaſſung und thätige Werthſchätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten ſtets erweiſen, habe ich ſonſt nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiſte mit mir nach Altorf.

Unterwegens fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Coburg nöthig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere gutmeinende Anstalten unnöthig wären. Indeß hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Coburg und brachte die Vocation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sacristei angetraut."

So weit der Bericht des Gatten, der im weitern Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Coburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgetheilt werden*), der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergiebt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Coburg lautet also:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weihnachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurückgelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen

*) Der Brief wird hier mitgetheilt, weil er fast denselben Inhalt hat, wie ein Schreiben der schönen Ursula Freherin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. II, 2. der Bilder aus d. deutsch. Verg. 9. Aufl. S. 239. Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Baron Ernst von Stockmar.

und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratulire ebenfalls, und will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: „Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren; so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, ob gleich Neid und Mißgunst schäumet."

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Werthem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowol dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Consulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder besorgen nöthig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir Dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwerthesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehorsame Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Compliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu genießen anwünschen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber dictiret; mich plaget selbst die Neugierigkeit zu vernehmen, wie Dero Resolution diesfalls ausfallen wird.

Anbei nehme mir die Erlaubniß, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Werth der Sache, sondern auf die aufrichtige Meinung zu sehen; denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin befindlich, als gute Wünsche für Dieselben dabei abgeschicket. Schließlich bin mit beständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

Hof, 29. Decbr. 1750. treuergebene

A Monsieur, Monsieur . . . à Coburg. C. C. K."

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebeswort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner, waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstabe messen wollte, den unsere Zeit an die Hand giebt! Weil er kein Reisegeld und in Coburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältniß und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirthin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgültig war. Dergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Oeffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre gereichen werde. Es ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau eben so empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und

arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um ſein mühſam erworbenes Wiſſen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erſpäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag ſeine höchſte Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz ſeiner Erdentage; ſein Privatleben mußte ſich dafür fügen und ſchicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz Weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, ſich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechſelten, um für ihre Wiſſenſchaft leben zu können. Das iſt gar nicht groß, aber es iſt immerhin Sehnſucht nach dem Größten, es iſt das alte deutſche Bedürfniß, ſich für etwas hinzugeben, was unendlich werthvoller iſt als der Einzelne. Kommt zu ſolchem Sinne einmal ſichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu ſein, ſo mag wol etwas daraus entſtehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.

4.

Aus der Garniſon.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenſter zurück, und blickt prüfend in die dunkeln Winkel ſeines Hauſes, ob ſich eine fremde Menſchengeſtalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält ſeine Pferde an und überlegt, ob er wünſchen darf mit dem flüchtigen Manne zuſammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen, oder ob er einen Verzweifelten fürchten und ſchonen ſoll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deſerteur entſchlüpfen ließ. Wahrſcheinlich wird er den Flüchtling entrinnen laſſen, auch wenn er ſeiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt ſich ihm ein Mitgefühl, ja etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdiſcher Intereſſen prägt ſo ſcharf die Beſonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Methode der Kriegführung. Die Armee entſpricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfaſſung und dem Charakter des Staates. Die fränkiſche Landwehr der Merovinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachſen und Thüringe zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiſer Rothbart ſeine Roſſe in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des dreißigjährigen Krieges, ſie alle waren höchſt charakteriſtiſche Bildungen ihrer Zeit, welche aus den ſocialen Zuſtänden des Volkes erblühten

und ſich wandelten, wie dieſe. So wurzelt das älteſte Fußheer der Beſitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reiſige Ritterheer in dem feudalen Lehnweſen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Compagnien der fahrenden Söldner in dem Wachsthum der fürſtlichen Territorialherrſchaft. Ihnen folgte in den despotiſchen Staaten des 18. Jahrhunderts das ſtehende Heer der dreſſirten Lohnſoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienſtes iſt durch die ſpäteren ganz beſeitigt worden, wenigſtens einzelne Erinnerungen daran ſind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbeſitzer hatte aufgehört, ſeit ein großer Theil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgeſunken war; die ſtarke Landwehr war zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beſeitigt war ſie nicht, denn allen Landſaſſen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zuſammenzueilen, Kriegsgeſpann und Schanzgräber zu ſtellen. Ebenſo war die Rittercavallerie der Hohenſtaufen von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granſon, Murten wie in den Niederungen der Ditmarſchen zerſchlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Laſt der adlichen Güter, ſie wurde allerdings ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erſt unter Friedrich Wilhelm I. — in eine feſte niedrige Geldabgabe verwandelt, und dieſe Abgabe war in den meiſten Landſchaften Deutſchlands die einzige Steuer, welche auf den adlichen Lehngütern lag*). Auch der fahrende Landsknecht, welcher ſich ſelbſt die Ausrüſtung beſorgt und jeden Sommer die Fahne gewechſelt hatte, war in einen montirten Söldner mit beſtimmter Dienſtzeit ver-

*) Sie betrug zur Zeit Friedrich's II. für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu ſtellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landſchaften 18—24 Thaler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Thaler.

wandelt; aber in die neue Zeit erhielt ſich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich dieſe Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem ſeltſamen und unverſöhnlichen Gegenſatze zu der furchtbaren Härte ſtanden, mit welcher die neue Ordnung der despotiſchen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zuſammenſchnürte.

Die Mängel der ſtehenden Heere im 18. Jahrhundert ſind oft beurtheilt worden, und jedermann weiß Einiges von der herben Zucht in den Compagnien, mit welchen der alte Deſſauer die Schanzen von Turin ſtürmte und Friedrich II. den Beſitz Schleſiens behauptete. Aber nicht ebenſo bekannt, ſelbſt von Kriegsſchriftſtellern ganz vernachläſſigt iſt eine andere Seite der alten Kriegsverfaſſung, und von dieſer ſoll hier zunächſt die Rede ſein.

Die Regimenter, welche die deutſchen Souveräne des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Potentaten vermietheten, waren nicht die einzige bewaffnete Organiſation in Deutſchland. Neben dem Söldnerheer beſtand in den meiſten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in ſehr mangelhafter Verfaſſung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Vertheidigung des eigenen Landes verpflichtet ſei, aus dem Leben der Deutſchen geſchwunden. Das Recht des Landesherrn, die Unterthanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem andern Recht des Landesherrn unterſchieden, Kriegsvolk zu halten. Für ſeine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienſte zu leiſten, durfte er dem Unterthan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, ſeit ſeine Vaſallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es iſt eine der größten Umwandlungen in der Geſchichte des deutſchen Volkes, daß durch

die despotiſchen Regierungen in dem vorigen Jahrhundert den Deutſchen allmählich die Ueberzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet ſei, dem Landesherrn wenigſtens einen Theil ſeines Kriegsvolkes zu ſtellen. Und nicht minder lehrreich iſt, daß erſt in unſerm Jahrhundert, ſeit das alte Syſtem zuſammenbrach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes ſank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geſchah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu koſtſpielig und lüderlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defenſionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Vertheidigung verwendet werden ſollte. Seit 1613 wurden die Defenſioner in Kurſachſen und den Nachbarländern, bald darauf in den andern Kreiſen des Reiches organiſirt, in Fähnlein geordnet, zuweilen zuſammengezogen und militäriſch geübt. Ihre Geſammtzahl ward feſtgeſtellt und auf die Ortſchaften vertheilt, die Gemeinden beſtimmten und rüſteten die Leute; waren ſie im Dienſte, ſo erhielten ſie Sold vom Landesherrn.

Der dreißigjährige Krieg war zum größten Theil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Noth die Defenſioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienſt beſtimmte, oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im Ganzen aber hatte ſich die lockere Errichtung dieſer Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menſchenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfaſſung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für die Cultur des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieſes Bürger-

heeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Officieren des Landesherrn übertragen, und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Souverain wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Compagnien und Kreisregimenter zusammengezogen, und ein oder mehre Male im Jahre einexercirt. Vor dem Kriege hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Officierstellen in den Händen der Bürger, nur die Oberofficiere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde in der Regel durch das Loos gewählt, und es ist interessant, daß schon 1711 auf den sächsischen Loosen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland.“ Aber unvollständig war die militärische Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste gethan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte organisirte Landesmiliz; sie hatte wesentlichen Antheil an der ersten glorreichen Waffenthat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußischen Staat für etwas Werthvolles gehalten, denn wer bei ihm enrollirt war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit*). Zwar wurde dasselbe durch Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, aber im siebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste gethan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos, unkriegerisch, miß-

*) Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I. wird von Faßmann (I. S. 720), wol zu hoch, auf 60,000 Mann angegeben.

geachtet, bis ganz veränderte Culturverhältnisse eine neue Organisation des Volksheeres möglich machten.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofes, es mochten viele Compagnien sein, welche er sich warb, um seinen Status zu sichern, Einfluß und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm der Vertrag gehalten wurde. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besonderen Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Theile Deutschlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf das Risico des Obersten stattgefunden. Der Oberst schloß den Contract mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Disciplin war locker, die Officierstellen von Creaturen des Obersten besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Compagnieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern

beklagt, hatten eine gewisse virtuose Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papiere stand, vollständig unter der Fahne. Die Officiere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants" oder „Blinde" nannte; sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Chargen ein. Auch bei der kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtsloseste Eigennutz, die Officiere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Officiere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig organisirt, und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Autoritäten sanctionirt.

In Brandenburg reformirte der große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältniß der Regimenter zum Landesherrn; die Werbung geschah fortan in seinem eigenen Namen, er ernannte die Obersten und Officiere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerschaaren zu einem stehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Mannszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehres, und Preußen verdankte der frühen und energischen Durchführung des neuen Systems sein militärisches Uebergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet; sie erhielten wenigstens im Kriege ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Magazinen besorgt. Durch Montecuculi und später durch Prinz Eugen erhielt

auch Oeſterreich kurz vor 1700 ein beſſer disciplinirtes ſtehendes Heer.

Die Ergänzung dieſer Truppen des Fürſten konnte in Deutſchland bis vor 1700 faſt ausſchließlich durch freie Werbung beſchafft werden: denn noch lange nach dem großen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegeriſche Zeit Ludwig's XIV. und die Vergrößerung der franzöſiſchen Armee wurden die deutſchen Fürſten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menſchenverluſt der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalſigen Geſindel auf, das ſich um die Fahnen ſammelte. Schon vor dem großen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannſchaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgend mehr ausreichen, die Klagen über Gewaltthätigkeiten der Werbeofficiere wurden zuletzt läſtig. Da begann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu ſehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Compagnien exercirte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für ſeine Kriegszüge zu gebrauchen, war unthunlich, ſie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, ſie beſtand vorzugsweiſe aus ſeßhaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für ſeinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholiſchen Ländern die Geiſtlichkeit faſt nichts zu ſeinen Einnahmen beitrug. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk ſelbſt durch Gewalt zum Kriegsdienſte zu zwingen. Wie ſehr der Regent ſich als Herr fühlte, dieſe Neuerung war zu ſehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Laſten, damit er für ſie Krieg führe. Der Bauer leiſtete ſeinem Gutsherrn Frohnden und Dienſte, weil dieſer in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leiſtete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienſte, weil dieſer mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, ſeit der Gutsherr die Laſt nicht

mehr tragen wollte; jetzt aber ſollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürſten dieſelben Dienſte leiſten und außerdem noch ſelbſt in den Krieg marſchiren. Das ſchien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Noth, man mußte ſich zu helfen ſuchen. Nur das entbehrlichſte Volk ſollte genommen werden, Herumtreiber, müſſige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgend wie aus der Maſſe hervorragte, durfte nicht geſtört werden.

Vorſichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienſt ſeines Fürſten. Aber ohne Erfolg wurde das erſtemal ausgeſprochen, daß das Land Rekruten ſtellen müſſe. Die Neuerung ward, wie es ſcheint, zuerſt 1693 von den Brandenburgern verſucht: die Provinzen ſollten die fehlende Mannſchaft werben und präſentiren, doch keine unterthänige, der Compagnieführer ſollte für den Mann zwei Thaler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerſt einzelnen Klaſſen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Erſatzmannſchaft auf. Die Rekruten ſollten zwei bis drei Jahr dienen, wer freiwillig auf ſechs Jahr und darüber capitulirte, wurde bevorzugt. Ganz daſſelbe wurde 1702 in Sachſen durch König Auguſt eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine beſtimmte Zahl junger geſunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der Einzelnen zu entſcheiden, Ort der Geſtellung das Rathhaus, Aufſicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Thaler, Dienſtzeit zwei Jahr; verweigerte der Officier nach zwei Jahren den Abſchied, ſo konnte der Ausgediente ſich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtſam begann man einen neuen Anſpruch geltend zu machen. Und trotz dieſer Vorſicht war der Widerſtand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, ſchon 1708 wurde die Rekrutirung in Preußen wieder auf-

gehoben, „weil die Zumuthung zu groß war.“ Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelm's I. gewöhnte sein Volk allmählich an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Cantonsystem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter vertheilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewissen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Theil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutirung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Territorien, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgerthume größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Despotismus der Regenten allmählich ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Maßregel in's Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die größte Härte und Gewissenlosigkeit des despotischen Staats kam gerade da zur Erscheinung, wo er den größten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutirung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewaltthätig war das Verhalten der Officiere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Confiscation ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelm's I. von Preußen gekreuzt durch die

Nothwendigkeit seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutirung gedeckt, die andere Hälfte des Abganges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher, als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Uebelstände dieses Systems offenkundig zu Tage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden in der Regel viel zu wenig, wol aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Reclamationen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeofficiere selbst waren oft unsichere, ja schlechte Menschen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend controlirt werden konnten. Nicht wenige lebten Jahre lang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten theures Handgeld und fingen zuletzt doch nur wenige, oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewaltthat geübt. Die Obersten und Werbeofficiere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja ganze Colonien von unterthänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Officiere wurden so sehr

bei ihren gewaltthätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Razzia angestellt, die Stadtthore mit Wachen besetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im siebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der obern Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber."

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Das bekannte Manöver war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen, und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt und durch barbarische Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerthen Subjecte wurden Tage lang durch Spione beobachtet. Von den Werbeofficieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Ueberlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbebureau erlaubt war, sich in Uniform zu

zeigen, und ſuchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu faſſen. Greulich ſind einzelne Schändlichkeiten, welche bei ſolcher Menſchenjagd geübt und von den Regierungen nachgeſehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat konnte erſt dann ſeine Dienſte in der großen Maſchine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen ſeines früheren Lebens abgeſchloſſen hatte. Es iſt eine troſtloſe Sache, ſich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tauſenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerſtörtes Leben. Es waren nicht immer die ſchlechteſten Männer, welche wegen wiederholter Deſertion zwiſchen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorſam gefuchtelt wurden, bis ſie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in ſeinem Innern überſtand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Menſch, der ſeinen Dienſt pünktlich verſah, bei der Attake ausdauernden Muth zeigte, nach Vorſchrift verehrte und haßte und vielleicht ſogar eine Anhänglichkeit an ſeine Fahne erhielt, und wahrſcheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn ſeine Lage auf Stunden vergeſſen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geſchehen. Dringend wurde von den kriegeriſchen Fürſten bei ihren Nachbarn um die Erlaubniß nachgeſucht, ein Werbebureau anlegen zu dürfen. Der Kaiſer freilich war am beſten daran, jedes ſeiner Regimenter hatte herkömmlich einen feſten Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor andern die Preußen, mußten zuſehen, wo ſie eine günſtige Stätte fanden. Die größeren Reichsſtädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubniß zu ertheilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angeſehenen Familien zu ſchützen. Außerdem waren die Grenzen gegen

Frankreich, Holland, die Schweiz günſtige Fangorte; dann die eigenen Enclaven, welche von fremdem Gebiet umgeben waren, zumal wenn eine fremde Feſtung mit läſtigem Garniſondienſt in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Ansbach und Baireuth, Deſſau, Braunſchweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen ſtanden. Den beſten Leumund hatten die Oeſterreicher, ſie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was ſich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Capitulation genau. Es war nicht viel, was ſie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brod, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußiſchen Werber, die Wahrheit zu ſagen, am übelſten renommirt; ſie lebten am großartigſten, waren ſehr unverſchämt und gewiſſenlos, und dabei waghalſige Teufel. Sie erſannen die verwegenſten Streiche, um einen ſtattlichen Burſchen zu fangen, ſie ſetzten ſich den größten Gefahren aus; man wußte, daß ſie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn ſie in der Minderzahl blieben, daß ſie von den fremden Regierungen eingeſperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erſtochen war. Aber das alles ſchreckte ſie nicht. Dieſe üble Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II. ſein menſchliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der beſten Werbeplätze Fankfurt a. M. mit ſeinen großen Meſſen. Noch am Ende des Jahrhunderts ſaßen dort Preußen, Oeſterreicher und Dänen neben einander; die Oeſterreicher harrten ſeit alter Zeit phlegmatiſch im Wirthshaus „zum rothen Ochſen", die Dänen hatten ihre Fahne „zum Tannenbaum" hinausgehängt, die unruhigen preußiſchen Werber wechſelten, ſie waren in dieſer Zeit am anſehnlichſten und ſplendideſten. Es wurde ein diplomatiſcher Verkehr unter den verſchiedenen Parteien unterhalten, ſie waren zwar eiferſüchtig auf einander und ſuchten ſich gegenſeitig die Kunden

wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besondern Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, so wie die Leichtigkeit zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und des rothen Ochsen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Ueberläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsche neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Desertion trieb, der Wunsch zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in diesem Punkt doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Garnisonen unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirthshaus fremder Werber fliehen werde. Und eben so sicher war, daß er dort auf der Stelle copulirt wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte die sächsische Armee von etwa 30,000 Mann noch im Jahr 1790 an 20,000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen

vermochte. So durchaus hängen die einzelnen nothwendigsten Verbesserungen von einer höhern Entwicklung des gesammten Volkslebens ab. Die Soldaten-Frauen und -Kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit, unter ihrem Waibel in's Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der französischen Revolution nur in Annaburg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich eingerichtet, aber sie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeofficier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwange des Dienstes, unter rohen Officieren und noch roheren Kameraden verlief sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten einen kleinen Nebenverdienst zu suchen, als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wol auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdeß forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Civilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirthshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürger und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirthe galt es für ein Unglück.

von Soldaten beſucht zu werden. So war der Mann auch in ſeinen Freiſtunden auf den Verkehr mit Schickſalsgenoſſen und mit entwürdigten Weibern angewieſen. Sehr hart war die Behandlung durch ſeine Officiere, er wurde geſtoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlaſſung gezüchtigt, auf das ſcharfkantige hölzerne Pferd oder den Eſel geſetzt, der auf freiem Platze in der Nähe der Hauptwache ſtand; für größere Vergehen in Ketten geſchloſſen, auf Latten geſetzt, mit Spießruthen, welche der Profoß abſchnitt, von ſeinen Kameraden in langer Gaſſe gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unterofficiere und Junker aber genoſſen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt" zu werden, für größere Disciplinarvergehen wurden ſie an Händen und Füßen geſchloſſen und Stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preußiſchen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres den cantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermaßen verſöhnte, ſo war das im übrigen Deutſchland viel weniger der Fall. Dem cantonpflichtigen Bürger- und Bauerſohn im Preußiſchen war es ein großes Unglück dienen zu müſſen, im übrigen Deutſchland war es eine Schande. Zahlreich ſind die Verſuche, ſich durch Verſtümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem ſtreng wie Deſertion beſtraft. Noch um 1790 ſchämte ſich ein reicher Bauerburſch in Kurſachſen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienſt gezwungen worden war, ſein Heimatdorf in der Montur zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe Halt und ließ ſich ſeine Bauerkleider herausbringen; die Montirungsſtücke mußte eine Magd in verdecktem Korbe durch die Dorfgaſſe tragen.

Deshalb hörten die Deſertionen nie auf; ſie waren das gewöhnliche Leiden aller Armeen und durch die furchtbaren Strafen — beim erſten und zweiten Mal Spießruthen, beim

dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garniſon war unabläſſiger Appell und ſtilles Spioniren nach der Stimmung der Einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmirt. Die Einſpännigen oder Haidereiter trabten auf allen Straßen, Commandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deſerteur einbrachte, erhielt im Preußiſchen zehn Thaler, wer ihn nicht anhielt, ſollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landſtraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelm's I. jeder Unterthan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach ſeinem Ausweis zu fragen, zu arretiren und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburſchen, auf einſamer Straße einen verzweifelten ſechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillſtand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgeſetzt werden. Noch ſchlimmer war es, wenn größere Trupps ſich zur Flucht verabredeten, wie jene zwanzig Ruſſen aus dem Regiment des Deſſauers zu Halle, welche im Jahr 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechiſchen Gottesdienſt in Brandenburg zu beſuchen, wo der König für ſeine zahlreichen ruſſiſchen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beſchloſſen zu den goldnen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; ſie ſchlugen ſich mit großen Stangen durch die ſächſiſchen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußiſche Huſaren aufgefangen und über Dresden in ihre Garniſon zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit ſchmerzlicher war dem König, daß ſogar unter ſeinen großen Potsdamern eine Verſchwörung ausbrach, als ſich lange Grenadiere vom Serbenſtamme verſchworen hatten, die Stadt anzuſtecken und mit bewaffneter Hand zu deſertiren. Es waren ſehr große Leute darunter; die Hinrichtungen, das Naſenabſchneiden und andere Zuchtmittel

verurſachten dem König einen Verluſt von 30,000 Thalern. Vollends im Felde war ein Syſtem von taktiſchen Vorſchriften nöthig, um die Deſertion zu bändigen. Jeder Nachtmarſch, jedes Lager am Waldſaume brachte Verluſte, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch ſtarke Huſarenpatrouillen und Pikets umſchloſſen, bei jeder geheimen Expedition mußte das Heer durch Reiterſchwärme iſolirt werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutrugen. Das befahl noch Friedrich II. ſeinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Compagnie, nach jedem verlorenen Treffen, ſelbſt nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erſchrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen ſpeculirend, wie die Söldner im dreißigjährigen Kriege, dem andern zu; ja das Ausreißen und Wechſeln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemüthlichen Reiz. Ein aufgefangener Deſerteur war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Uebelthäter, — wir haben mehre Volkslieder, in denen ſich das volle Mitgefühl der Dorfſänger mit dem Unglücklichen ausſpricht; der glückliche Deſerteur aber galt ſogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen iſt der tapfere Geſell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Noth hilft und zuletzt die Prinzeſſin heiratet, ein entſprungener Soldat.

Dieſes fürſtliche Kriegsvolk galt nach Auffaſſung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landesmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbeſitz der Fürſten. Die deutſchen Landesherren hatten nach dem dreißigjährigen Kriege wie einſt die italieniſchen Condottieri mit ihrem Kriegsſtaat gehandelt, ſie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für eine, bald für die andere Partei verwerthet, um ſich Geld zu machen und ihr Anſehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinſten Territorialherren mehre Regimenter im Dienſt des Kaiſers, der Hol-

länder, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Theil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Mißbrauch der Fürstengewalt dem Volke allmählich befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrich's II. eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777 Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Zerbst, vor andern Hessen-Cassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermietheten, wurde der Unwille im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rheine bis zur Weichsel; die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhaftesten das Leben ihrer Unterthanen verschacherte, diese Unthat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preußen, in welchem sich die Tyrannei dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe und Originalität ausbildete, durch welche das preußische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europa's bildeten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigenthümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden rothen Halsbinde. Es waren Cantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch die Armee — 64,000 Mann — in drei Monaten um 30,000 Mann vermehrt werden konnte, denn alles lag für sie in den Montirungs-

kammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerſt ein Regiment preußiſchen Fußvolks ſah, dem wuchs das Erſtaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie ſie an Soldaten nirgend in der Welt zu ſehen war, ſie ſchienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie ſtand — die Stellung in drei Glieder wurde grade damals erſt eingeführt —, dann waren die kleinſten Leute des erſten Gliedes nur wenige Zoll unter ſechs Fuß, faſt eben ſo hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen geſtellt würde, die Köpfe vier ſchnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Ausſehen der Mannſchaft; wie Herren ſtanden ſie da, mit reiner guter Leibwäſche, den Kopf ſauber gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehoſen Stiefeletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Weſten, Aufſchläge, Litzen und Schnüre unterſchieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Deſſauers in Halle, ſo war der Bart ſauber gewichſt, jedem Mann wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch ſtattlicher ſahen die Officiere aus, mit geſtickter Weſte, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen", alles von Gold und Silber, und am Halſe den vergoldeten Ringkragen, in deſſen Mitte auf weißem Feld der preußiſche Adler zu ſehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Lieutenant die Partiſane, die man ſchon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unterofficiere noch die kurze Pike. Es galt damals für ſchön, daß die Kleidung enge und gepreßt ſaß, und ebenſo waren die Bewegungen der Leute kurz, gradlinig, die Haltung eine grade, ſtraffe, der Kopf ſtand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Evolutionen. Denn ſie marſchirten zuerſt von allen Kriegsvölkern

in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niederſetzend. Dieſe Neuerung hatte der Deſſauer eingeführt; es war ein langſames und würdiges Tempo, das auch im ärgſten Kugelregen wenig beſchleunigt wurde, derſelbe majeſtätiſche Gleichtritt, welcher in der heißeſten Stunde bei Mollwitz die Oeſterreicher in Verwirrung brachte. Auch die Muſik erſchütterte den, der ſie hörte. Die großen meſſingenen Trommeln der Preußen (ſie ſind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöſe auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geſchlagen wurde — kein Fremder verſäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenſter. Und unter den Hautbois war ſogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieſes Inſtruments hatte überall in ganz Deutſchland Staunen und Einwendung verurſacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römiſchen Reiches bildeten eine zünftige Genoſſenſchaft, welche durch ein ſchönes kaiſerliches Privilegium geſchützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte ſich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exercirten, luden und feuerten, ſo war die Präciſion und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich*); denn ſeit 1740, wo der Deſſauer den eiſernen Ladeſtock eingeführt hatte, ſchoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es ſpäter noch ſchneller, 1773 fünf- bis ſechsmal, 1781 ſechs- bis ſiebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exercirenden Mannſchaft früh am Morgen unter den Fenſtern des Königsſchloſſes zu Potsdam dröhnten, war der Lärm ſo groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen aus den Betten ſprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht ſehen wollte, der mußte

*) Faßmann, Leben Friedrich Wilhelm's I., und von Loen, Der Soldat, ſchildern ziemlich anſchaulich.

nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Civilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Theil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 unrangirte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den andern Colossen hausten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meisten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik, oder arbeiteten in ihren Häusern"*). Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis zwanzig Thaler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibcompagnie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Corridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enaksöhne in Parade oder exerciren zu sehen, reisten viele distinguirte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Colosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande selbst weilte, that gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in

*) von Loen, Der Soldat, S. 312.

den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Lebelang sonst am höchsten stand, den Vortheil seines Staats vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte Jeden von ihnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den Einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Civilisten, gegen diese Lieblinge Recht zu behalten, und sie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufspüren und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen —, er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirkland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Thaler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute standen in Reihe und Glied. Wer zu speculiren wußte, verkaufte seine Größe theuer. Der Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heut nicht aus dem preußischen Heere geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog

Ferdinand von Braunſchweig, welcher bei Auerſtädt tötlich verwundet wurde, bei ſeinem Regiment zu Halberſtadt einen ſyſtematiſchen Menſchenhandel; in ſeiner Leibcompagnie ging das erſte Glied mit 6 Fuß aus, der kleinſte Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Compagnien waren größer als jetzt das erſte Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing ſich etwas von dieſer Vorliebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bedauert ein tüchtiger ſächſiſcher Officier, daß die ſchönſten und größten Regimenter der ſächſiſchen Armee ſich nicht mit den kleinſten der Preußen meſſen konnten*).

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältniß, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu ſeinen Officieren ſtand. Er haßte und fürchtete von Herzen die ſchlaue Klugheit der Diplomaten und der höhern Beamten: dem einfachen, derben, graden Weſen ſeiner Officiere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht ſeine geheimſten Gedanken. Es war ſeine Lieblingsſtimmung, ſich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für ſeinesgleichen. Alle Oberofficiere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht geſehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küſſen. Einſt ſchimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Officier damals einen ſtudirten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiederte: „Das ſagt ein Hundsfott," ſtand auf und verließ die Geſellſchaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf ſich ſitzen laſſen und ſei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Piſtolen Revanche zu nehmen. Als die Anweſenden proteſtirten, frug der König zornig, wie er denn ſonſt Genugthuung für ſeine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß ſich Oberſtlieutenant von Einſiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu ver-

*) G. von Griesheim, Die Taktik, S. 75. — von Liebenroth, Fragmente, S. 29.

treten hatte, ſtatt ſeiner duelliren müſſe. Das Duell ging vor ſich, Einſiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Torniſter mit Thalern und befahl ihm, die Laſt nach Hauſe zu tragen. — Und der König vergaß ſein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienſt nur bis zum Oberſten avancirt worden, und daß ein Feldmarſchall eigentlich mehr war als er ſelbſt. Deshalb bedauerte er in dem Tabakscollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; ſelbſt zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können.“ Und als ihm entgegen gehalten wurde, daß er ja ſelbſt ein großer König ſei, erwiederte er: „Ihr redet, wie ihr es verſteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu commandiren. Wißt ihr etwas Größeres?“ So ſehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er ſterbend in ſeinem Holzſtuhl ſaß, alle Erdenſorgen hinter ſich geworfen hatte und neugierig an ſich ſelbſt den Proceß des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlaſſenſchaft eines Oberſten dem commandirenden General überſandt wurde; er befahl das Roß von ſeinetwegen zu Leopold von Deſſau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil ſie nicht die rechte Schabrake darauf gelegt hatten*). Ein ſolcher Fürſt zog faſt den geſammten Adel ſeines Landes nach ſeinem Bilde und in ſein Heer. Roh und unwiſſend, wie er ſelbſt, war der größte Theil ſeiner Officiere. Schon unter dem großen Kurfürſten war in dem Heere eine ſouveräne Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig geweſen, ſchon damals war bei dem früh verſtorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern

*) Nicht die ſchlechte Zuſammenſtellung der Farben: blauer Sammtſattel und gelbe Schabrake, ärgerte den ſterbenden König, das waren die Farben ſeines Leibregiments, er wollte wahrſcheinlich die Regimentsfarben des Deſſauers darauf ſehen: blau, roth und weiß.

Bruder des ersten Königs von Preußen, durch die Officiere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großgezogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studire und lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakscollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfange noch ärgere Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Officiere blieb der rauhe Ton, die Gleichgiltigkeit gegen alles Wissen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrich's des Großen, bis in dieses Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Officier*) einen großen hageren Mann in kurzem blauem Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der all seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Officiere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Capitän bei Seite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weiß? Woher wissen Sie das?" Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Officier: „Curios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen wie im Preußischen." Derselbe Capitän konnte nicht Geschriebenes lesen, war aber sonst ein braver zuverlässiger Mann**).

Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte doch nicht, daß seine Officiere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Officiere an den Dienst gewöhnen; die gewandteren

*) Von Schlesien vor und seit 1740. S. 22.

**) Lafontaine's Leben von Gruber. S. 126.

brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienſtleiſtungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen ſeiner Söhne ſorgen durfte, der König that es für ihn; der Adel Preußens, ſagte man, ſei die Pflanzſchule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denſelben Rock von blauem Tuch, wie der König und ſeine Prinzen. Denn Epauletten und Unterſchiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterſchieden. Jeder Prinz des preußiſchen Hauſes mußte dienen und Officier werden, wie der Sohn des armen Edelmanns. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußiſchen Königshauſes beim Heere geweſen waren, wurde von den Zeitgenoſſen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit da geweſen, daß die Könige ſich als Officiere und den Officier als einen Fürſten und als ihresgleichen betrachteten.

Durch dieſe kameradſchaftliche Zucht wurde ein Officierſtand geſchaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es iſt wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden ſehr auffallend an ihm ſichtbar. Außer ſeiner Roheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwuth, das alte Leiden deutſcher Heere, nicht auszurotten, obwol derſelbe Hohenzollern, der ſich ſelbſt mit ſeinem Major ſchlagen wollte, unerbittlich jeden Officier mit dem Tode ſtrafte, der im Duell einen andern getötet hatte. Rettete ſich aber ein ſolcher „braver Kerl" durch die Flucht, dann freute ſich wol der König, wenn ihn andere Regenten beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch faſt ganz die Gebräuche des dreißigjährigen Krieges: mehre Secundanten, die Zahl der Gänge beſtimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Piſtolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja ſie umarmten ſich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geſchehen, bevor der Gegner im Stande war,

den Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden ſtürzte oder entwaffnet wurde, war Großmuth Pflicht; noch kam vor, daß, wer tötlichen Ausgang wollte, ſeinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Officiere ſeit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Verſöhnung folgte ſicher ein Gelage. Häufig und unbeſtraft war dem Officier Anmaßung gegen Beamte von Civil, brutale Gewaltthat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Officiersehre, welche ſich damals beim preußiſchen Heere ausbildete, hatte nicht grade hohe ſittliche Berechtigung; ſie war ein ſehr unvollkommenes Surrogat für männliche Tugend, denn ſie verzieh große Laſter, ſie privilegirte auch Gemeinheiten. Aber ſie war doch für tauſend verwilderte und zuchtloſe Männer ein wichtiger Fortſchritt.

Denn durch ſie wurde zuerſt in dem preußiſchen Heere eine, wenn auch einſeitige Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerſt in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann ſein Leben dem Vaterlande ſchuldig ſei, in die harten Seelen der Officiere und der Gemeinen hineingeſchlagen. Keinem Theile von Deutſchland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu ſterben wußten, welcher ſie dienten. Aber das Verdienſt der Hohenzollern, der rauhen rückſichtsloſen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil ſie ſelbſt mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böſes thaten, ſie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein patriotiſches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelm's I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. ſeine Schlachten gewann, die den preußiſchen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetſten Macht Europa's machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeiſternde Gefühl verſchaffte, daß auch in den deutſchen Grenzen ein Vaterland ſei, auf das der Einzelne

ſtolz ſein dürfe, für deſſen Vortheil zu kämpfen und zu ſterben jedem braven Landeskind die höchſte Ehre und den höchſten Ruhm bereite.

Und zu dieſem Fortſchritt deutſcher Bildung halfen nicht nur die Begünſtigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Oberſten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln ſeines Collegiums ſaßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genöthigt wurden, für denſelben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

Zunächſt aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede iſt, ſoll hier, wo das Leben der Einzelnen, Kleinen geſchildert wird, ein preußiſcher Rekrut und Deſerteur von den Leiden des alten Heerweſens erzählen.

Der Erzählende iſt der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, deſſen Selbſtbiographie öfter gedruckt*) und einer der lehrreichſten Berichte aus dem Leben des Volkes iſt, welche wir beſitzen. Die Lebensbeſchreibung enthält in ihrem erſten Theil eine Fülle von charakteriſtiſchen und liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Thal, den bittern Kampf mit der Noth des Lebens, das Treiben der Hirten, die erſte Liebe des jungen Mannes, ſeine hinterliſtige Entführung durch preußiſche Werber, den gezwungenen Kriegsdienſt bis zur Schlacht bei Lowoſitz, die Flucht nach der Heimat und ſeit der Zeit einen mühſamen Kampf um die Exiſtenz, die Beſchreibung ſeines Haushaltes, zuletzt die Reſignation einer weichen, enthuſiaſtiſchen Natur, welche nicht ohne eigne Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenſchaftliche Wallungen in der ſoliden Einrichtung des eigenen Lebens geſtört wurde. Ueberall verräth der arme Mann von Toggenburg in ſeiner ausführlichen Darſtellung ein poetiſches Gemüth von oft rührender Kindlichkeit,

*) Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Zürich, 1789 und 1792; von E. Bülow. Leipzig, 1852.

einen leidenſchaftlichen Trieb zu leſen, nachzudenken und ſich zu bilden, eine reizbare Organiſation, welche durch Phantaſien und Stimmungen beherrſcht wird.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, ſeiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beſchäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräcker's den Rath gab, aus dem Thal in die Städte zu ziehen, um dort ſein Glück zu machen. Unter den Segenswünſchen der Eltern und Geſchwiſter wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhauſen; dort wird er in ein Wirthshaus gebracht, wo er einen fremden Officier kennen lernt. Als ſein Begleiter ſich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Officier Handels einig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und iſt auf's höchſte entrüſtet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienſt getreten iſt, ſondern daß er dies ohne ſeine Vermittlung gethan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab ſich ſpäter, daß er ſelbſt den Sohn ſeines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebt eine Zeit lang luſtig als Bedienter bei ſeinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne ſich ſonderlich um die geheime Dienſtthätigkeit deſſelben zu kümmern. Er fühlt ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen ſehr wohl und ſchreibt einen freudigen Brief nach dem andern an ſeine Eltern und ſeine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von ſeinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geſchickt, und erſt dort erkennt er mit Schrecken, daß ſeine ſchöne Livree und ſein ganzes luſtiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm geſpielt worden iſt. Sein Herr iſt ein Werbeofficier, er ſelbſt ein preußiſcher Rekrut. Von hier an ſoll er ſelbſt ſeine Schickſale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarſchirten,

und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrichstadt transportirte, mir ein Quartier anwies, und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Ordre!" Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirthshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme, und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: ich komme aus der Schweiz, und sei Sr. Excellenz, des Herrn Lieutenant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringste von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl in's Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte und sagte: „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Commisbrot bringen." „Was? vor mich?" versetzte ich, „von wem? wozu?" „Ei! deine Montirung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? bist ja ein Rekrute." „Wie, was? Rekrute?" erwiederte ich. „Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconi's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!" „Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh'

dir dafür. Da hilft itzt alles nichts.“ Ich: „Ach! wenn nur mein Herr Marconi da wäre.“ Er: „Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Lieutenants?“ — Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann,“ fuhr ich fort, „was soll das werden?“ „Nichts, Herr!“ antwortete dieser, „als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content ist!“ Ich: „Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos!“ Er: „Glaub' er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht, und geht's nicht.“ Ich: „So will ich's dem Herrn König klagen.“ — Hier lachten alle hoch auf. — Er: „Da kömmt er sein Tag nicht hin.“ Ich: „Oder wo muß ich mich sonst denn melden?“ Er: „Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst.“ Ich: „Nun, so will ich's doch probiren, ob's so gelte!“ — Die Bursche lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Thür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrot nebst Unter- und Uebergewehr und so fort, und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? „Warum nicht?“ antwortete Zittemann für mich, „er ist der beste Bursch von der Welt.“ Itzt führte man mich in die Montirungskammer, und paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was

ich gern wollte — ich glaube, an Aennchen; er ſchwung dann die Fahne über unſre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagseſſen nebſt einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groſchen zahlen. Nun blieben mir von jenen ſechſen noch viere übrig; mit dieſen ſollt' ich auf vier Tage wirthſchaften, und ſie reichten doch blos für zweene hin. Bei dieſer Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden ſchrecklich zu lamentiren an. Allein Cran, einer derſelben, ſagte mir mit Lachen: „Es wird dich ſchon lehren. Itzt thut es nichts; haſt ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann biſt du gar itzt doppelt armirt; das läßt ſich alles verſilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerkſam zugeſehen, wie's die Andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf mit einander an, kaufen Dinkel, Erbſen, Erdbirn u. dergl. und kochen ſelbſt. Des Morgens um en Dreier Fuſel und en Stück Commisbrot; Mittags holen ſie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Commis; des Abends um zwei Pfenning Kovent oder Dünnbier, und abermals Commis." „Aber, das iſt beim Strehl ein verdammtes Leben," verſetzt' ich; und er: „Ja! So kommt man aus, und anderſt nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre Waar: Kreide, Puder, Schuhwaar, Oel, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebenſachen mehr ſind." — Ich: „Und das muß einer alles aus den ſechs Groſchen bezahlen?" Er: „Ja! und noch viel mehr: wie z. B. den Lohn für die Wäſche, für das Gewehrputzen und ſo fort, wenn er ſolche Dinge nicht ſelber kann." — Damit gingen wir in unſer Quartier, und ich machte alles, ſo gut ich konnte und mochte.

Die erſte Woche indeſſen hatt' ich noch Vacanz, ging in der Stadt herum auf alle Exercirplätze, ſah, wie die Officiere ihre Soldaten muſterten und prügelten, daß mir ſchon zum voraus der Angſtſchweiß von der Stirne troff. Ich bat daher

Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wol lernen!“ sagte er, „aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!“ Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisiren sollte, und so fort. Nach Cran's Rath verkaufte ich meine Stiefel, und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerciren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beschäftigen; oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Handthierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten, soffen und haselirten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und discurirten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's eben so her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermuthet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gäftli fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenplitz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Compagnie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschiren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße

klopfte, ſchoß mir das Blut in den Gipfel. Unter ſeinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einſt Hevel, der mit ſeinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrirte, tauſchte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter ſein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt capirt' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war eben ſo arm als ich; allein er bekam ein Paar Groſchen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm, als auf mir. Indeſſen waren wir Herzensbrüder; ſo lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andere mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauſte, war ein filziger Kerl und harmonirte nie recht mit uns; und doch ſchien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beiſammen ſein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häuſern ſuchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach in's Lazareth. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgeſinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abſcheulich vorkam, und wollt' ich für ihn ſo gut wie für mich einen Eid ſchwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern ſobald das Exerciren vorbei war, flogen wir mit einander in Schottmann's Keller, tranken unſern Krug Ruppiner- oder Kotbuſſer-Bier, ſchmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Luſt zu. Etliche Herren ſogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu ſingen. Meiſt beſtand der Spielerlohn blos in einer ſchmutzigen Suppe; aber in einer ſolchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unſere Lebensart bei Hauſe, wie wohl's uns war, wie frei wir geweſen, was es hingegen hier vor ein verwünſchtes Leben ſei, u. dergl. Dann machten wir Plane zu unſerer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derſelben gelingen

möchte; bald hingegen ſahen wir vor jedem einen unüberſteiglichen Berg, und noch am meiſten ſchreckte uns die Vorſtellung der Folgen eines allenfalls fehlſchlagenden Verſuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängſtigende Geſchichten von eingebrachten Deſerteurs, die, wenn ſie noch ſo viele Liſt gebraucht, ſich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fäſſer verſteckt, u. dergl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zuſehen, wie man ſie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gaſſe auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis ſie athemlos hinſanken — und des folgenden Tags auf's neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken herunter geriſſen, und wieder friſch drauflos gehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hoſen hinabhingen. Dann ſahen Schärer und ich einander zitternd und totblaß an, und flüſterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!“ Was hiernächſt auch auf dem Exercirplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatſchens von prügelſüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentirens der Geprügelten kein Ende. Wir ſelber zwar waren immer von den erſten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, Andre um jeder Kleinigkeit willen ſo unbarmherzig behandelt und uns ſelber ſo, Jahr ein Jahr aus, coujonirt zu ſehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unſrer Montur eingeſchnürt wie geſchraubt ſtehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marſchiren und ununterbrochen blitzſchnelle Handgriffe machen zu müſſen; und das alles auf Geheiß eines Officiers, der mit einem furioſen Geſicht und aufgehobenem Stock vor uns ſtund und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem ſolchen Traktament mußte auch der ſtarknervigſte Kerl halb lahm, und der geduldigſte raſend werden. Und kamen wir dann totmüde in's Quartier, ſo ging's ſchon wieder über Hals und Kopf, unſre

Wäſche zurecht zu machen und jedes Fleckchen auszumuſtern; denn bis auf den blauen Rock war unſre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontaſche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte ſpiegelblank geputzt ſein. Zeigte ſich an einem dieſer Stücke die geringſte Unthat, oder ſtand ein Haar in der Friſur nicht recht, ſo war, wenn er auf den Platz kam, die erſte Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr iſt's, unſere Officiere erhielten damals die gemeſſenſte Ordre, uns über Kopf und Hals zu muſtern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das ſei ſonſt ſo Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, in's Feld! Itzt wurde Marſch geſchlagen; Thränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen floſſen zu Haufen. Auch die Kriegsleute ſelber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeſchlagen, voll Wehmuth und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gott Lob iſt unſere Erlöſung da! Jeder war bebündelt wie ein Eſel, erſt mit einem Degengurt umſchnallt; dann die Patrontaſche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achſel den Torniſter mit Wäſche u. ſ. f. gepackt; item der Haberſack mit Brot und andrer Fourage geſtopft. Hiernächſt mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen: Flaſche, Keſſel, Hacke oder ſo was, alles an Riemen; dann erſt noch eine Flinte, auch an einem ſolchen. So waren wir alle fünfmal über einander kreuzweis über die Bruſt geſchloſſen, daß anfangs jeder glaubte unter ſolcher Laſt erſticken zu müſſen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine ſolche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Bruſt ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie von einem ſiedenden Keſſel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verſchmachtete bald vor Durſt.

So marſchirten wir den erſten Tag (22. Aug.) zum Köpeniker Thore aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenik, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groſchen traktiren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegeſſen. Aber denk' man ſich nur ſo viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Canaille, was d' im hinterſten Winkel haſt. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine curioſe Wirthſchaft! In jedem Haus befand ſich ein Officier, welcher auf gute Mannszucht halten ſollte; ſie waren aber oft die Fäulſten*). — —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Dieſe Worte waren der erſte Text unſers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemeſſene Ordre erhalten ſcharf zu laden; dieſes veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute giebt's was! Heut ſetzt's gewiß was ab!" Dann ſchwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüſch oder Gehölz vorbei marſchirten und uns verfaßt halten mußten. Da ſpitzte jeder ſtillſchweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und ſeinen Tod, und ſah, ſobald man wieder in's Freie kam, ſich rechts und links um, wie er am ſchicklichſten entwiſchen konnte; denn wir hatten immer feindliche Küraſſiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. Septbr. war Allarm geſchlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein ſtundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerſtört, aufgepackt, und Allons, Marſch! Itzt zogen wir in's Thal hinab, ſchlugen

*) die Schlimmſten.

bei Pirna eine Schiffbrücke, und formirten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spießruthenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Thor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee zu vieren hoch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele tausend Andre nichts von den Umständen der eigentlichen Uebergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschirten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlugen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attakirt, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehre blessirt wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. —

Früh Morgens am 1. October mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen dem großen Thal hinunter marschiren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunter kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Cavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowol aus

unſerm Vordertreffen, als aus den kaiſerlichen Batterien ſo gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unſerm Regiment (das im mittlern Treffen ſtund) durchſchnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwiſchen; jetzt ſah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwiſchen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hoſen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angſt, ja Todesbläſſe las man bald auf allen Geſichtern, ſelbſt deren, die ſonſt noch ſo viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläſchchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meiſten ſoffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fuſel mehr! Itzt avancirten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem erſten Treffen abwechſeln mußten. Potz Himmel! wie ſauſten da die Eiſenbrocken ob unſern Köpfen hinweg — fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Raſen hoch in die Luft ſprang — bald mitten ein und ſpickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns ſahen wir nichts als feindliche Cavallerie, die allerhand Bewegungen machte, ſich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck ſich wieder zuſammenzog. Nun rückte auch unſre Cavallerie an; wir machten Lücke und ließen ſie vor, auf die feindliche los galoppiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als ſie nun einhieben. Allein kaum währte es eine Viertelſtunde, ſo kam unſre Reiterei, von der öſterreichiſchen geſchlagen und bis nahe unter unſre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakeln ſehen ſollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm der Erde nach ſchleppten. Inzwiſchen ſtunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unſer

linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zuſammentraf, obſchon es auf dem rechten ſehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiſerlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's ſchon nicht mehr ſo bange wie anfangs, obgleich die Feldſchlangen Mannſchaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten überſäet war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unſer Regiment nebſt zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkſtein) müßten zurückmarſchiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr ſei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unſre Hüte voll ſchöne rothe Trauben, aßen vor uns her nach Herzensluſt; und mir und denen, welche neben mir ſtunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unſre Brüder noch in Feuer und Rauch ſtehen ſahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entſcheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unſre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf deſſen Gipfel ein enger Paß zwiſchen Felſen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald nun unſre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entſetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erſt, wo der Haas im Stroh lag. Etliche tauſend kaiſerliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unſrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unſern Anführern verrathen worden ſein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten ſpäter, ſo hatten ſie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrſcheinlich den kürzern gezogen. Nun ſetzte es ein unbeſchreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unſre Vordertruppen litten ſtark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postirten sich die Panduren wieder, und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir in's Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durch einander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, in's Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber los ging — um diese Zeit war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als

ich von einer Mauer über die andere hinunterſprang, um ſeinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich alſo noch ein wenig erhöht ſtand, und auf die Ebene wie in ein finſteres Donner- und Hagelwetter hineinſah — in dieſem Augenblick däucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich ſah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde los eilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich ſah ich Weinberge, Büſche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menſchen, Preußen, Panduren, Huſaren, und von dieſen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf dieſe Seite, dacht' ich; ſonſt iſt's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich ſchlich alſo zuerſt mit langſamem Marſch ein wenig auf dieſe linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!" ſagten ſie, „Victoria!" Ich riſpoſtirte kein Wort, that nur ein wenig bleſſirt, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indeſſen ſo weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr ſehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, ſechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, ſah noch von weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — Morden und Totſchlagen; ſtrich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Huſaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Fluſſe nach herunter, und ſtand jetzt an einem Tobel. Jenſeits deſſelben kamen ſo eben auch etliche kaiſerliche Soldaten angeſtochen, die ſich gleichfalls aus der Schlacht weggeſtohlen hatten, und ſchlugen, als ſie mich ſo daherlaufen ſahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr ſtreckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten ſie niemals los. Ich faßte alſo den

Entſchluß, gerad' auf ſie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden ſie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowoſitz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deſerteur angab, nahmen ſie mir das Gewehr ab, unterm Verſprechen, mir's nachwärts ſchon wieder zuzuſtellen. Aber der, welcher ſich deſſen impatronirt hatte, verlor ſich bald darauf und nahm das Füſil mit ſich. Nun ſo ſei's! Alsdann führten ſie mich in's nächſte Dorf, Scheniseck (es mochte eine ſtarke Stunde unter Lowoſitz ſein). Hier war eine Fahrt über das Waſſer, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gab's ein Zetermordiogeſchrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerſt in dem Teich ſein, aus Furcht vor den Preußen; denn alles glaubte ſie ſchon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinſprang. Wo nicht der Fährmann etliche derſelben hinausgeworfen, hätten wir alle erſaufen müſſen. Jenſeits des Fluſſes ſtand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieſelbe zu, und dieſe rothen Schnurrbärte begegneten mir auf's manierlichſte, gaben mir, ungeachtet ich ſie und ſie mich kein Wort verſtunden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt ſicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beſte — von dem Tumult des Tages noch einen ſo vertaumelten Kopf hatte, daß dieſer Kapitalpunkt mir am allermindeſten betrug. Morgens darauf (2. Oct.) ging ich mit einem Transport in's kaiſerliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußiſcher Deſerteurs an, von denen, ſo zu reden, jeder ſeinen eigenen Weg und ſein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubniß alles im Lager zu beſichtigen.

Officiers und Soldaten ſtunden dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen ſollten, als uns bekannt war. Etliche indeſſen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirthen zu ſchmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiſerlichen manchen Erzprahler, und der kleinſte Zwerg rühmte ſich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf ſeiner eigenen Flucht in die Flucht geſchlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußiſchen Cavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche über's ganze Geſicht herunter gehauen, andre in's Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. ſ. f. Da war alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie prieſen uns dieſe armen Wichte ſelig, einem ähnlichen Schickſal ſo glücklich entronnen zu ſein, und wie dankten wir ſelber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder ſeinen Dukaten Reisgeld. Dann ſchickte man uns mit einem Cavallerietransport, es waren unſer an die zweihundert, auf ein böhmiſches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort vertheilten wir uns und bekamen Päſſe, je zu ſechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderſeltſames Gemengſel von Schweizern, Schwaben, Sachſen, Baiern, Tirolern, Welſchen, Franzoſen, Polacken und Türken. Einen ſolchen Paß bekamen unſer ſechs zuſammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den ſchnauzbärtigen Soldaten in ſeiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geſchwiſter verkrochen ſich, ſeine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen Andern geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Geſtalt den Sohn heraus. Aber auch ſein ſpäteres Leben in dem einſamen Thal wurde durch die Abenteuer dieſer

Zeit gestört. Es war ein fremdes, unheimliches Element in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II. aber schrieb nach der Schlacht bei Lowositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie zu commandiren.“ —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

5.

Aus dem Staat Friedrich's des Großen.

Was war es doch, das seit dem dreißigjährigen Kriege die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der sich an der östlichen Nordgrenze Deutschlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgesegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe saß, welchem reiche Kaufherren in schweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüstetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergerissen, unbebaute Aecker, viele Quadratmeilen entblößt von Menschen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als bestrittene Ansprüche auf zerstreute Territorien von etwa 1450 Quadratmeilen, in allen festen Orten seines Stammlandes saßen übermächtige Eroberer. Auf einer unsichern Oede richtete der kluge, doppelzüngige Fürst seinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosigkeit gegen seine Nachbarn, welche sogar in jener gewissenlosen Zeit Aufsehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutsche Ehre höher faßte, als der Kaiser oder ein anderer Fürst des Reiches. Und als der große Politiker 1688 starb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europa's. Denn

ſeine Herrſchaft umfaßte zwar 2034 Quadratmeilen, aber höchſtens 1,300,000 Menſchen. Auch als Friedrich II. hundert Jahr nach ſeinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2,240,000 Seelen, weniger als jetzt die eine Provinz Schleſien umfaßt*). Was war es alſo, das ſogleich nach den Schlachten des dreißigjährigen Krieges die Eiferſucht aller Regierungen, zumal des Kaiſerhauſes, erregte, das ſeither dem brandenburgiſchen Weſen ſo warme Freunde, ſo erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutſche und Fremde nicht müde auf dieſen neuen Staat zu hoffen, ebenſo lange haben Deutſche und Fremde nicht aufgehört ihn zuerſt mit Spott, dann mit Haß einen künſtlichen Bau zu nennen, der ſtarke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung ſich unter die Mächte Europa's eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß ſchon nach dem Tode Friedrich's des Großen unbefangene Beurtheiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem vielgehaßten den Untergang zu prophezeien? Nach jeder Niederlage ſei er um ſo kräftiger in die Höhe geſchnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort ſchneller geheilt als wo anders, Wohlſtand und Intelligenz nehme dort in größeren

*) Kurfürſt Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadratmeilen mit vielleicht 700,000 Einwohnern, dieſe zum größten Theil im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüſtungen des Krieges nicht ſo ſehr verödet war.

			Quadr.-M.		Einw.
Im Jahr 1688 hinterließ der Kurfürſt			2034	mit etwa	1,300,000
" " 1713 "	König Friedrich I.		2090	"	1,700,000
" " 1740 "	König Friedr. Wilh. I.		2201	"	2,240,000
" " 1786 "	König Friedrich II.		3490	"	6,000,000
" " 1805 waren			5463	"	9,800,000
	(vor dem Eintauſch von Hannover).				
" " 1807 blieben			2877	"	5,000,000
" " 1817 waren			5015	"	10,600,000

" " 1830 waren 13 Mill. Ew., im Jahre 1865 aber 19 Mill. Ew. auf 5046 Quadratmeilen.

Verhältnissen zu, als in einem andern Theile von Deutschland!

Allerdings war es ein eigenthümliches Wesen, eine neue Schattirung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slavengrunde, in den Hohenzollern und ihrem Volke zu Tage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß die Charaktere dort größere Gegensätze umschlossen; denn Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen in schneidenden Contrasten zu Tage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewundecungswerthe erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel that die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slaven, Franzosen und Holländer. Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staats einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche thätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, der beginnende Auflösungsproceß in Polen erregten weitläufige Aussichten, die Uebergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahre, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerthe Wagniß unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu vertheidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgiſchen Volkes, an dem Fürſten und Unterthanen gleichen Theil hatten. Die preußiſchen Landſchaften hatten den Deutſchen bis auf Friedrich den Großen verhältnißmäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künſtlern abgegeben. Selbſt der leidenſchaftliche Eifer der Reformationszeit ſchien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande ſaßen, meiſt von niederſächſiſchem Stamme, mit geringer Beimiſchung von Slavenblut, waren ein hartes, knorriges Geſchlecht, nicht vorzugsweiſe anmuthig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich ſcharfen Verſtande, nüchtern im Urtheil; in der Hauptſtadt ſchon ſeit alter Zeit ſpottluſtig und von beweglicher Zunge, in allen Landſchaften großer Anſtrengungen fähig, arbeitſam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes ſchuf dort der Charakter der Fürſten. In anderer Weiſe, als irgendwo ſeit den Tagen Karl's des Großen geſchah, haben ſie ihren Staat gebildet. Manches Fürſtengeſchlecht zählt eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staats, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zuſammengezogen; manches Fürſtengeſchlecht hat einige Generationen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Waſa und die proteſtantiſchen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes iſt keins geweſen, wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüſtetem Lande haben ſie die Menſchen geworben, die Cultur geleitet, durch faſt hundertfünfzig Jahre als ſtrenge Hauswirthe gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht gethan, um ein Volk für ihren Staat zu ſchaffen, wie ſie ſelbſt: hart, ſparſam, geſcheidt, keck, das Höchſte für ſich begehrend.

In ſolchem Sinne hat man Recht, den providentiellen Charakter des preußiſchen Staats zu bewundern. Von den vier Fürſten, welche ihn ſeit dem deutſchen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greiſe Abt im Kloſter Sansſouci die

müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine nothwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Despot Friedrich Wilhelm I., zuletzt er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammen fanden, im 18. Jahrhundert die Blüte des Geschlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsschloß zu Berlin, als Friedrich heranwuchs, so arm an Liebe und Sonnenschein, wie in wenig Bürgerhäusern jener rauhen Zeit. Man darf zweifeln, ob der König, sein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüttung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihres Naturells, welche in den unaufhörlichen Reibungen des Hauses immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann, mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stocke Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von scharfem Menschenverstand, aber so unwissend, daß er immer in Gefahr kam, Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl seiner Schwäche wieder mißtrauisch und von jäher Gewaltsamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem starken Gefühl ihrer fürstlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrigue, ohne Vorsicht und Schweigsamkeit. Beide hatten den besten Willen und gaben sich ehrlich Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu machen, aber beide störten unverständig das gesunde Aufleben der Kinderseele. Die Mutter hatte die Taktlosigkeit, die Kinder schon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Aergers und ihrer Intriguen zu machen; denn über die unholde Sparsamkeit des Königs, über die Schläge, die er so reichlich in seinen Zimmern austheilte, und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel

mit seiner älteren Schwester heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderschönem blonden Haar. Pünktlich wurde ihm grade so viel gelehrt, als der König wollte, und das war wenig genug: Französisch, etwas Geschichte und was einem Soldaten damals für nöthig galt, dazu kaum etwas lateinische Declination, und zwar gegen den Willen des Vaters, — der große König ist nie über die Schwierigkeiten des Genitivs und Dativs herausgekommen. Die Frauen brachten dem Knaben, der sich gern gehen ließ und in Gegenwart des Königs scheu und trotzig aus den Kinderaugen sah, das erste Interesse an französischer Literatur bei; er selbst hat später seine Schwester darum gerühmt, aber auch seine Gouvernante war eine kluge Französin. Daß dem König das fremde Wesen verhaßt war, trug sicher dazu bei, es dem Sohne werth zu machen, denn fast systematisch wurde in den Appartements der Königin das gelobt, was dem strengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der König in der Familie eine seiner polternden frommen Reden hielt, dann sahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander so lange bedeutsam an, bis das herausfordernde Gesicht, das eines der Kinder machte, die kindische Lachlust erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte. Dadurch wurde der Sohn schon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenstand des Aergers. Einen effeminirten Kerl schalt er ihn, der sich malpropre halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht seiner Schwester, deren schonungslosem Urtheil der Tadel leichter wird als das Lob, ist auch zu sehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf seine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schwester heimlich eine französische Geschichte las und den ganzen Hof in die komischen Charaktere des Romans umdeutete, wenn sie mit Flöte und Laute verpönte Musik machten, wenn er die Schwester verkleidet besuchte und sie die Rollen einer französischen Komödie gegen einander recitirten. Aber selbst bei

dieſen harmloſen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuſchung, Verſtellung gedrängt. Er war ſtolz, hochgeſinnt, großmüthig, von rückſichtsloſer Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verſtellung innerlichſt widerſtand, daß er ſich, wo ſie verlangt wurde, nicht dazu herablaſſen wollte, und wo er es einmal that, ungeſchickt heuchelte, das machte ſeine Stellung zum Vater immer ſchwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbſtgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüth von den reichſten Anlagen, der feinſten geiſtigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Geſellſchaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege gerieth. Der preußiſche Hof konnte im Vergleich zu den andern Höfen Deutſchlands für einen ſehr tugendhaften gelten; aber die Frivolität gegen Frauen und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichſten Verhältniſſe behandelt wurden, waren auch dort ſehr groß. Seit einem Beſuch an dem lüderlichen Hofe in Dresden begann es Prinz Friedrich zu treiben, wie andere Prinzen ſeiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Officieren ſeines Vaters. Wir wiſſen aus dieſer Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen ſchließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältniſſen werthvolle Jahre zu verlieren. Es war ſicher nicht der ſteigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieſer Zeit verſtimmte und rathlos umherwarf, eben ſo ſehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um ſo wilder in die Irre treibt, je größer die ſtillen Anſprüche ſind, die ſein Geiſt an das Leben macht.

Er beſchloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obriſten Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Officier aufbrannte, iſt bekannt. Mit den Tagen ſeiner Gefangenſchaft in Küſtrin und dem Aufenthalt

in Ruppin begannen seine ernsten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wach gerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichsten Demüthigungen mit fürstlichem Stolze ertragen. Er hatte über die größten Räthsel des Lebens, über den Tod und was darauf folgen soll, in der Einsamkeit seines Gefängnisses nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrig bleibe. Aber das bittere, herzfressende Unglück ist doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachsen dabei groß. Er lernte in stiller Seele seine Entschlüsse bewahren, mit Argwohn auf die Menschen sehn und sie als seine Werkzeuge gebrauchen, sie täuschen und mit einer kalten Klugheit liebkosen, von welcher sein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow schmeicheln, und froh sein, daß er ihn allmählich für sich gewann; er mußte sich Jahre lang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer sträubte sich seine Natur gegen solche Demüthigung, durch bittern Spott suchte er sein geschädigtes Selbstgefühl geltend zu machen; sein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoist zu werden, aber milder, versöhnlicher wurde er nicht. Und als er längst ein großer Mensch, ein weiser Fürst geworden war, blieb ihm aus dieser Zeit der Knechtschaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterlist zurück, der Löwe hat einigemal nicht verschmäht, in niedriger Rachsucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in diesen Jahren auch etwas Nützliches ehren: die strenge Wirthschaftlichkeit, mit welcher die beschränkte, aber tüchtige Kraft seines Vaters für das Wohl des Landes und seines Hauses sorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanschläge machen mußte, wenn er sich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Thaler zu steigern, wenn er auch auf die Liebhabereien des Königs

mehr als billig einging und ihm den Vorschlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekruten zu entführen, so war im Anfang allerdings diese Arbeit nur ein lästiges Mittel den König zu versöhnen; denn Grumbkow sollte ihm einen Mann schaffen, der die Taxe statt seiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten selbst gaben ihm an die Hand, wie hie und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Riesen spottete er immer noch, wo er das ungestraft konnte. Aber die neue Welt, in die er versetzt war, die praktischen Interessen des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmählich an. Es war leicht einzusehen, daß auch die Wirthschaftlichkeit seines Vaters oft tyrannisch und wunderlich war. Der König hatte immer die Empfindung, daß er nichts als das Beste seines Landes wollte, und deshalb nahm er sich die Freiheit mit der größten Willkür bis in das Einzelne in Besitz und Geschäft der Privatpersonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, schwarze, melirte binnen drei Jahren gänzlich abgeschafft und nur feine weiße Wolle geduldet werden solle; wenn er genau vorschrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Kosten der Unterthanen — verschicken ließ, aufbewahrt und verschlossen werden sollten, damit sie keine Beulen bekämen; wenn er, um die Linnen- und Wollenindustrie in die Höhe zu bringen, verordnete, seine Unterthanen sollten durchaus nicht den modischen Zitz und Kattun tragen, hundert Thaler Strafe und drei Tage Halseisen drohe jedem, der nach acht Monaten in seinem Hause noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, so erschien solche Methode zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Absicht, die hinter solchen Erlassen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er selbst eignete sich allmählich eine Menge von Detailkenntnissen an, die sonst

einem Fürſtenſohn nicht geläufig werden: Werthe der Güter, Preiſe der Lebensmittel, Bedürfniſſe des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging ſogar auf ihn viel von dem Selbſtgefühl über, womit der König ſich dieſer Geſchäftskenntniſſe rühmte. Und als er der allmächtige Hauswirth ſeines Staates geworden, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den ſeine Kenntniß des Volkes und des Verkehrs haben ſollte. Nur dadurch wurde die weiſe Sparſamkeit möglich, mit welcher er ſein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, ſeine unabläſſige Sorge für das Detail, wodurch er Landbau, Handel, Wohlſtand, Bildung ſeines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen ſeiner Köche, ſo wußte er die Anſchläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forſten, der Acciſe berechnet waren. Daß er das Kleinſte wie das Größte mit ſcharfem Auge überſah, das verdankte ſein Volk zum größten Theil den Jahren, in denen er gezwungen als Aſſeſſor am grünen Tiſche zu Ruppin ſaß. Und zuweilen begegnete ihm ſelbſt, was zu ſeines Vaters Zeit ärgerlich geweſen war, daß ſeine Kenntniß der geſchäftlichen Einzelheiten doch nicht groß genug war, und daß er hier und da, grade wie ſein Vater, befahl, was gewaltſam in das Leben ſeiner Preußen einſchnitt und nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge der großen Kataſtrophe ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, ſeinem Herzen eben ſo ſchrecklich wie das erſte, in ſeinen Folgen noch verhängnißvoller für ſein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herzerſchütternd iſt das Weh, in dem er ringt, ſich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie ſoll frivol ſein, ſo viel ſie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht.“ Es war alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn ſah er auf dieſe Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch ſein inneres Leben zerſtört habe. Seine reizbare Empfindung,

das liebebedürftige Herz, sie waren in roheſter Weiſe verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des beſten Schickſals werth geweſen wäre. Die Prinzeſſin Eliſabeth von Bevern hatte viele edle Eigenſchaften des Herzens, ſie war nicht einfältig, ſie war nicht häßlich und vermochte ſelbſt vor der herben Kritik der Fürſtinnen des königlichen Hauſes erträglich zu beſtehen. Aber wir fürchten, wäre ſie ein Engel geweſen, der Stolz des Sohnes, der im Kern ſeines Lebens durch die unnöthige Barbarei des Zwanges empört war, hätte dennoch gegen ſie proteſtirt. Und doch war das Verhältniß nicht zu jeder Zeit ſo kalt, wie man wol annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzeſſin, den Kronprinzen immer wieder zu verſöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war ſie in der That ſeine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirthin ſeiner Gäſte, und ſchon wurde von den öſterreichiſchen Agenten an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen ſei. Aber der beſcheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu ſehr die Eigenſchaften, welche einen geiſtreichen Mann auf die Dauer zu feſſeln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauſes Brandenburg hatten das Bedürfniß ihr leichtbewegtes Innere launig, ſchnell und ſcharf nach außen zu kehren. Die Prinzeſſin wurde, wenn ſie erregt war, ſtill, wie gelähmt, die leichte Grazie der Geſellſchaft fehlte ihr. Das paßte nicht zuſammen. Auch die Art, wie ſie den Gemahl liebte, pflichtvoll, ſich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von ſeinem großen Geiſte, war dem Prinzen wenig intereſſant, der mit der franzöſiſchen geiſtreichen Bildung nicht wenig von der Frivolität der franzöſiſchen Geſellſchaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürſtin ſchnell den geringen Antheil, den ſie ſich am Herzen ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abweſenheit im erſten ſchleſiſchen Kriege that das Letzte, den König von ihr zu entfernen.

Immer ſparſamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß ſie einander ſahen, eine eiſige Kürze und Kälte iſt in ſeinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter ſo hoch achten mußte, erhielt ſie in der äußeren Stellung. — Seine Verhältniſſe mit Frauen waren ſeitdem wenig einflußreich auf ſein inneres Empfinden; ſelbſt ſeine Schweſter von Baireuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eiferſucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erſt, als ſie ſich für das eigene Leben reſignirt hatte, ſuchte dies ſtolze Kind des Hauſes Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, deſſen kleine Hand ſie einſt vor den Füßen des ſtrengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig ſein. Seine andern Geſchwiſter waren jünger und nur zu geneigt, im Haus ſtille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König ſich herabließ, einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerkſamkeiten zu zeigen, ſo waren dieſe in der Regel für die Betroffenen ebenſo angſtvoll als ſchmeichelhaft. Wo er freilich Geiſt, Grazie und weibliche Würde zuſammen fand, wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeiſterin ſeiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit ſeiner Natur in vielen herzlichen Aufmerkſamkeiten laut. Im ganzen aber haben die Frauen ſeinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens ſein Inneres erwärmt, nach dieſer Seite verödete ſein Gemüth. Vielleicht wurde das ein Glück für ſeine Nation, ſicher ein Verhängniß für ſein Privatleben. Die volle Wärme ſeiner menſchlichen Empfindung blieb faſt ausſchließlich dem kleinen Kreiſe der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philoſophirte, Pläne für die Zukunft machte, ſpäter ſeine Kriegsoperationen und Gefahren beſprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beſte

Theil seiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und heiterer Gesellschafter um sich zu vereinigen, die kleine Genossenschaft führte ein poetisches Leben, von welchem Theilnehmer ein anmuthiges Bild hinterlassen haben. Ernsthaft begann Friedrich an seiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte sich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang französischer Verse, unablässig arbeitete er, sich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernsterem arbeitete sein Geist, für alle höchsten Fragen des Menschen suchte er sehnsüchtig Antwort bei den Encyclopädisten, auch bei Christian Wolf, er saß über Karten und Schlachtenpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Baurissen wurden andere Projecte vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen sollten.

Da kam der Tag, an welchem sein sterbender Vater der Regierung entsagte und den Officier, der die Tagesmeldung that, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von seinen politischen Zeitgenossen damals beurtheilt wurde, sehen wir aus der Charakteristik, welche kurz vorher ein österreichischer Agent von ihm gemacht hatte: „Er ist anmuthig, trägt eignes Haar, hat eine schlaffe Haltung, liebt schöne Künste und gute Küche, er möchte seine Regierung gern mit einem Eclat anfangen, ist ein soliderer Freund des Militärs als sein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Wesen, er wird alle Hofchargen neu etabliren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen.“ *) Nicht ganz ist diese Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir suchen in dieser Zeit andre Seiten seines Wesens zu verstehen. Der neue König war von feuriger enthusiastischer Empfindung, schnell erregt, leicht kamen die Thränen in seine Augen. Wie seinen Zeitgenossen war

*) Journal de Seckendorf. 2. Jan. 1738.

ihm leidenſchaftliches Bedürfniß das Große zu bewundern, ſich weichen Stimmungen elegiſch hinzugeben. Zärtlich blies er ſein Adagio auf der Flöte, wie andern ehrlichen Zeitgenoſſen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetiſche Phraſe rührte ihm Thränen und Empfindſamkeit auf. Trotz aller franzöſiſchen Sentenzen war die Anlage ſeines Weſens auch nach dieſer Richtung ſehr deutſch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuſchrieben. Nicht die kalten Fürſtenherzen ſind es, die am meiſten durch ihre Härte verletzen. Solchen iſt faſt immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und ſchicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die ſtärkſten Aeußerungen der Nichtachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, ſo ſcheint uns, eine auffallende und ſeltſame Verbindung von zwei ganz entgegengeſetzten Richtungen des Gemüths, welche ſonſt auf Erden in ewig unverſöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebenſo ſehr das Bedürfniß ſich das Leben zu idealiſiren, als den Drang, ſich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerſtören. Seine erſte Eigenſchaft war vielleicht die ſchönſte, vielleicht die leidvollſte, mit welcher ein Menſch für den Kampf der Erde ausgeſtattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er beſaß in hohem Grade jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Weſens umzubilden ſtrebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der Grazie ſeiner Phantaſie das Bild ſeiner Lieben ſich zuzurichten und das Verhältniß, in das er ſich frei zu ihnen geſetzt hatte, auszuſchmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenſchaftlichſten empfand, liebte er mehr ſein verſchönertes Bild des Andern, das er in ſich trug, als dieſen ſelbſt. In ſolcher

Stimmung hat er Voltaire's Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage gegeben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urtheil Anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewisse gleichmäßige Wärme, welche rücksichtsvoll alle bedenkt, scheint solchen Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Momenten wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgend ein Deutscher aus der Wertherperiode. Er hatte mit seiner Schwester von Baireuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düstern Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und Andern vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittlung poetischer Empfindungen nahe trat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja wer gar etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgiltig, ein König, der nur frug, wie weit der Andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als sich selbst, verbunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem

Alter nicht isoliren und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethe's schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse, viele Enttäuschungen und ein einsames Alter bereitet. Sie wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenüber treten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfischen Banne seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfniß nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die seinem Herzen Gelegenheit gaben sich rückhaltslos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt, und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche allen Täuschungen todfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, welche den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibnitz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen Anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen

von jeder Vorsicht geboten ist, vermag er nicht sich zu beherrschen; dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich, übertreibend verzieht er sich das Bild des Andern zur Karrikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude an der geistigen Production die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer improvisirt, er malt in's Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wol, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Aehnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig ist und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig als den Reformator, beide sind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergessen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, welche der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, welche der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austheilt. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwickt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tötliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er sein Dichterideal Voltaire bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menschen, welche er wirklich hoch schätzte, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner

nächſten und liebſten Genoſſen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des ſiebenjährigen Krieges ſchrieb, gehören zu den ſchönſten und rührendſten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben ſind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, iſt ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sansſouci wohnen ſoll. Und wenige Jahre darauf iſt dieſes ſchöne Verhältniß in der peinlichſten Weiſe gelöſt. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beſte Franzoſe, den der König an ſich gefeſſelt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben Aber er war weder ein bedeutender, noch ein beſonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weiſen, klaren, ſichern Philoſophen mit gefälligem Witz und friſcher Laune, er hatte ſich ſein Bild ganz gemüthlich und poetiſch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zuſammenſein, fand der König ſich getäuſcht, ein weichliches Weſen des Franzoſen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondriſch ſpielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes Talent, noch von ſtarkem Geiſt war, das Ideal, das er ſich von ihm gemacht, wurde zerſtört. Da beginnt der König ihn wegen ſeiner Weichlichkeit zu verſpotten, der empfindliche Franzoſe erbittet Urlaub, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reiſen. Der König iſt durch dies übellauniſche Weſen verletzt, und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachſendet, dies Krankthun zu höhnen. In Frankreich ſolle ſich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies ſei, als Preuße, und in ſeiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder eſſe? Die Unart habe er doch ſonſt nicht gehabt, aber auf Reiſen ändere ſich Vieles am Menſchen. Der Marquis bleibt ſtatt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, ſendet er Zeugniſſe ſeiner Aerzte; wahrſcheinlich war der wackre Mann in der That krank geweſen,

aber den König verletzt dieſe unbehilfliche Legitimation eines alten Freundes im Innerſten. Und wie dieſer zurückkehrt, iſt das alte Verhältniß verdorben. Noch will ihn der König nicht loslaſſen, aber er gefällt ſich darin, durch Stachelreden und ſtarke Scherze den Treuloſen zu ſtrafen. Da fordert der Franzoſe, in tiefſter Seele gekränkt, ſeine Entlaſſung. Er erhält ſie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Beſcheide. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor ſeinem Tode dem König ſchrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und ſchlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König ſchweigend den Brief. Aber an die Wittwe des Toten ſchrieb er betrübt von ſeiner Freundſchaft für ihren Gatten, und ließ ihm in fremdem Land ein koſtbares Denkmal errichten. — Mit den meiſten ſeiner Lieben ging es dem großen Fürſten ſo, magiſch wie ſeine Kraft, anzuziehen, ebenſo dämoniſch war ſeine Fähigkeit, abzuſtoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes ſchelten will, dem ſei die Antwort, daß es in der Geſchichte kaum einen andern König gegeben hat, der in ſo großartiger Weiſe ſein geheimſtes Seelenleben ſeinen Freunden aufgeſchloſſen hat, als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II. die Krone, da ſtarb Kaiſer Karl VI. Jetzt trieb den jungen König alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er ſolchen Entſchluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Oeſterreichs doch an ſich Zeichen eines kecken Muths. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebentheil der Menſchenmaſſe, welche in dem weiten Gebiet der Maria Thereſia lebte. Es iſt wahr, ſein Heer war vorläufig dem öſterreichiſchen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorſtellung der Zeit war die Maſſe des Volkes nicht in der Weiſe zur Ergänzung des Heeres geeignet, wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Thereſia's. Aber ſchon in den Vorbereitungen zum Einmarſch bewies der König, daß er lange dar-

auf gehofft, ſich mit Oeſterreich zu meſſen, in gehobener Stimmung begann er einen Kampf, der für ſein Leben und das ſeines Staates entſcheidend werden ſollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf ſchleſiſche Herzogthümer etwa noch hatte und durch ſeine Federn vor Europa zu erweiſen ſuchte. Die Politik der despotiſchen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts ſorgte darum überhaupt nicht. Wer ſeiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieſes Mittel; im Nothfall war auch der unwahrſcheinlichſte Beweis, der ſchalſte Vorwand genug. So hatte Ludwig XIV. gekriegt, ſo hatte der Kaiſer gegen die Türken, Italiener, Deutſchen, Franzoſen und Spanier ſein Intereſſe verfolgt, ſo war dem großen Kurfürſten ein Theil ſeiner Erfolge durch Andere verdorben worden. Grade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichſten geſprochen hatte, — wie in Pommern, — waren ſie am meiſten verkürzt worden. Durch niemand mehr als durch den Kaiſer und das Haus Habsburg. Jetzt ſuchte ein Hohenzollern die Rache. „Sei mein Cicero und beweiſe das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäſar ſein und ſie durchführen," ſchrieb Friedrich ſeinem Jordan nach dem Einmarſch in Schleſien. Leicht mit beflügeltem Schritt wie zum Tanze betrat der König die Felder ſeiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das ſüße Tändeln mit Verſen, geiſtvolles Geplauder mit ſeinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unſterblichkeit, was er für das Salz ſeines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf ſeine Seele ſchon nach den erſten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der erſten großen Schlacht durchgemacht hatte. Und ſie hat ſeitdem an ſeiner Seele gehämmert und geſchmiedet, bis ſie ſein Haar grau färbte und das feurige Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieſer Aenderungen. Wie ein Fremder ſah er ſchon

damals auf sein eigenes Leben. „Du wirst mich philosophischer finden, als du denkst," schreibt er dem Freunde, „ich bin es immer gewesen, bald mehr bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um dir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt haben mich aus der süßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunsch meinen Namen in den Zeitungen und der Geschichte zu sehen, hat mich seitab geführt. Komm her zu mir, die Philosophie behält ihre Rechte, und ich versichere dich, wenn ich nicht diese verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken."

Und als der treue Jordan in seine Nähe kommt und er den Mann des friedlichen Genusses furchtsam und unbehaglich im Felde sieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein Anderer und Stärkerer geworden ist. Der Ankommende war von ihm so lange als der Gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verse gebessert, Briefe stilisirt, in Kenntniß der griechischen Gelehrtenschulen war er ihm weit überlegen gewesen. Und trotz aller philosophischen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Muth; mit herbem Spotte fuhr der König gegen ihn los. Und in einer seiner besten Improvisationen stellt er sich selbst als Krieger dem weichlichen Philosophen gegenüber. So unbillig die Spottverse waren, mit denen er ihn immer wieder überschüttete, so schnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erste leise Fingerzeig des Schicksals für den König selbst; noch oft sollte ihm das Gleiche begegnen, er sollte werthe Männer, treue Freunde einen nach dem andern verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwischen seinem und ihrem Wesen sich aufthat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, sollte alle Größe, aber auch alle Einseitigkeiten seiner Natur immer stärker ausbilden, bis an die

Grenze des Menschlichen; je höher er sich selbst über die Andern erhob, desto kleiner mußte ihm ihr Wesen erscheinen; fast alle, die er in späteren Jahren mit dem eigenen Maße maß, waren wenig im Stande, dabei zu bestehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuschung, die er dann empfinden sollte, wurden wieder schärfer und rücksichtsloser, bis er selbst auf einsamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, auf das Treiben der Menschen zu seinen Füßen herunterfah. Immer aber bis zu seinen letzten Stunden wurde der kalte Strahl seines prüfenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer warmen menschlichen Empfindung. Und daß diese ihm blieb, macht die große tragische Gestalt für uns so rührend.

Jetzt freilich im ersten Kriege sieht er auf die stille Ruhe seines „Remusberg" noch mit Sehnsucht zurück und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geschicks, der ihn bereits umgiebt. „Es ist schwer, mit Gleichmuth dies Glück und Unglück zu ertragen," schreibt er; „wol kann man kalt scheinen im Glück und unberührt bei Verlusten, die Züge des Gesichts können sich verstellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen." Und hoffnungsvoll schließt er: „Alles, was ich von mir wünsche, ist doch nur, daß die Erfolge nicht meine menschlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich so finden, wie ich immer gewesen bin." Und am Ende des Krieges schreibt er: „Sieh, dein Freund ist zum zweitenmal Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren gesagt, daß dein Schüler in der Philosophie eine militärische Rolle in der Welt spielen werde? daß die Vorsehung einen Dichter ausersehen würde, das politische System Europa's umzustürzen?"*) — So frisch und jung empfand Friedrich, als er aus dem ersten Kriege im Triumphzuge nach Berlin zurückkehrte.

*) Oeuvres T. XVII. Nr. 140, p. 213

Zum zweitenmal zieht er aus, Schlesien zu behaupten. Wieder ist er Sieger, schon hat er das ruhige Selbstgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft ist seine Freude über die Güte seiner Truppen. „Alles, was mir bei diesem Siege schmeichelt," schreibt er an Frau von Camas*), „ist, daß ich durch den schnellen Entschluß und ein kühnes Manoeuvre zur Erhaltung so vieler braven Leute beitragen konnte. Ich wollte nicht den geringsten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuscht, verwunden lassen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei seiner liebsten Freunde, Jordan und Kayserlingk. Rührend ist seine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treuesten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmuthige Gesellschafter, ehrenwerthe Männer und wahre Freunde. Es ist schwer für ein Herz, das so empfindsam geschaffen wurde wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde fast fremd in meinem eigenen Vaterlande, isolirt in meinem Hause sein. Auch Sie haben das Schicksal gehabt, auf einmal viele Personen zu verlieren, die Ihnen lieb waren; ich bewundere Ihren Muth, aber nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung ist die Zeit, die mit allem zu Ende kommt, was es in der Natur giebt. Sie fängt an die Eindrücke in unserm Gehirn zu schwächen, und hört damit auf uns selbst zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor allen den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." — Und noch vier Wochen nach dem Tode schreibt er derselben Freundin, die ihn zu trösten versuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geschäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerstreut, ich weiß aus Erfahrung, das ist ein schlechtes Mittel. Leider sind erst vier Wochen vergangen, seit meine Thränen und mein Schmerz

*) Oeuvres T. XVIII. Nr. 10.

begann, aber nach den heftigen Anfällen der ersten Tage fühle ich mich jetzt ebenso traurig, ebenso wenig getröstet, als im Anfang.“ Und als ihm sein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlassenschaft Jordan's einige französische Bücher schickt, die der König begehrt hatte, schrieb der Fürst noch im Spätherbst desselben Jahres: „Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geschiedenen Jordan öffnete; ich habe ihn so sehr geliebt und es wird mir sehr schwer zu denken, daß er nicht mehr ist.“ — Nicht lange und der König verlor auch den Vertrauten, an den dieser Brief gerichtet ist.

Der Verlust der Jugendfreunde im Jahre 1745 bildet einen wichtigen Abschnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern starb ihm fast alles, was ihn im Verkehr mit Andern glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren sämmtlich von anderer Art. Auch die besten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde seines Herzens. Das Bedürfniß nach anregendem geistigem Verkehr blieb, ja es wurde stärker und anspruchsvoller. Denn er ist auch darin eine einzige Erscheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältnisse niemals entbehren, nicht das leichte, fast rückhaltslose Geplauder, welches durch alle Schattirungen menschlicher Stimmung, tiefsinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menschengeschlechts bis zu den kleinsten Tagesereignissen herabflatterte. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er an Voltaire geschrieben und ihn zu sich eingeladen; er war mit dem Franzosen zuerst 1740 auf einer Reise bei Wesel zusammengetroffen, kurz darauf war Voltaire auf wenige Tage für schweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte schon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes; Voltaire war ihm der größte Dichter aller Zeiten, Hofmarschall

des Parnasses, auf dem der König selbst so gern eine Rolle spielen wollte. Immer stärker wurde Friedrich's Wunsch, den Mann zu besitzen. Er betrachtete sich als seinen Schüler, er wünschte jeden seiner Verse durch den Meister gebilligt, er lechzte unter seinen märkischen Officieren nach dem Witz und Geist der eleganten Franzosen; endlich war auch die Eitelkeit eines Souveräns dabei, er wollte ein Fürst der schönen Geister und Philosophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem zweiten schlesischen Kriege wurden zumeist die Fremden seine Vertrauten, seit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes bei sich zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Diese zehn Jahre von 1746 bis 1756 sind es, in denen Friedrich als Schriftsteller Selbstgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heut in Deutschland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ueber seine französischen Verse vermag der Deutsche nur unvollständig zu urtheilen. Er war ein behender Dichter, dem sich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in seiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzosen niemals vollständig überwunden, wie fleißig auch seine Vertrauten durchsahen; ja es fehlte ihm, wie uns scheint, immer an der gleichmäßigen rhetorischen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaire's das erste Kennzeichen eines berufenen Dichters war; denn neben schönen und erhabenen Sätzen in prächtiger Phrase störten triviale Gedanken und banaler Ausdruck. Auch seine Geschmacksbildung war nicht sicher und selbständig genug; er war in seinem ästhetischen Urtheil schnell bewundernd, kurz absprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung seiner französischen Bekannten, als sein Stolz eingeräumt hätte. Das Beste, was in der französischen Poesie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf schöner Wahrheit gegen die

Feſſeln der alten Convenienz, blieb dem König unverſtändlich; Rouſſeau war ihm lange Zeit ein excentriſcher armer Teufel, und der gewiſſenhafte und lautere Geiſt Diderot's galt ihm gar für ſeicht. Und dennoch ſcheint uns, daß in ſeinen Gedichten und grade in den leichten Improviſationen, die er ſeinen Freunden gönnt, nicht ſelten ein Reichthum an poetiſchem Detail und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht, um den ihn wenigſtens ſein Vorbild Voltaire beneiden könnte*). —

Wie die Commentare Cäſar's iſt Friedrich's Geſchichte ſeiner Zeit eines der bedeutendſten Denkmale der hiſtoriſchen Literatur**). Es iſt wahr, er ſchrieb gleich dem römiſchen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Thatſachen ſo, wie ſie in der Seele eines Betheiligten reflectiren, nicht alles iſt von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr beſtes Recht; aber er weiß unendlich vieles, was jedem Fernſtehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiiſch, aber auch gegen ſeine Gegner hochgeſinnt in einige innerſte Motive der großen Ereigniſſe ein. Er ſchrieb zuweilen ohne den großen Apparat, den ein Hiſtoriker von Fach um ſich ſammeln muß, es begegnete ihm daher, daß

*) Es iſt hier allerdings nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch ſeine dramatiſchen Verſuche einladen. — Wir beſitzen endlich eine ſorgfältige Ausgabe ſeiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl ſeiner Poeſien und ſein größeres Geſchichtswerk in guter deutſcher Uebertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher dieſe Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben iſt.

**) Die Theile ſeines Geſchichtswerks erſchienen bekanntlich unter beſondern Titeln, mit mehren Einleitungen. Die Memoiren des Hauſes Brandenburg (begonnen 1746), im größten Theil unbedeutend und zuſammengeſchrieben, dann Geſchichte meiner Zeit (verf. 1746—75), ſein Meiſterſtück, dann die große Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren ſeit dem Hubertusburger Frieden (verf. 1775 bis 1779): ſie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zuſammenhängendes Ganzes.

Erinnerung und Urtheil, so zuverlässig beide sind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich schrieb er eine Apologie seines Hauses, seiner Politik, seiner Feldzüge, und wie Cäsar verschweigt er einigemal und legt die Thatsachen so zurecht, wie er sie auf die Folgezeit gebracht wünscht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er sein Haus und sein eignes Thun behandelt, ist dennoch nicht weniger bewundernswerth, als die souveräne Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten schwebt, trotz der kleinen rhetorischen Schnörkel, welche im Geschmack der Zeit lagen.

Erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit ist seine Vielseitigkeit. Einer der größten Militärschriftsteller, ein bedeutender Geschichtsschreiber, behender Dichter, und daneben populärer Philosoph, praktischer Staatsmann, ja sogar anonymer, sehr ausgelassener Pamphletschreiber und einigemal Journalist, ist er stets bereit, für alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeistert, mit der Feder in's Feld zu ziehen, und jeden anzugreifen in Versen und Prosa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papst und Kaiserin, Jesuiten und holländische Zeitungsschreiber, auch alte Freunde, wenn sie ihm lau erscheinen, was er nicht leiden kann, oder wenn sie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — seit Luther — einen so kampflustigen, rücksichtslosen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, ist er wie Proteus alles, Weiser oder Intrigant, Historiker oder Poet, wie es grade die Situation verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geistvoller, zuweilen auch unartiger Mensch, an seine königliche Würde aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb ist, feiert er durch Gedichte oder Lobreden: die erhabenen Lehren seiner Philosophie, seine Freunde, sein Heer, Freiheit des Glaubens, selbständige Forschung, Toleranz und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geist Friedrich's sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hinderniß, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu siegen. Da

kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Die große Periode, wo dem reichen hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmuthiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Energie eines unwiderstehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zertheilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen, so oft er, sein furchtbares Werkzeug, das Heer, in die Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Oesterreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und Andere geworden waren. Bis zum Aeußersten spannte er seine Kraft, und bei Collin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnißvollste Tag in Friedrich's Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapfern Heere das Uebermenschliche zugemuthet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Defensive angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tötlichen Kampf, er,

der Herr über nur vier Millionen Menſchen und über ein geſchlagenes Heer. Jetzt bewährte er ſein Feldherrntalent, wie er ſich nach Verluſten den Feinden entzog und ſie wieder packte und ſchlug, wo man ihn am wenigſten erwartete, wie er ſich bald dem einen, bald dem andern Heere entgegenwarf, unübertroffen in ſeinen Dispoſitionen, unerſchöpflich in ſeinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr ſeiner Truppen. So ſtand er, einer gegen fünf, gegen Oeſterreicher, Ruſſen, Franzoſen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er ſo gegen eine ungeheure Uebermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Maſſen erdrückt zu werden, jeden Herbſt wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den erſten widerwilligen Lobrednern waren ſeine heftigſten Feinde. Grade jetzt, in dieſen Jahren des wechſelnden Geſchickes, wo der König ſelbſt ſo bittre Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde ſeine Kriegführung das Staunen aller Heere Europa's. Wie er ſeine Linien gegen den Feind zu ſtellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er ſo oft in ſchräger Stellung den ſchwächſten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zuſammenwarf, wie ſeine Reiterei, die neu geſchaffen zu der erſten der Welt geworden war, in Furie über den Feind ſtürzte, ſeine Reihen zerriß, ſeine Haufen zerſprengte, das wurde überall als neuer Fortſchritt der Kriegskunſt, als die Erfindung des größten Genies geprieſen. Taktik und Strategie des preußiſchen Heeres wurde für alle Armeen Europa's faſt ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muſter. Einſtimmig wurde das Urtheil, daß Friedrich der größte Feldherr ſeiner Zeit ſei, daß es vor ihm, ſo lange es eine Geſchichte giebt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl ſo häufig gegen die Mehrzahl ſiegte, daß ſie auch geſchlagen nicht zerſchmolz, ſondern, wenn kaum der Feind

ſeine Wunden geheilt, ſo drohend und gerüſtet wie früher ihm gegenübertrat, das ſchien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegführung des Königs allein, auch die kluge Beſcheidenheit, mit welcher er ſeine Lineartaktik handhabte. Er wußte ſehr gut, wie ſehr ihn die Rückſicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tauſende von Karren, auf denen er Proviant und die Tagesbedürfniſſe des Soldaten mit ſich führen mußte. Aber er wußte auch, daß dieſe Methode für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewundernswerthen Marſch nach Schleſien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchſten Gefahr verließ er ſeine alte Methode, er zog durch die Länder wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirthen verpflegen. Aber ſogleich kehrte er wieder weiſe zu dem alten Brauch zurück*). Denn ſobald ſeine Feinde ihm dieſe freie Bewegung nachmachen lernten, war er ſicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in ſeinen alten Provinzen wieder aufſtand, die Schweden verjagen half und Colberg und Berlin tapfer vertheidigte, ſo ließ er ſich das zwar gerne gefallen; aber er hütete ſich ſehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als ſein oſtfrieſiſches Landvolk ſich ſelbſtkräftig gegen die Franzoſen erhob und von dieſen dafür hart heimgeſucht wurde, ließ er ihm rauh ſagen, es ſei ſelbſt Schuld daran; denn der Krieg ſollte für die Soldaten ſein, für den Bauer und Bürger die ungeſtörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachſen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Grade dieſe Beſchränkung des umſichtigen Feldherrn auf die militäriſchen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu ſeinen größten Eigenſchaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutſche und Fremde dieſem Todes-

*) von Tempelhof, Siebenjähriger Krieg I. S. 282.

kampfe des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Intoleranz und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Collin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgetheilten Land große Unbill zugefügt, grade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich; auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauern über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnoth die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm, — es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden, — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Thränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heere gewesen, Gleim und Lessing als Secretäre commandirender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling

der jungen literariſchen Kreiſe, als Officier, bis ihn die Kugel bei Kunnersdorf traf. Aber noch rührender für uns iſt die treue Hingebung des preußiſchen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Weſtphalen litten unſäglich durch den Krieg, aber die ſtolze Freude, Antheil an dem Helden Europa's zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz in's Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleve'ſchen und der Grafſchaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

Nicht anders war das Urtheil im Ausland. In den proteſtantiſchen Cantonen der Schweiz nahm man ſo warmen Theil an dem Geſchick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutſchen Reich abgelöſt worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs ſchlecht ſtand*). Ebenſo war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuſer wurden erleuchtet, Bildniſſe und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündete Pitt bewundernd jede neue That des großen Alliirten. Selbſt zu Paris war man im Theater, in den Geſellſchaften mehr preußiſch als franzöſiſch geſinnt. Die Franzoſen ſpotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour, wer dort für die franzöſiſchen Waffen war, ſo berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürſt Peter und ſein Anhang ſo gut preußiſch, daß dort bei jedem Nachtheil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte der Enthu-

*) Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

siasmus. Und diese Pietät eines ganzen Welttheils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sicilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Unterthan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie Theil hatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldne Fassung gegeben hatten, der Geschichte der civilisirten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdeß der große

Fürſt, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein ſchwacher Ton klang der begeiſternde Ruf des Volkes an ſein Ohr, faſt gleichgiltig vernahm ihn der König. In ihm wurde es ſtiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenſchaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verſchloß ſie vor ſeinem Heere in ſich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, geſpannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menſchlichen angekommen iſt.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Collin ſtarb ſeine Mutter; wenige Wochen darauf ſcheuchte er im Zorn ſeinen Bruder Auguſt Wilhelm vom Heere, das dieſer zu führen nicht kräftig genug geweſen war; das Jahr darauf ſtarb auch dieſer, wie der meldende Officier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter von Baireuth. Einer nach dem andern von ſeinen Generälen ſank an ſeiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenſchlichen Aufgaben dieſes Krieges nicht gewachſen war. Seine alten Soldaten, ſein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, ſie, die ſterbend noch die Hand nach ihm ausſtreckten und ſeinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerſchmettert, und was in die weiten Gaſſen eintrat, die der Tod unaufhörlich in ſein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel ſchlechtes Volk. Der König gebrauchte ſie, wie die andern auch, ſtrenger, härter. Auch der ſchlechteren Maſſe gab ſein Blick und Wort Bravour und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und ſchneidend wurde ſein Tadel, ſparſam ſein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, rieſig war die Arbeit, unermüdlich ſein Denken und Combiniren, das Fernſte und Kleinſte überſah prüfend ſein Adlerauge, und doch keine Aenderung, und doch nirgend eine Hoffnung.

Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, grade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt die Correspondenz mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datirt, verdienen wol, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist hier nur möglich Einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen Friedrich's an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So spricht der große König von seinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu thun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Collin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: ich werde es retten, oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dec.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin- und hergezogen als ich, ich habe alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe,

ich ſehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele iſt noch gefüllt mit den Eindrücken der Ruinen aus meinen beſten Provinzen und der Schrecken, welche eine Horde mehr von unvernünftigen Thieren als von Menſchen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich faſt bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine ſolche Lage nicht ſo reizvoll iſt, um die Seele eines Philoſophen an das Leben zu feſſeln. —

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schickſal ſein wird. Ich werde alles thun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind ſoll es theuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überſtanden, ich ſpeiſe allein, bringe mein Leben mit Leſen und Schreiben hin, und ſoupire nicht. Wenn man traurig iſt, ſo koſtet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich ſeinen Verdruß zu verbergen, und es iſt beſſer, ſich allein zu betrüben, als ſeine Verſtimmung in die Geſellſchaft zu bringen. Nichts tröſtet mich als die ſtarke Anſpannung, welche die Arbeit fordert; ſo lange ſie dauert, verſcheucht ſie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet iſt, dann werden die Grabesgedanken wieder ſo lebendig, wie vorher. Maupertuis hat Recht, die Summe der Uebel iſt größer als die des Guten. Aber mir iſt es gleich, ich habe faſt nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht ſo ſehr, daß ich mich lebhaft dafür intereſſiren ſollte. —

(1759. 16. Aug.) Ich will mich auf ihren Weg ſtellen und mir den Hals abſchneiden laſſen, oder die Hauptſtadt retten. Ich denke, das iſt Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht ſtehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieſer Streich fehlſchlägt, ſo halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt ſein, für mich ſelbſt zu ſorgen.

Es giebt Grenzen für alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Muth nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dies Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Sorte von Zufall zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Ruin und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Art zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat. —

(1760. Oct.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich Andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen. Keine Ueberredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militärischen Talente Karl's XII. gemacht*), aber ich habe

*) Er hatte 1759, ein Jahr, bevor er vorstehende Worte an den Marquis d'Argens schrieb, durch diesen Vertrauten seinen Aufsatz: Ré-

nicht darüber nachgedacht, ob er ſich hätte töten ſollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralſund weiſer gethan hätte ſich zu expediren; aber was er auch gethan oder gelaſſen hat, ſein Beiſpiel iſt keine Regel für mich. Es giebt Leute, welche ſich vom Glück belehren laſſen; ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für Andere gelebt, ich will für mich ſterben. Ich bin ſehr gleichgiltig über das, was man darüber ſagen wird, und verſichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn aus gutem Hauſe, der ſein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er ſich im Unglück hängen ſollen? Ludwig XIV. war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog ſich wohl oder übel aus der Affaire. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieſes Mannes, aber die Ehre iſt mir mehr werth als ihm, und wie ich Ihnen geſagt habe, ich richte mich nach niemand. Wir zählen, wenn mir recht iſt, fünftauſend Jahre ſeit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß dieſe Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Univerſums iſt. Das Land Brandenburg hat geſtanden dieſe ganze Zeit, bevor ich war, und wird fortbeſtehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Racen, und ſo lange man mit Vergnügen daran arbeiten wird das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Miniſter oder Souveräne regiert werden. Das bleibt ſich faſt gleich: ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unter-

---

flexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII. roi de Suède drucken laſſen, eine der merkwürdigſten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karl's XII. war geſchärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an ſich ſelbſt in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urtheil ſprach, ſtellte er dabei ſich zugleich die höhere Berechtigung ſeiner eigenen maßvollen Politik feſt. Die Schrift iſt deshalb nicht nur eine charakteriſtiſche Urkunde ſeiner weiſen Mäßigung, ſie iſt auch ein Denkmal ſtiller Selbſtbefreiung und eines innern Fortſchritts.

ſchiede ſind ſo gering, daß die Maſſe des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir alſo nicht die alten Einwendungen der Hofleute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es iſt kein Act der Schwäche, ſo unglückliche Tage zu enden, es iſt eine vorſichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebſten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüſtet ſich mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. Nov.) Meine Arbeit iſt ſchrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachläſſigen nichts, was uns Mittel des Widerſtandes geben kann, und ich ſpanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armee iſt zuſammengeſetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns nicht, aber die Köpfe ſind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie ſich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu beſtellen, und die würden grade ſo viel nützen, als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich feſt. Aber trotz Stoicismus und Ausdauer giebt es Augenblicke, wo man einige Luſt verſpürt, ſich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, laſſen ſie ſich's gut gehen und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der ſich von hinnen begeben wird, um nach jener Wieſe, die mit Aſphodelos bepflanzt iſt, zu reiſen, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, ſo werde ich mich aus dem Handel ziehen, ſo gut ich kann. Aber ich werde im nächſten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müſſen, wenn es Ihren ſehr apoſtoliſchen, ſehr chriſtlichen und ſehr moskowitiſchen Majeſtäten gefällt zu rufen: „Springe, Marquis!“ — Ach, wie ſind die Menſchen doch hartherzig! Man ſagt mir: „Du haſt Freunde.“

Ja ſchöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem ſagen: „Wirklich, ich wünſche dir alles Glück!“ — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!“ — „Nein, du wirſt nicht ertrinken.“ — „Doch, ich muß im nächſten Augenblick untergehn.“ — „O, wir hoffen das Gegentheil. Aber wenn dir das begegnete, ſo ſei überzeugt, wir werden dir eine ſchöne Grabſchrift machen.“ — So iſt die Welt, das ſind die ſchönen Complimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Jan.) Ich bin ſo unglücklich in dieſem ganzen Kriege geweſen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereigniſſe erhalten habe. Ja, die Erfahrung iſt eine ſchöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelaſſen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wieſe umherſpringt, jetzt bin ich vorſichtig geworden wie der alte Neſtor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und, mit einem Worte, nur noch gut vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezauſt wird, wie ich. Die Vögel, welche man dem Muthwillen der Kinder überläßt, die Kreiſel, welche durch Meerkatzen herumgepeitſcht werden, ſind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wüthende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, ſie iſt hart, langwierig, grauſam, ja barbariſch. Ich rette mich daraus, indem ich das Univerſum im Ganzen anſehe, wie von einem fremden Planeten. Da erſchienen mir alle Gegenſtände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß ſie ſich ſo viel Mühe um ſo Geringes geben. Iſt es das Alter, iſt es das Nachdenken, iſt es die Vernunft? ich betrachte alle Ereigniſſe des Lebens mit viel mehr Gleichgiltigkeit als ſonſt. Giebt es etwas für das Wohl des Staats zu thun, ſo ſetze ich noch einige Kraft daran, aber unter

uns gesagt, es ist nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthusiasmus, der mich sonst beseelte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer sich über mich beklagen.

Und an Frau von Camas schreibt er: „Sie sprechen von dem Tod der armen F... Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden.“ —

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Oesterreichs lebe; in so fern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von poetischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Thaten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand; er war im Grund seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das Reflectiren und entschlossene Aussprechen seines letzten Plans machte ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Baireuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieser Brief ist besonders charakteristisch*). Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß,

*) Oeuvres XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. September.

dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhause heimlich die Rollen französischer Trauerspiele mit einander recitirt, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmüthigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest im Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch, schön und groß zu erscheinen, seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Attitude studirt und seine Complimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord in schöngeformten Perioden schreibt, beide sind die Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer als seine Philosophie. In der That verlor er gar nicht seinen Muth, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welche der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.

Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von der Coalition zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien

für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben.

Die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen; noch dreiundzwanzig Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung, aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Theil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden; sie entsprachen der Einsicht, welche seine Jugend und die Erfahrungen des ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist sein, jeder denken, was er wollte, aber thun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200,000 Thalern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vortheil des Volkes und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Officier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Industrie, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in seinem Stande sollte jeder gedeihen und sich wohl fühlen. Gleiches, strenges, schnelles Recht für jeden, keine Begünstigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der thätigen Menschen vermehren, jede Thätigkeit so lohnend als möglich machen und so hoch als möglich steigern, so wenig als möglich vom Ausland kaufen, alles selbst produciren, den Ueberschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staats-

wirthſchaft. Unabläſſig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Anſiedler zu ſchaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen; Kanäle wurden gegraben, Vorſchüſſe bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung maſſiver und geſünder wieder aufgebaut; das landwirthſchaftliche Creditſyſtem, die Feuerſocietät, die königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksſchulen geſtiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenſtandes durch Prüfungen und ſtrenge Controle gefördert. Es iſt Sache des Geſchichtſchreibers das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Verſuche des Königs hervorzuheben, die bei dem Beſtreben, alles ſelbſt zu leiten, nicht ausbleiben konnten.

Für alle ſeine Länder ſorgte der König, nicht zuletzt für ſein Schmerzenskind, das neuerworbene Schleſien. Als der König die große Landſchaft eroberte, hatte ſie wenig mehr als eine Million Einwohner*). Lebhaft wurde dort der Gegenſatz empfunden, der zwiſchen der bequemen öſterreichiſchen Wirthſchaft und dem knappen, raſtloſen, alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war der Katalog verbotener Bücher größer geweſen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutſchland in die Provinz gewandert, das Leſen und Kaufen war zum Verwundern frei, ſogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Oeſterreich war es Privilegium der Vornehmen, ausländiſches Tuch zu tragen; als in Preußen der Vater Friedrich's des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerſt ſich und ſeine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch

*) Im Jahre 1740: 1,100,000, im Jahre 1756: 1,300,000, 1763 war die Zahl auf 1,150,000 geſunken, 1779 waren 1,500,000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2—300,000 Menſchen mehr erhalten könne, — es zählt jetzt über 3,000,000.

etwas Anderes als Repräsentation erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Subalternen, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Thaler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Oesterreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Confiscation und Verweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im Ganzen lässig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wol, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slavischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Theil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauerhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigenthümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich vertheilt und lasteten zumeist auf dem Armen, der Adel war vom größten Theil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es

floß verhältnißmäßig wenig in die kaiſerlichen Kaſſen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreiſe getheilt, den Werth des geſammten Bodens abgeſchätzt, in wenig Jahren faſt alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt ſeine Grundſteuer, die Städte ihre Acciſe. So trug die Provinz die doppelten Laſten mit größerer Leichtigkeit, nur die Privilegirten murrten; und dabei konnte ſie noch 40,000 Soldaten unterhalten, während ſonſt etwa 2000 im Lande geweſen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren geſpielt, wer katholiſch und reich war, lebte in Wien, wer ſonſt das Geld aufbringen konnte, zog ſich nach Breslau; jetzt ſaß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Cultur des Bodens ſorgte, und daß der neue Herr ſolchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirthe, Beamte oder Officiere waren. Früher waren die Proceſſe unabſehbar und koſtſpielig geweſen, ohne Beſtechung und Geldopfer kaum durchzuſetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Advocaten geringer wurde, die Urtheile ſo ſchnell kamen. Unter den Oeſterreichern freilich war der Karavanen-Handel mit dem Oſten Europa's größer geweſen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten ſich und ſahen bereits nach Trieſt, aber dafür erhoben ſich neue Induſtrien: Wolle und Tuch, und in den Gebirgsthälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der That durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im ganzen weit beſſer geworden war.

Aber noch etwas Anderes fiel dem Schleſier an dem preußiſchen Weſen auf, und bald gewann dies Auffallende eine ſtille Herrſchaft über ſeine eigene Seele. Das war ein hingebender ſpartaniſcher Geiſt der Diener des Königs, der bis in die niedern Aemter ſo häufig zu Tage kam. Da waren die Acciſeeinnehmer, ſchon vor Einführung des franzöſiſchen

Systems wenig beliebt, invalide Unterofficiere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Thoren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zu gute thun, aber sie waren vom frühen Morgen bis späten Abend zur Stelle, thaten ihre Pflichten gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Thaler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hinsah, oder wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener eines neuen Princips. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues

Sorgen auch dem kleinſten ſeiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerſt zum Beſten ſeines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im ſiebenjährigen Kriege gezwungen wurde der Kaiſerin Eliſabeth zu huldigen, und mehre Jahre dem ruſſiſchen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landſchaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunſt wurde angewendet die Transporte durchzubringen. Viele waren im Geheimniß, nicht ein Verräther darunter, verkleidet ſtahlen ſie ſich mit Lebensgefahr durch die ruſſiſchen Heere. Und ſie merkten, daß ſie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte ſeine Oſtpreußen überhaupt nicht leiden, er ſprach geringſchätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, ſein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer ſeiner jungen Officiere zwiſchen Weichſel und Memel geboren ſei, und nie betrat er ſeit dem Kriege oſtpreußiſches Gebiet. Die Oſtpreußen aber ließen ſich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht ſtören, ſie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn, und ſein beſter und begeiſterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wol war es ein ernſtes, oft rauhes Leben in des Königs Dienſt, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Beſten war es ſchwer dem ſtrengen Herrn genug zu thun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde ſie vielleicht kalt bei Seite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüſte an unfertigem Baue. Wer in das Land kam, dem erſchien das Leben gar nicht anmuthig, es war ſo herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und ſorgloſe Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenloſe Haushalt des Königs, die ſchweigſamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines ſtillen Gartens dem fremden Gaſt den

Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

Denn auch auf das Volk selbst war etwas von diesem Geiste übergegangen. Wir aber verehren darin ein unsterbliches Verdienst Friedrich's II., noch jetzt ist dieser Geist der Selbstverleugnung das Geheimniß der Größe des preußischen Staats, die letzte und beste Bürgschaft für seine Dauer. Die kunstvolle Maschine, welche der große König mit so viel Geist und Thatkraft eingerichtet hatte, sollte nicht ewig bestehen, schon zwanzig Jahre nach seinem Tode zerbrach sie; aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß Intelligenz und Patriotismus der Bürger selbst im Stande waren, unter seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu schaffen, das ist das Geheimniß von Friedrich's Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landestheile, welche seitdem in ihrer Hauptmasse unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt des ganzen Scharfsinns seiner Beamten, einige unsichere Rechte auf Theile des neuen Erwerbs auszuschmücken. Der König selbst frug wenig darnach. Er hatte mit fast übermenschlichem Heldenmuth die Besetzung Schlesiens vor der Welt vertheidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preußen gekittet. Hier that die Klugheit des Politikers fast allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menschen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es scheint, die Greuel des Krieges und das Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieser letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare so sehr fehlten, war doch von allen großen Geschenken,

welche das deutsche Volk Friedrich II. verdankt, das größte und segensreichste. Mehre hundert Jahre hindurch waren die vielgetheilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden, der große König war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob. Hundert Jahre nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV. vergebens vertheidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung, Freiheit, Cultur und Industrie in den Osten Europa's hineinzutragen. Sein ganzes Land, einige altsächsische Territorien ausgenommen, war in ältester Zeit deutsch, darauf slavisch gewesen, dann wieder den Slaven durch Gewalt und Colonisation abgerungen; seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder nicht aufgehört, seit dem Erwerb der Mark Brandenburg hatten die Hohenzollern nie vergessen, daß sie Verwalter der deutschen Grenze waren. So oft die Waffen ruhten, stritten die Politiker. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polnischen Lehenshoheit befreit, Friedrich I. hatte auf diese isolirte Colonie entschlossen die Königskrone gesetzt. Aber der Besitz Ostpreußens blieb unsicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wol aber die aufsteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Russen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiserin Katharina. Da griff der kluge Fürst im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodschaft Kulm und Marienburg, das Bisthum Ermland, die Stadt Elbing, ein Theil von Kujavien, ein Theil von Posen, verband Ostpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland gewesen, seit der Urzeit hatten sich Völker von verschiedenem Stamm an den Küsten der Ostsee gedrängt: Deutsche, Slaven, Lithauer, Finnen. Seit dem 13. Jahrhundert waren die Deutschen als Städtegründer und Acker-

bauer in dies Weichſelland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutſche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichſelſtroms erhoben ſich Thürme und Grenzſteine der deutſchen Colonien. Vor allen ragte das prächtige Danzig, das Venedig der Oſtſee, der große Seemarkt der Slavenländer, mit ſeiner reichen Marienkirche und den Paläſten ſeiner Kaufherren, dahinter am andern Arm der Weichſel ſein beſcheidener Rival Elbing, weiter aufwärts die ſtattlichen Thürme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürſtenſchloß der deutſchen Ritter, das ſchönſte Bauwerk im deutſchen Norden, und in dem Weichſelthal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Coloniſtengüter, eine der geſegnetſten Landſchaften der Welt, durch mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüſtungen des Slavenſtromes geſchützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm, und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt der deutſchen Grenzcolonien unter polniſchem Volk. Kleinere deutſche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Territorium zerſtreut, eifrig hatten auch die reichen Ciſtercienſerklöſter Oliva und Pelplin coloniſirt.

Die tyranniſche Härte des deutſchen Ordens trieb die deutſchen Städte und Grundherren Weſtpreußens im 15. Jahrhundert zum Anſchluß an Polen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts unterwarf ſich nicht nur die Seelen der deutſchen Coloniſten, auch in der großen Republik Polen waren drei Viertheile des Adels proteſtantiſch, in der ſlaviſchen Landſchaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchſpielen etwa ſiebenzig. Und es ſchien eine kurze Zeit, als ſollte ſich in dem ſlaviſchen Oſten eine neue Volkskraft und neue Cultur entwickeln, ein großer polniſcher Staat mit deutſcher Städtekraft. Aber die Einführung der Jeſuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polniſche Adel fiel zur katholiſchen Kirche zurück, in den Jeſuitenſchulen wurden ſeine

Söhne zu bekehrungsluſtigen Fanatikern gezogen; von da an verfiel der polniſche Staat, immer troſtloſer wurden die Zuſtände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutſchen in Weſtpreußen gegenüber bekehrenden Jeſuiten und ſlaviſcher Tyrannei. Ein großer Theil des eingewanderten deutſchen Adels wurde katholiſch und polniſch, die Bürger und Bauern blieben in der Mehrzahl hartnäckig Proteſtanten. Zu dem Gegenſatz der Sprache kam jetzt auch der Gegenſatz der Confeſſionen, zu dem Stammhaß die Glaubenswuth. Grade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in dieſen Landſchaften die Verfolgung der Deutſchen fanatiſch, eine proteſtantiſche Kirche nach der andern wurde eingezogen, niedergeriſſen, die hölzernen angezündet; war eine Kirche verbrannt, ſo hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutſche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und ſchändlich mißhandelt. „Vexa Lutheranum dabit thalerum“ wurde das gewöhnliche Sprüchwort der Polen gegen die Deutſchen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hauſe Birnbaum, Staroſt von Gneſen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurtheilt, weil er aus deutſchen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jeſuiten in ein Notizbuch geſchrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Die nationale Partei des polniſchen Adels verfolgte im Bunde mit den Pfaffen am leidenſchaftlichſten die, welche ſie als Deutſche und Proteſtanten haßte. Zu den Patrioten oder Conföderirten lief alles raubluſtige Geſindel; ſie warben Haufen, zogen plündernd im Lande umher, überfielen kleinere Städte und deutſche Dörfer, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habſucht. Der polniſche Edelmann Roskowski zog einen rothen und einen ſchwarzen Stiefel an, der eine ſollte Feuer, der andere Tod bedeuten; ſo ritt er brandſchatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jaſtrow dem evangeliſchen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt

den Kopf abhauen und die Glieder in einen Moraſt werfen. Das geſchah 1768.

So ſah es in dem Lande kurz vor der preußiſchen Beſitznahme aus. Es waren Zuſtände, wie ſie jetzt in dem elendeſten Winkel des chriſtlichen Europa's unerhört wären.

Schon als Knabe von zwölf Jahren war Friedrich der Große im Königsſchloß zu Berlin durch den Zorn und die Trauer ſeines Vaters daran erinnert worden, daß die Könige von Preußen gegen die deutſchen Colonien an der Weichſel eine Pflicht des Schutzes zu erfüllen hatten. Denn im Jahre 1724 war von dort aus ein lauter Schrei nach Hilfe durch Deutſchland gedrungen und die blutige Tragödie von Thorn wurde eine große Angelegenheit des öffentlichen Intereſſes und der Cabinette. In Thorn hatten bei einer Proceſſion, welche von den Jeſuiten durch die Stadt geführt wurde, polniſche Adliche des Jeſuiten-Collegiums Bürger und Gymnaſiaſten inſultirt, darauf war das erbitterte Volk in Schule und Collegium der Jeſuiten eingefallen und hatte darin verwüſtet. Der unwichtige Straßentumult war vor den polniſchen Reichstag gebracht worden und der Reichstag hatte im Aſſeſſorialgericht nach einer leidenſchaftlichen Rede des Pater Provincial der Jeſuiten die beiden Bürgermeiſter der Stadt, und ſechzehn Bürger zum Tode verurtheilt, worauf die jeſuitiſche Partei ſich beeilte den oberſten Bürgermeiſter Rößner und neun Bürger hinzurichten, zum Theil mit barbariſcher Grauſamkeit. Den Proteſtanten wurde die Marienkirche genommen, die Prediger verjagt, das Gymnaſium geſchloſſen. Damals hatte König Friedrich Wilhelm ſich vergebens angeſtrengt, der unglücklichen Stadt zu helfen, er hatte ernſte Noten ſämmtlicher Nachbarmächte veranlaßt, und hatte es als bittern Schmerz und Demüthigung empfunden, daß alle ſeine Vorſtellungen unbeachtet blieben; jetzt nach fünfzig Jahren kam ſein Sohn, dem wüſten Unfug ein Ende zu machen,

und das Land, welches vor der polnischen Herrschaft zum Gebiet des deutschen Ordens gehört hatte, wieder mit Preußen zu vereinigen.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt sich in den Jahrzehnten der Auflösung und nach der preußischen Occupation des Weichsellandes in vornehmer Abgeschlossenheit, es blieb ein Freistaat unter slavischem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Auch Thorn mußte noch zwanzig Jahre als polnische Grenzstadt von den übrigen deutschen Colonien getrennt in Bedrängniß ausharren. Aber dem flachen Lande und den meisten deutschen Städten war die energische Hilfe des Königs Rettung vom Untergange. Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse, welche wenige Tagereisen von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Cistercienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Colonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist*), ja die Schicksale, welche der ganze Netzedistrict in den letzten neun Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung giebt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort verwüstet haben muß. Offenbar haben die polnischen Factionen sich unter einander

*) Neue preußische Provinzialblätter, Jahrgang VI. 1854. Nr. 4. S. 259.

geſchlagen, Mißernten und Seuchen mögen das Uebrige gethan haben. Kulm hatte aus alter Zeit ſeine wohlgefügten Mauern und die ſtattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälſe der Hauskeller über das morſche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen beſtanden nur aus ſolchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hauſten. Von den vierzig Häuſern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenſter und keine Eigenthümer. In ähnlicher Verfaſſung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuſtänden, welche den Beamten des Königs jämmerlich ſchienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendiſchen Kaſſuben ſaßen. Wer dort einem Dorf nahte, der ſah graue Hütten und zerriſſene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirſchbäume waren altheimiſch. Die Häuſer waren aus hölzernen Sproſſen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornſtein; Stubenöfen waren unbekannt, ſelten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienſpahn erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptſtück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwaſſer. Das ſchmutzige und wüſte Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die ſie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichſten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen ſolchen Leckerbiſſen gegeſſen, in wenig Dörfern ſtand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenſtöcke, ſo verkauften ſie den Honig an die Städter, außerdem geſchnitzte Löffel und geſtohlne Rinde; dafür erſtanden ſie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die ſchwarze Pelzmütze und das hellrothe Kopftuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webeſtuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht.

Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der elendeste Pole nicht entsagt; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Culturversuche fanden Widerstand.

Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größern Edelleute, der Staroſten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog*). Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Heerden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere decimirt wurden**). Brachen

*) von Held, Gepriesenes Preußen. S. 41. — Roscius, Westpreußen. S. 21.

**) Als 1815 die gegenwärtige Provinz Posen an Preußen zurückfiel,

die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit in's Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Staroſt verfügten mit schrankenloſer Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußlichen Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigne Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe.

Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500,000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prairie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilberg und Braunsberg mit zwölf Städten und hundert Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preußische Tamboure mit zwölf Mann das ganze Ermland durch vier Trommelschlägel erobert hatten. Und darauf begann der König in seiner großartigen Weise die Cultur des Landes, grade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und „Westpreußen" wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit

---

waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. Sept. 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.

unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schaar seiner besten Beamten in die Wildniß, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber in's Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, — der würdige Semler hatte einen Theil derselben ausgesucht und eingeübt, — Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Colonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerculturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Colonisten besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte, als die alten Provinzen. —

Während der greiſe König ſorgte und ſchuf, zog ein Jahr nach dem andern über ſein ſinnendes Haupt; ſtiller ward es um ihn, leerer und einſamer, kleiner der Kreis von Menſchen, denen er ſich öffnete. Die Flöte hatte er bei Seite gelegt, auch die neue franzöſiſche Literatur erſchien ihm ſchaal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutſchland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an ſeinem Heer, an dem Wohlſtand ſeines Volkes, immer weniger galten ihm ſeine Werkzeuge, immer höher und leidenſchaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht ſeiner Krone.

Aber wie man ſein ſiebenjähriges Ringen im Kriege übermenſchlich nennen darf, ſo war auch jetzt in ſeiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenoſſen zuweilen überirdiſch und zuweilen unmenſchlich erſchien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchſte war und das Behagen des Einzelnen ſo gar nichts. Wenn er den Oberſten, deſſen Regiment bei der Revue einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienſt jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntauſend Spaten zählte, als die Beſchwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Lazarethen lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit ſeinem Fordern auch der ſchnellſten That voraneilte, ſo verband ſich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in ſeinem Volke auch eine Scheu wie vor einem, dem nicht irdiſches Leben die Glieder bewegt. Als das Schickſal des Staates erſchien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwiſſend, das Größte wie das Kleine überſehend. Und wenn ſie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß ſeine Orangenbäume doch in den letzten Fröſten des Frühlings erfroren waren, dann freuten ſie ſich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er ſich mit ſo guter

Laune darein gefunden und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Antheil sammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menschliche Empfindung, die sein Bild vertraulich machte, zu Tage kam. So einsam sein Haus und Garten war, unabläſſig schwebte die Phantasie seiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schlosses zu kommen, der fand vielleicht offene Thüren, ohne Wache, und er konnte in der Schlafstube den großen König auf seinem Feldbett schlummern sehen. Der Duft der Blüten, das Nachtlied der Vögel, das stille Mondlicht waren die einzigen Wächter und fast der ganze Hofstaat des einsamen Mannes.

Noch vierzehnmal seit der Erwerbung von Westpreußen blühten die Orangen von Sanssouci, da wurde die Natur Meisterin auch des großen Königs. Er starb allein, nur von seinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüte des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtschreiber, der Feldherr. Kein Triumph, den er sich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unsicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unabläſſig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele heraufgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen seines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er fast alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die Einzelnen gering zu achten, während sich ihm das Bedürfniß, für das Ganze zu leben, immer stärker erhob. Mit der feinsten Selbstsucht hatte er das Größte für sich be-

gehrt und selbstlos gab er zuletzt sich selbst für das gemeine Wohl und das Glück der Kleinen. Als ein Idealist war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarsten Erfahrungen wurden ihm seine Ideale nicht zerrissen, sondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menschen hatte er seinem Staat zum Opfer gebracht, niemanden so sehr als sich selbst.

Ungewöhnlich und groß erschien das seinen Zeitgenossen, größer uns, die wir die Spuren seiner Wirksamkeit in dem Charakter unseres Volkes, unserem Staatsleben, unserer Kunst und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.

6.

Der erste Luftballon zu Nürnberg.

(1787.)

Mehre Geschlechter von Dichtern waren vergangen, sie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herzerschütternden Eindruck erhalten, sie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche Prädicate, in frostiger Phrase, in kunstvoll gesponnenen Perioden. Jetzt entzückte eine kleine Geschichte, die ein invalider Soldat an der Hausthür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angesehen und fünf Worte zu ihm gesprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menschenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie schwach war die Wirkung, welche das kunstvolle Lob der langgezogenen Verse hervorbrachte, gegen solche Anekdote, die man in wenig Zeilen zusammenfassen konnte; sie regte Mitgefühl auf, Theilnahme bis zu Thränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieses kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren so charakteristisch, man konnte das ganze Wesen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigenthümliche Farbe, welche die Wirkung so sehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poesie, aber himmelweit verschieden von der alten

Kunſt. Und dieſe Poeſie empfand ſeit den ſchleſiſchen Kriegen jedermann in Deutſchland, ſie war ſo volksthümlich geworden, wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutſcher Dichtkunſt, der mußte ähnlich zu berichten wiſſen, wie jener ehrliche Mann aus dem Volke, einfach, ſchlicht, grade wie's vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff ſein, der das Herz ſchneller ſchlagen machte. Goethe wußte wohl, weshalb er das ganze jugendliche Geiſtesleben ſeiner Zeit auf Friedrich II. zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poeſie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf ſeine Zeitgenoſſen ſtrahlt, im Vaterhauſe erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abſcheuliches Stück erklärt, er hat doch ſelbſt daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Muth gab, alte Reiteranekdoten zu einem bezaubernden Drama zuſammenzuweben. Und als Goethe, ſelbſt ein Greis, ſein letztes Drama ſchloß, da ſtieg ihm wieder die Geſtalt des alten Königs in ſein Gedicht hernieder, und ſein Fauſt verwandelte ſich ihm in den ruhelos ſchaffenden, rückſichtslos heiſchenden Herrn, der an der Weichſel durch das Sumpfland ſeine Kanäle zieht. — Und war es bei Leſſing anders, von den kleinen Poeten ganz zu ſchweigen? In Minna von Barnhelm ſendet der König einen entſcheidenden Brief auf die Scene, und im Nathan iſt der Gegenſatz zwiſchen Toleranz und Fanatismus, zwiſchen Judenthum und Pfaffenweſen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens' Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüth der Dichter wurde durch die Geſtalt des Königs aufgeregt, auch dem wiſſenſchaftlichen Leben der Deutſchen, der Philoſophie und den ſittlichen Forderungen, welche dieſelbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewiſſensfreiheit, welche der König an die Spitze ſeiner Regierungsgrundſätze geſtellt hatte, löſte mit

einem Schlage von dem Zwange, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geister hatte, wirkte in weiten Kreisen. Auch die kühnste Lehre, der entschlossenste Angriff gegen Bestehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wissenschaft bekam zuerst ein Gefühl der Herrschaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze strenge Gewalt seiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls, ja auch die stille Resignation, mit welcher sich der Einzelne dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen hat, sie sind nichts Anderes als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König selbst übte und von seinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgesprochen als der große Philosoph selbst, wie sehr der Staat Friedrich's II. die Grundlage seiner Lehre sei.

Nicht zuletzt gewannen die historischen Wissenschaften. Große politische Thaten waren der Phantasie und dem Herzen der Deutschen so nahe gelegt, daß jeder Einzelne als Mitspieler hereingezogen wurde; menschliches Thun und Leiden war so verehrungswürdig erschienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Charakteristische auch dem deutschen Geschichtsforscher in neuer Weise lebendig wurde, und seine Disciplinen der Nation eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht sofort freilich erwarben die Deutschen das sichere Urtheil und die politische Bildung, welche jedem Historiker nöthig ist, der das Leben seines Volkes darzustellen unternimmt; es war bedeutsam, daß der geschichtliche Sinn der Deutschen sich abweichend von Engländern und Franzosen auf einem Seitenpfade entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geistigen Eroberungen aller Zeiten werden sollte.

Sehr auffallend ist zunächst der Gegensatz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 standen die Disciplinen, welche das Leben der Natur zu verstehen suchen, im Vorder-

grund des Interesses, ihre Resultate waren schnell verbreitet und allen Culturvölkern gemeinsam. Jetzt erheben sich neben, ja über ihnen in Deutschland die Wissenschaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menschen ist, nicht wie es sich in der politischen Geschichte, sondern wie es sich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poesie, der bildenden Kunst äußert. Während man sonst das Geheimniß des Lebens vorzugsweise durch Betrachten der Stoffe, durch Messen, Scheiden und Wägen gesucht hatte, so wagte man jetzt demselben Geheimen durch Untersuchung aller Gesetze des geistigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht schön machen, die Schöpfungsprocesse, unter denen Sprache und Poesie aus dem erfindenden Geiste herausströmen, die geheimnißvollen Grundgesetze, durch welche den Werken der bildenden Kunst in den verschiedenen Zeiträumen ein so verschiedenes Gepräge aufgedrückt wird, darnach wurde gespürt.

Und diese neuen Blüten des geistigen Lebens in Deutschland, welche sich seit dem Jahre 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja ihr höchster Gewinn ist bis zur Gegenwart fast den Deutschen allein geblieben. Man begann zu erkennen, daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend. Seit Winckelmann es unternahm, die Perioden der bildenden Kunst bei den Alten zu erkennen und festzustellen, wurde ein ähnlicher Fortschritt auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft gewagt. Schon hatte Semler die historische Entwicklung des Christenthums innerhalb der ältesten Kirche zu erweisen versucht. Man begriff ebenso den Zusammenhang und eine innere Nothwendigkeit in der Fortbildung der Philosophie, man erhielt überraschende Einblicke in das Werden und Wandeln stiller Gedanken. Wo früher

nur der Zufall oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast dreitausend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Besonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald sollten Romulus und die Tarquinier, endlich sogar die Urkunden der Bibel denselben Gesetzen einer Wahrheit suchenden rücksichtslosen Forschung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefsinnige Forschen so eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der den Laokoon und die Dramaturgie schrieb, war selbst ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieselben Männer, denen der Born der Erfindung so voll und reich strömte, blickten auch mit der gespannten Aufmerksamkeit ruhiger Gelehrten in seine Flut, die Lebensgesetze ihrer Dramen, Romane, Balladen untersuchend.

Unterdeß entzückten ihre Dichtungen alle Besten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutsche Erde ausgegossen. Mit einer Begeisterung, welche oft wie Andacht aussah, gab sich der Deutsche den „Reizungen" seiner einheimischen Poesie hin. Die Welt des schönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verständige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgiltig.

Wie dadurch eine Aristokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter selbst mit stolzer Resignation als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutsche Erde herabzusehen bemüht waren, ist oft dargestellt.

Hier soll nur berichtet werden, wie die Zeit auf den bescheidenen Mann wirkte und seine Interessen umformte.

Wer in den ersten Jahren nach dem Tode Friedrich's des Großen die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahr 1750 durchschritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch stehn die alten Mauern und Thore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, athmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert, neue fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben das künstliche Fragment einer Säule, oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Oelfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel, oder auch als Hütte von bemooster Rinde zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der Convenienz so viel geringer war.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Häuser mit rothen Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zierraten ihrer Front von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Schattirungen sind fast das einzige Charakteristische und geben den Straßen ein buntes

Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, welche der siebenjährige Krieg dem Wohlstande der Bürger geschlagen, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind organisirt, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen, in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50,000 Thaler, auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I. für die Armen manches gethan hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe als irgendwo anders. Aber der warmen Humanität, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegentrugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam noch nicht über das Almosengeben heraus, es wurde wenig Jahre später als besondere patriotische That begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Theil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnisse steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II. die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten, mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst in den kleineren Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden*).

*) von Liebenroth, Fragmente. S. 95.

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Regierung für bessere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverwüstende Pest und andere Seuchen waren — so durfte man annehmen — von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europa's, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmlung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Ueberall beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Klassen, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand vieler Einzelnen auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen, häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschritts, den sie selbst machen. Im ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II. seinen Preußen die Packete durch seinen Stempel vertheuert hatte, der weiße Porzellankopf begann den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein neumodisches Getränk des Bürgers, ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier

ſchlechter und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachſen war ſchon damals das maſſenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälſcht der Trank ſei, und doch ſei er die einzige warme Koſt der Armen. Allgemein iſt die Klage der Reiſenden, welche aus Süddeutſchland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachſen, Thüringen ſchmal und dürftig ſei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder beſonders zahlreich noch theuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder ſchwerer Verbrecher in Kupfer geſtochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelſorger und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elephant, das erſte Rhinoceros, ein Neger oder Albino, Kamtſchadale und Indianer, und was jetzt in unſeren Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgeſtellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugſchriften empfohlen. Und allerlei brotloſe Künſte, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der nur durch Handbewegungen ein Schattenſpiel an der Wand hervorzubringen wußte, dazwiſchen Bauchredner, Feuerfreſſer und andere fahrende Leute gaben den beſten Geſellſchaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung.

Die alten feſtlichen Aufzüge und Schauſtellungen der Städter ſelbſt waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der ſeidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders ſehr ungünſtig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeſte waren ſeit dem großen deutſchen Kriege eingeſchrumpft; nur einzelne Handwerke: die Fleiſcher, Fiſcher, Faßbinder, unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Coſtüm mit altem Ceremoniel und Handwerkszeichen, in ſeltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den ſtädtiſchen Beluſtigungen ſtand das Theater. Es war die Leidenſchaft des Bürgers, die Wander-

truppen wurden beſſer und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der ſtehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Officiere oder Studenten und junge Beamte, nicht ſelten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengeraſſel entzückten den Anſpruchsloſen, die rührenden Familienſtücke mit ihren böſen Miniſtern und raſenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der ſchlechte Geſchmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darſteller ſetzten den Fremden in Erſtaunen. Der Einzug einer „Truppe" in die Stadtmauern war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit; aus den Berichten vieler tüchtiger Männer ſehen wir, wie wichtig die Eindrücke ſolcher Vorſtellungen für ihr Leben geworden ſind. Es wird uns ſchwer, den Enthuſiasmus zu begreifen, mit welchem die gebildete Jugend der Darſtellung folgte, und die Heftigkeit der Affecte, welche in ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Iffland's: Verbrechen aus Ehrgeiz, der Spieler, lockten nicht nur Thränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einſt in Lauchſtädt nach dem Ende des „Spielers" der Vorhang fiel, ſtürzte einer der wildeſten Studenten aus Halle auf einen andern Hallenſer zu, den er kaum kannte, und bat unter ſtrömenden Thränen ſeinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht deſſen, der Schwur und Handſchlag empfing, hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten ſparten ſich's wochenlang ab, um einmal von Halle aus das Theater in Lauchſtädt zu beſuchen; ſie liefen dann in der Nacht zurück, die Collegien des nächſten Morgens nicht zu verſäumen. Aber wie lebendig die Theilnahme der Deutſchen am Drama war, es wurde dennoch einer Geſellſchaft auch in größerer Stadt nicht leicht, ſich auf ſtehender Bühne zu erhalten. In Berlin wurde gerade damals das franzöſiſche Schauſpielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in eine deutſche Bühne unter dem ſtolzen

Titel Nationaltheater verwandelt, aber dies einzige Schauspiel der Hauptstadt war wenig besucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf spielten. Desto mehr gefüllt war freilich die italienische Oper. Aber sie wurde auf königliche Kosten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch saß der König mit seinem Hofstaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orchester, und durch den Winter waren nur sechs Vorstellungen, eine neue und eine alte Oper, jede dreimal. Da drängte sich freilich das Publikum herzu, die Pracht dieser Hoffeste zu sehen und im „Darius" den großen Zug mit Elephanten und Löwen anzustaunen. Auch aus Dresden wird zu derselben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme seien, als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das schon damals für besonders frivol und genußsüchtig galt, war in demselben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande so viel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, sonst nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter sehr langweilig*). — Das alles sieht nicht nach übermäßiger Verschwendung aus.

Auch das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Officiere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet; oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert, und von Frivolen gerühmt, wie bequem solches Zusammenströmen zur Einleitung zarter Verhältnisse sei. Und der Kaffeegarten blieb charakteristisch für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten; auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung ange-

*) Nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

ſtrengt, ſparſame Hausfrauen brachten wol auch in Düten Kaffee und Kuchen von Hauſe mit. — In dem Hauſe des gebildeten Bürgers war die Gaſtlichkeit zwar bequemer, die Bewirthung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte ſich noch Vieles von der ſtrengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren ſchärfer geſchieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Honoratioren, oft auch der Handwerker nannten die Eltern Sie; die Dienſtboten wurden nur von ihrer Herrſchaft geduzt, von Fremden erhielten ſie die dritte Perſon des Singularis. Ebenſo gab das „Er" ein Meiſter dem Geſellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnaſiallehrer dem Schüler der oberen Klaſſen. Der Schüler aber redete ſeinen Herrn Director an vielen Orten mit „Ew. Hochedeln" an.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutſche Haus und Stadt, ein beſcheidenes Stück ſeines Vaterlandes zu durchreiſen. Noch waren die Verkehrsmittel ſchlechter, als bei dem Aufſchwunge des Handels und der vermehrten Reiſeluſt erträglich war. Es gab erſt wenige und kurze Kunſtſtraßen; als die beſte Chauſſee Deutſchlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Oſten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Anſprüche machte, reiſte mit Lohnkutſche oder Extrapoſt, denn die Wagen der ordinären Poſt waren auf den Hauptſtraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Laſten als Perſonen berechnet, ſie hatten keine Seitenthüren, man mußte unter der Decke, oder über der Deichſel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Packete bis an die Decke mit Stricken befeſtigt, Packete lagen auch unter den Sitzbänken, Häringstönnchen, geräucherter

Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Paſſagiere, welche eine fortdauernde Beſchäftigung darin fanden, die anſpruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausſtrecken konnte, hingen verzweifelte Paſſagiere wol gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Cleve nach Berlin fuhr man elf Tage und elf Nächte in tötlicher Langeweile, zerſtoßen und verlahmt. Beſſer gelang die Reiſe auf den großen Strömen. Zwar die Donau ſtromab fuhr noch das alterthümliche Bretterſchiff, ohne Maſt und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den ſinnigen Freund der Natur ſchon die regelmäßige Fahrt der Rheinſchiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, ſie hatten Maſt und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe; ſie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, ſo daß man förmlich darauf ſpazieren konnte, und Kajüten mit Fenſtern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand ſich bereits eine wechſelnde, oft anmuthige Reiſegeſellſchaft zuſammen. Und die ſolche Schiffe benutzten, waren nicht die Geſchäftsreiſenden allein. Denn einer der merkwürdigſten Fortſchritte war von den Deutſchen ſeit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine ſehr große Ausbildung erhalten. Den architektoniſchen Gärten der Italiener und Franzoſen war der engliſche Landſchaftsgarten, den alten Robinſonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landſchaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutſchen die Wanderluſt in die blaue Ferne. Aber ſie war ſeit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idylliſche Leben bei Butter und Honig, Bergausſicht, Waldesduft, Wieſenblumen, Ruinen wird mit höherem Be-

wußtſein den „Gemeinplätzen des Vergnügens": Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergeſtellt. Schon hat die Sprache ſehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturſchönheiten, der Bergformen, Waſſerfälle ꝛc., ſchon ziehen müſſige Reiſende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apenninen und den Aetna, aber Tirol iſt noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landſchaft leicht an ſeinem Dialekt erkannt, auch im mittlern Deutſchland; denn die Sprache der Familien, alle innigſten Laute menſchlicher Empfindung waren faſt überall mit provinziellen Beſonderheiten erfüllt. Und neumodiſch und affectirt wurde genannt, wer ſeine Zunge nach den Buchſtaben der Schriftſprache gewöhnte. Ja im Norden wie im Süden galt es für patriotiſch und tapfer, die heimiſche Sprechweiſe gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren; es kam vor, daß junge Damen aus den beſten Häuſern einen Bund ſchloſſen, um den Dialekt ihrer Stadt gegen die dreiſten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu vertheidigen*). Nur den Kurſachſen wurde nachgerühmt, daß ſie bis in die unterſten Schichten ein reines, verſtändliches Schriftdeutſch ſprächen; ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrſchaft des meißniſchen Dialekts in der Schriftſprache allerdings einige Berechtigung hatte, aber für uns auch deshalb merkwürdig iſt, weil es ahnen läßt, wie die Andern ſprachen. Doch wurde ſchon damals in den größeren Städten bemerkt, daß der Dialekt ſchnell abnehme, und daß ein ſtarkes Eindringen der Fremden die Urſache ſei.

Lebhaft und tief wurde das Geſchlecht jener Tage durch die Neuigkeiten des Tages angeregt. In den achtziger Jahren zogen in eine größere Stadt des innern Deutſchlands allerdings jeden Tag Neuigkeiten aus der Fremde; denn das Poſthorn blies bereits täglich durch die Straßen, aber nicht jeden Tag durch daſſelbe Thor. Indeß erhielt man doch ſeine Poſt heut

*) Neue Preußiſche Provinzialblätter VIII. 3. 1849. S. 175.

von München, morgen von Dresden, den nächsten Tag vielleicht von Hamburg. Auch hatte faſt jede größere Stadt ihre Zeitung, aber auch dieſe kleinen Blätter wurden in der Regel nur dreimal wöchentlich ausgegeben, und die Anzeigeblätter, welche ſeit etwa ſechzig Jahren eingerichtet waren, an vielen Orten nur wöchentlich einmal. Und dieſe regelmäßigen Boten aus der Welt deckten im ganzen das Bedürfniß ausreichend. Zwar wurde viel über die ſchlechten Straßen und die langſamen Poſten des Reiches geklagt, aber Waarenverkehr und Geſchäfte, Credit und Kundſchaft waren darauf eingerichtet; die Abonnenten der meiſten Blätter ſcheinen nicht ſo zahlreich geweſen zu ſein, daß dieſe einen weſentlichen Ertrag gewährten; die Zahl der Männer, welche politiſche Nachrichten aus andern Gegenden Deutſchlands und aus fremden Ländern mit dauerndem Intereſſe laſen, war verhältnißmäßig gering. Und Wohlhabende ſuchten immer noch aus der Hauptſtadt geſchriebene Zeitungen zu erhalten, deren Abfaſſung bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ein Induſtriezweig war, der jetzt etwa in den lithographirten Correſpondenzen, den Circularen einiger großen Handelshäuſer und hier und da in Diplomatenbriefen fortdauert oder neu eingerichtet wird.

Dagegen war nach andern Richtungen der unverwüſtliche Trieb der Seele, neue Nahrung einzunehmen, lebhafter angeregt als jetzt. Die Neuigkeiten der Stadt ſelbſt und des Privatlebens darin beſchäftigten große und kleine Leute immer noch ſo ernſthaft, ja leidenſchaftlich, daß es uns gar nicht leicht wird, dieſe thätige Aufnahme zu begreifen. Der Klatſch war unaufhörlich, erbittert und bösartig. Jedermann wurde durch ſolch Perſönliches afficirt; was man mit angenehmem Schauder vom lieben Nächſten hörte, trug man eifrig weiter. Und es war Freundespflicht, dergleichen den Angegriffenen ſelbſt mitzutheilen. Wie ſchwer immer noch üble Nachrede überwunden wurde, erkennen wir aus zahlreichen biographiſchen Aufzeichnungen jener Zeit. Außer den mündlichen Angriffen

wurden auch geschriebene, oft in Versen, herumgetragen, zuweilen gedruckt; sie waren natürlich anonym, aber da die ganze Stadt den Verfasser suchte, gelang es ihm doch selten unbekannt zu bleiben. Mehr als einmal wurde die Obrigkeit gegen dergleichen Pamphlete zu Hilfe gerufen, und strenge Edicte des Rathes waren nicht ungewöhnlich, in denen die Verfasser und Verbreiter von „Libellen" kräftig bedräut wurden. Denn ein strenger Rath und hohe Obrigkeit waren selbst darin äußerst empfindlich, auch die höchsten Autoritäten hatten viel von geheimer Schriftstellerei zu leiden. Diese nimmt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts — namentlich in Preußen — breiten Raum ein, und während die Klatschschriften auf größere Regenten als Bücher, häufig in Romanform, ausgegeben werden, halten sich die Angriffe auf kleinere Gebieter in dem bescheidenern Format der Flugschriften. Mehr als einmal gaben solche anonyme Anfälle Veranlassung zu ernsthaften Händeln innerhalb einer Stadtgemeinde, ja kaiserliche Commissäre wurden abgesandt, um die Verbreiter der „unwahrhaftigen, injuriösen, ehrabschneiderischen" Pasquille zu ermitteln und zu strafen.

Aber auch wo ein öffentliches Urtheil über einen Mitbürger oder eine Autorität unbefangene Würdigung erstrebt, ist sichtbar, wie schwer dem Schreiber die innere Freiheit und Unparteilichkeit wird, die conventionelle Höflichkeit und die Vorsicht des Verfassers wird nicht selten unangenehm vermindert durch eine hypochondrische, kleinliche, vielleicht boshafte Auffassung des lieben Nächsten. Denn man war zwar immer noch furchtsam und rücksichtsvoll auch im Verkehr, ängstlich bedacht, jedem seinen gebührenden Antheil von Artigkeit zu ertheilen, aber man war ebenso reizbar, höchst empfindlich, und besaß in der Regel nicht den sicheren Maßstab für den Werth eines Mannes, welchen feste Selbstachtung verleiht.

Neben dem neuen Bildungsstoff, der die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts beschäftigte, blieb die Naturwissenschaft

immer noch populär. Sie hatte seit hundert Jahren in groß-artiger Thätigkeit auf die Bildung des Volkes gewirkt, sie hatte den Kampf gegen den Aberglauben und gegen Autoritäts-glauben begonnen, hatte die Völker richtiger sehen und beob-achten gelehrt, sie zumeist hatte auch dem Laien die Wiß-begierde aufgeregt; nicht wenige kleine Zeitschriften waren bemüht, neue Entdeckungen auch in weitere Kreise zu tragen, Sammlungen von Naturgegenständen wurden häufig ange-legt. Die Alchemie hatte ihre Gläubigen verloren, und die Adepten von Profession waren im Aussterben; aber in den Retorten und Schmelztiegeln wurden auch von Privatleuten häufig zur Freude ihres Kreises chemische Processe dargestellt, das cartesianische Teufelchen, der Heronsbrunnen, die Laterna magica und andere physikalische Schaustücke waren in gebil-deten Familien heimisch und wurden immer wieder bewundert und erklärt.

Keine Entdeckung aber, welche man der Wissenschaft ver-dankte, hatte seit Menschengedenken das Publikum so auf-geregt, als die Erfindung des Luftballons. Im Jahr 1782 hatte Cavallo die ersten Papierballons steigen lassen, im Jahr 1783 erhoben sich die ersten Montgolfieren und Charlieren in die Luft. Schon im Januar 1785 flog der kecke Franzose Blanchard über den Kanal, zwei Jahre darauf erfand der-selbe den Fallschirm, durch welchen der Mensch, wie man annahm, aus der größten Höhe gefahrlos auf die Erde her-abgleiten konnte. Die kühnsten Träume der Phantasie waren plötzlich durch die Wirklichkeit übertroffen. Auf der deutschen Erde kroch die Schneckenpost im Tage etwa vier bis fünf Meilen durch die Schlagbäume und Grenzzeichen zahlloser Souveränetäten, jetzt flog der Wagende in geflochtener Gondel höher als der Adler über Wolken, Meer und Berge. Man erwartete von der neuen Erfindung die größte Ausbeute für die Wissenschaft, die stärkste Revolution in dem Verkehrsleben der Erde. Das Poetische der Idee, das Erstaunliche des An-

blicks, der edle Triumph wiſſenſchaftlicher Entdeckung hoben die Seelen nicht nur der Gebildeten; das ganze Volk nahm faſt leidenſchaftlichen Antheil an dem neuen Funde des Menſchengeſchlechts. In die Seelen Unzähliger kam es wie das Ahnen einer Befreiung von hundert beengenden Schranken der Erde, wie das Vorgefühl einer totalen Umwandlung des menſchlichen Lebens. Es war ein Sehnen, das unmittelbar darauf durch ganz andere Kämpfe, Unterſuchungen und Erfindungen zur Wahrheit werden ſollte. Damals aber wurde der unternehmende Mann, welcher ſich mit Erfolg dem Wagniß der neuen Entdeckung ausſetzte, wie ein Held und Reformator angeſtaunt. Und der größte Dichter der Deutſchen legte noch in ſpäteren Jahren Zeugniß ab von der ſtillen Bewegung jener Jahre. Er ſagt: „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Antheil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſo viel tauſend Gemüthern hervordrang, an ſolchen längſt vorausgeſetzten, vorausgeſagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie friſch und umſtändlich jeder einzelne glückliche Verſuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern ſolcher Verſuche genommen. Dies iſt unmöglich ſelbſt in der Erinnerung wiederherzuſtellen, ſo wenig als wie lebhaft man ſich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchſt bedeutenden Krieg intereſſirte.“ So ſprach Goethe noch lange Jahre nachher*) in lebhafter Erinnerung an die großen Eindrücke, welche die neue Erfindung ihm ſelbſt in ſeiner kräftigen Jugendzeit gemacht.

Es iſt deshalb nicht nur unterhaltend, auch lehrreich zu

*) Zuerſt 1836 im I. Band (S. 475) der Quartausgabe gedruckt. — Am Ende des Jahres 1783 ſchreibt Goethe an Lavater: „Ergötzen dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menſchen gar zu gerne ſo etwas gönnen, beiden den Erfindern und den Zuſchauern;“ und am 27. Auguſt

ſehen, wie eine ſolche Luftfahrt aus dem engen Horizont einer deutſchen Reichsſtadt von den Zeitgenoſſen aufgefaßt wurde. Ueber die Auffahrt des glücklichen Abenteurers Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 iſt uns eine hübſche Flugſchrift erhalten *). Aus ihr wird hier die Hauptſache mit den Worten des aufmerkſamen Beobachters mitgetheilt.

„Herr Blanchard reiſte nach ſeiner zu Straßburg vollzogenen ſechsundzwanzigſten Luftreiſe durch Nürnberg nach Leipzig, um ſeine ſiebenundzwanzigſte Luftauffahrt alldort zu unternehmen. Viele vornehme Einwohner Nürnbergs ſchlugen ihm vor, nach ſeiner Auffahrt zu Leipzig zurückzukommen, um die achtundzwanzigſte Luftreiſe in Nürnberg zu vollziehen; er verſprach's, und während ſeinem Aufenthalt zu Leipzig wurde eine Subſcription eröffnet. Es wurde der Preis der Pläze à vier, zwei und einen Laubthaler angeſetzt und endlich der 5. November zur Auffahrt beſtimmt. Herr Blanchard kam den 15. October von Leipzig in Nürnberg an, auch traf ſein mit allen Füll- und Luftfahrt-Geräthſchaften beladener und für dieſelben beſonders zugerichteter Wagen ein, welcher auf der Stadtheuwage gewogen und 43 Centner ſchwer befunden wurde.

Von alle den boshaften Erdichtungen und ſchändlichen Verläumdungen, welche wider Herrn Blanchard ausgeſtreut

---

1784 ſchickt Goethe aus Braunſchweig an Frau von Stein Pariſer Zeitungen, worin die Luftreiſe von Blanchard beſchrieben war.

*) Ausführliche Beſchreibung der achtundzwanzigſten Luftreiſe, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftſtecher und Kupferdrucker in Regensburg 1787. 4. Auf dem Titel befindet ſich Blanchard's Silhouette von Lorbeer und Roſen umgeben, mit der Unterſchrift: Le plus célèbre Aéronaute. Die vier Kupfertafeln ſtellen dar: die Auffahrt ſelbſt mit der ſtaunenden Volksmenge, die triumphirende Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen, die Maſchinen zur Füllung und den Fallſchirm, endlich ſogar den Grundriß des Platzes, von welchem die Luftfahrt ausging.

wurden, will ich nichts sagen. Ohne mich weder an das übertriebene Lob, noch den niedern Tadel zu kehren, womit Herr Blanchard auf allen Seiten umringt war, nahm ich, von einigen meiner Freunde aufgemuntert, mir vor, eine ausführliche Geschichte und getreue Zeichnungen von allen Begebenheiten der achtundzwanzigsten Aërostatischen Reise herauszugeben.

Auf dem Neuen-Bau wurde eine Hütte von Brettern errichtet, worin während drei Wochen, nämlich bis zum 11. November, der mit atmosphärischer Luft aufgeblasene Ballon und alle andern zur Luftschifferey gehörigen Instrumente für 12 und 24 Kreuzer zu sehen waren.

Auch wurde auf dem sogenannten Judenbühl außerhalb der Schanzen zwischen dem Lauffer und Vestner Thore ein zur Auffahrt bequemer Plaz ausersehen, auf demselben eine etwa 36 Fuß hohe und auf jeder Seite in's Viereck 40 Fuß breite Hütte ohne Dach, oder ein Verschlag errichtet, und um dieselbe ein ziemlicher Raum für die Subscribenten einzufangen angeordnet. Zu Anfang des November wurden die Pläze für die Subscribenten erweitert, die Preise erniedrigt, und die Auffahrt selbst auf den 12. November festgesezt. Nun bezahlte man auf dem ersten Plaz zwei, auf dem zweiten einen Laubthaler, auf dem dritten einen Gulden und auf dem vierten vierundzwanzig Kreuzer.

Es ergingen von Seiten der hohen Obrigkeit zur Sicherheit der Stadt und der Fremden vortreffliche Verordnungen, sowie auch von Seiten der Entrepreneurs für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums alle nur ersinnliche Sorgfalt getragen ward. Dennoch gab es boshafte Menschen, welche ausstreuten, daß die Auffahrt später oder wohl gar nicht für sich gehen würde; daß die Lebensmittel in unerhörten Preisen wären; ja, was noch mehr ist, daß des Herrn Marggrafen von Anspach-Bayreuth Durchlaucht die Anstalten am Tage der Auffahrt durch's Militär würde ruiniren

lassen; alles dies geschah blos um die Fremden abzuhalten, die Stadt um den davon zu ziehenden Nuzen und Ruhm wegen ihrer löblichen Anstalten zu bringen und Herrn Blanchard und seine Freunde furchtsam und lächerlich zu machen. Die Cabale gelang nicht; und ich kann versichern, daß nicht nur der ohnehin bestimmte Preis der Victualien gar nicht erhöhet, sondern die täglich zur Stadt gebrachten im Ueberfluß, und wohlfeiler als sonst zu haben waren. Zur Sicherheit und zum Vergnügen der Fremden wurden von sehr vielen Einwohnern neue Laternen an die Häuser angemacht, Pechpfannen ausgehängt, der so bekannte Kristkindels-Markt aufgeschlagen, und auch bei Nacht erleuchtet; die Wachen wurden verdoppelt, und von der Stadt besoldete Personen auf verschiedene Pläze beordert. Kurz zu sagen: ein hoher Magistrat und löbliche Bürgerschaft rechtfertigten durch vortreffliche Policey-Anstalten zum Vergnügen der Fremden, gute Bewirthung und höfliches Betragen gegen jedermann, die sowohl von In- als Ausländern von denselben gehegte Meinung vollkommen.

Endlich kam der 12. November heran, es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossen, keine Rathssession zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die mehrsten Gewölber und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bey den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke Wachen postirt, die beständig mit Patrouilliren abwechselten, und drei Thore blieben ganz verschlossen.

Schon um Thoraufschluß begaben sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspieles, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feyerlichkeit anzukündigen.

Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum

Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viele tausend Menschen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Posten und durch jenen beim Schmausen-Garten ein solcher Strom von Fußgängern, reutenden und fahrenden Personen auf den Plaz zu, daß derselbe bis zum lezten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.

Die Reutenden und Kutschen wurden durch reutende Dragoner an weit entfernte, für dieselben bestimmte Pläze angewiesen. Um zehn Uhr geschah das zweite Signal mit zwei Böllern, gegen elf Uhr aber das dritte, zum Zeichen, daß der Ballon gefüllt sey, mit einem Böllerschuß. Ausser diesem, auf dem Plaze sich befindlichen Volke, welches sicher 50—60,000 Seelen betrug, befand sich noch eine Menge von vielen tausenden in und auf der Vestung, Pastehen, Mauern und den darüberragenden Häusern, Thürmen, Schanzen, Gartenhäusern, ja sogar auf den an den Gartenmauern errichteten Bühnen u. s. w., und dennoch herrschte unter diesem unzählbaren Menschenhaufen eine bewundernswürdige Ordnung und Stille; kein Mensch drängte den andern, denn noch so viel Personen hätten auf diesem herrlichen Plaze Raum genug gehabt.

Die Witterung war erwünscht, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerken südwestlich. Der Himmel war gegen Morgen und Mittag fast gar nicht, gegen Abend etwas mehr, gegen Mitternacht aber ziemlich bewölkt.

Herr Blanchard war bey dem Füllen des Ballons so thätig, und eilte um nachzusehen mit einer solchen Munterkeit umher, als ob er bey der vergnügtesten Gesellschaft im Tanz begriffen wäre. Man sagt, er wäre Morgens ein Uhr schon auf den Plaz hinaufgegangen, um zu visitiren, herzurichten, die Massen Spiauteros*) abzuwägen u. s. w., und

*) Zink.

alles in einen solchen Stand zu setzen, daß er auf's erste Signal zum Füllen in völliger Bereitschaft dazu seyn könnte, welches er auch pünktlich beobachtete, so daß alle zusehenden Subscribenten sogleich für seine gute Sache eingenommen wurden. Er stieg mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getrost nach höhern Regionen auf.

Man sagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu thun pflege, den Tag vorher communicirt.

Bis Herr Blanchard sich zur Abreise fertig machte und seine Gondel bestieg, warteten aller Augen auf das Aufsteigen des schon seit einer halben Stunde etwas über den Verschlag herausstehenden Ballons. Nun bewegte sich die große Maschine um elf Uhr sechsundzwanzig Minuten aufwärts und zugleich geschahen zum Zeichen der Abfahrt vier Böllerschüsse, schnell auf einander, worein sich Trompeten- und Paukenschall mischte.

Majestätisch und sanftschnell war des Aëronauten Emporschweben über den Verschlag heraus; er winkte das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabey nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauspiel, war eine solche feyerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpfe auf dem großen Plaze sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Witterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab.

Als Herr Blanchard im Aufsteigen ein Sandsäckchen ausleerte, um höher zu steigen, bemerkten einige Personen mit mir, daß er öfters die Seile des Netzes auf eine Seite zu anzog, welches uns auf die Gedanken brachte, ob er nicht etwa dadurch dem Ballon eine Richtung geben könnte, dieweil sein Ballon vom Aufsteigen an bis zum Niederlassen den Weg

eines umgekehrten Fragezeichens ¿ machte. Vielleicht ist's aber eine bloße Muthmaßung, und seine Wendung dem höhern uns vielleicht entgegengesetzten Luftzuge zuzuschreiben.

Gleich darauf salutirte er mit zwo Fahnen die ihm Nachsehenden und die Stadt; worauf ein allgemeines lauttönendes Vivatrufen und Händeklatschen entstund. Herr Blanchard stieg noch immer grade in die Höhe, wandte sich etwas südwestwärts gegen die Vestung, als ob er über die Stadt wegfliegen wollte, drehte sich aber immer mehr nach Westen, und endlich westnordwärts nach dem Dorfe Thon zu, so eine halbe Stunde vom Orte der Auffahrt entfernt ist. Hier war er etwa zwölf Minuten in der Luft und schien nur so groß als eine mittelmäßige Schießscheibe zu seyn; auch hatte er nun die größte Höhe erreicht und stund nach der Nürnberger Postzeitung 800 Klafter oder 4800 Fuß über der Meeresfläche.

Von dieser gewaltigen Höhe ließ der muthige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam herniedersank, daß darüber über fünf Minuten verflossen, bis das aëronautische Thierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf ein Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.

Als Herr Blanchard so gerade aufstieg, bewegte sich kein Mensch von der Stelle; sobald er sich aber seitwärts wandte, bewegte sich die ganze Masse von Menschen als ein Ameisenhaufen, erst langsam nach der Seite seiner Richtung zu, und in ein paar Minuten hernach lief alles was lauffen konnte. Es ging zu Pferde und zu Fuß über Hecken und Gräben, über Felder und Wiesen, wie man's ansah. Nichts war den Fußgängern, insonderheit dem Weibsvolk hinderlicher als Krautfelder und die sich noch befindlichen hohen starken Tobak-Stengel, es gab ein beständiges Gelächter, weil alles im Lauffen über sich sah, und folglich viele drollige Fälle, Stöße und Wendungen sich ereigneten; denn es sah just aus, als ob die Einwohner einer volkreichen Stadt vor einem großen

Unglück flöhen, und wer einmal im Strom war, der muste entweder mit fortlauffen oder sich derb zerstoßen lassen.

Während dieser lächerlichen Jagd dem Dorfe Thon zu ereignete sich's, daß ein Haas aufgejagt wurde, und ungeachtet aller seiner Eilfertigkeit und listigen Wendungen, gelang es ihm doch nicht das Freye zu erreichen, der Jäger waren zu viel, das arme Thier wurde erhascht, und da ein jeder an dieser merkwürdigen Luftfahrtshaasenjagd Antheil haben wollte, in einer Minute in hundert Stücke zerrissen. Der eine hatte ein Ohr, der andere einen halben Lauf, der dritte in seinen blutigen Händen ein paar Haare.

Herr Blanchard flog unterdessen immer nach der nördlichen Gegend zur linken Seite der Erlanger Chaussee weg, und schien eine Viertelstunde lang als an die Wolken geheftet, nur mit dem Unterschiede, daß sein Ballon immer kleiner und zulezt so klein als ein Zwirnknäulchen wurde. Doch blieb er beständig sichtbar. Um zwölf Uhr zwölf Minuten bemerkte man, daß er ziemlich schnell herabsank, wie er denn auch ein Viertel auf ein Uhr, an dem Wege beym Boxdorfer Wäldchen nach Braunsbach zu, eine gute Meile von dem Ort der Auffahrt sich glücklich niederließ, und durch zween Studenten zu Pferde und einige herbeygeeilte Boxdorfer Bauern beym Seil ergriffen wurde.

Da der zur Erde niedergesunkene Aëronaute nicht deutsch, und die ihn zuerst ergriffen, nicht französisch verstunden, so gab es eine artige Scene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkt solches zu thun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, sie müsten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der That erstaunten sie über die Maßen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich drücken musten. „Da dieser Herr,"

ſagten ſie, „auf unſerm Grund und Boden vom Himmel kam, ſo laſſen wir uns auch das Recht nicht nehmen, ihn, wo er hergekommen iſt, hinzubringen," und erhuben ein Freuden-Geſchrey, worein die immer mehr herbeygekommenen Reuter und Fußgänger treulich mit einſtimmten. Die Gondel wurde dergeſtalt umringt und begleitet, daß Herr Blanchard kaum herausſehen konnte.

Herr Blanchard wurde ſtehend in ſeiner Gondel mit dem über ihm ſchwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Theil Luft herausgelaſſen war, die Geſtalt einer Birn hatte, nach der Stadt gezogen. Sogleich kamen auch Se. Hochfürſtliche Durchlaucht von Anſpach-Bayreuth herbeygeſprengt, und Herr Blanchard hatte das Glück Höchſtdieſelbe zu ſprechen und ſich Ihres vollkommenen Beyfalls und zugeſagten Douceurs zu erfreuen. Die Gondel wurde nun niedergezogen, und der Luftſegler von dem ſich immer mehr verſammelten Volk, das ein beſtändiges Jubelgeſchrey anſtimmte, und unter herbeygekommener Muſik bis an den Ort des Aufſteigens getragen. Herr Blanchard ließ ſich um drei Uhr nach einigen geſpielten Tänzen und Märſchen bei vierzig Fuß in die Höhe, und ſank wieder in den Verſchlag, woraus er aufſtieg, hinab, welches den noch zu tauſenden verſammelten Zuſchauern ein ungemein herrliches Schauſpiel war.

Als Herr Blanchard bald darauf zur Stadt in ſein Logis fuhr (es ſoll die Chaiſe einer Frau von N. geweſen ſein, denn ſeine mit vier Pferden beſpannte engliſche Chaiſe fuhr hinter ihm her), ſpannte das vom Freuden-Taumel frohlockende Volk die Pferde aus, und zog nach engliſcher Sitte den kühnen Aëronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum rothen Roß.

Herr Blanchard ſaß vorne und trug die Uniform ſeiner Gondel, nemlich blau und weiß mit dergleichen Federbuſch auf dem Hut. Zwey herrlich gekleidete Frauenzimmer ſtunden

hinter ihm in der Chaise, sie trugen die Livrée seines Ballons, roth und blaßgelb, und hinten auf stund anfangs Herr Blanchard's Bedienter, und salutirte mit den zwo Fahnen gegen alle vornehme Gebäude, worinn eine erstaunliche Anzahl Adelicher und anderer distinguirter Personen dem Zuge zusahen und ein unaufhörliches Vive Blanchard! Vivat etc. und Händeklatschen hören ließen. Aus vielen Häusern ertönten Musiken aller Arten.

Gegen vier Uhr kam endlich Herr Blanchard im rothen Roß an, aus dessen Erker ihm Trompeten und Pauken entgegenschallten. Die Straße war von Menschen angepfropft; Herr Blanchard erschien am Fenster und dankte mit dreimaligem Compliment dem Volke seine Erkänntlichkeit zu, welches das Volk mit lauttönenden Vivatrufen beantwortete.

Man sagt, Herr Blanchard habe, als er auf den Saler kam, von zween Bürgern, welche mit einem Glas Wein sein Vivat tranken, und ihm auch ein Glas zu trinken präsentirten, dasselbe ausgetrunken, und gerührt über den lauten Jubel und Beyfall und die ihm angethanen Ehrenbezeugungen, Thränen der Freude und des Dankes vergossen.

Um fünf Uhr wurden unter Direction des Herrn Schopf im Schauspielhause zwei Lustspiele, und nach diesen ein von Herrn Rolland, auf die Feyer der Blanchardischen Luftreise, verfertigtes Ballet, betittelt: „Das Fest der Winde" gegeben, wobey das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel gieng's zur Tafel und Mascarade wieder in's rothe Roß, welche sich früh den 13. endigte.

Auf diese Weise wurde der für Einheimische als Fremde so frohe und merkwürdige Tag beschlossen, ohne daß nur einem Menschen bey dem außerordentlichen Zusammenfluß von Leuten, ein Unglück begegnet wäre."

Soweit der Wortlaut des Berichts. Die Festfeier aber dauerte über den 12. November hinaus. Noch am Abend des Tages wurde angezeigt, daß Herr Blanchard, gerührt

vom Beifall des Publikums, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß morgen ein neues aërostatisches Experiment machen werde, Preis des Platzes 36 Kreuzer. An diesem Tage ließ Herr Blanchard einen kleineren Ballon wieder unter Böller- und Trompetenschall steigen, im Korbe befand sich ein kleiner „Seidenpudel" mit zwei Briefen. Im ersten stand: „Dieser Ballon gehört Herrn Blanchard; man bittet den Finder, denselben nach Nürnberg in's rothe Roß wieder zu bringen;" im zweiten Briefe: „Dieser Hund gehört der Frau Obristin, Freifrau von Redwitz, abzugeben gegen guten Recompens zu Nürnberg im rothen Roß." Der Ballon machte in fünfundvierzig Minuten eine Reise von vierzehn Stunden und sank, wie ein erstaunter Bericht aus Creussen meldete, in der Nähe des Ortes als Etwas, das nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, erst klein und schwarz, dann groß und röthlich war, schnell aus den Wolken herab. Auch der Bologneser wurde nach einigen Tagen wohlbehalten seiner Herrin zurückgebracht. Herr Blanchard aber ward wieder in seinem Wagen unter Jubel und Vivatrufen vom Volke durch die Stadt zu einem Feuerwerk gezogen, dann in das Schauspielhaus, wo diesmal ein zur Feier der Luftreise verfertigtes, großes allegorisch-musikalisches Concert aufgeführt wurde. Einige Tage darauf überreichte Blanchard dem hohen Magistrat die Fahnen zum Andenken, der Magistrat gab ihm dagegen ein solennes Souper im Schießgraben und beschenkte ihn mit sechs Medaillen, jede von acht Ducaten Werth.

Die Flugschrift enthält außerdem noch einen interessanten „Auszug über Herrn Blanchard's Leben, vornehmste Luftreisen und Charakter", nicht ohne tadelnde Bemerkungen über die Verkleinerer des Mannes. Denn es war leider auch in diesem Falle dem fremden Luftschiffer nicht vergönnt, ohne Neider und Mißgönner seinen Triumph zu feiern. Schon vor der Auffahrt war in Nürnberg eine andere Flugschrift erschienen,

welche unter dem Titel: „Blanchard, Bürger von Calais," Leben und Thätigkeit des Mannes in einer kritiſchen Weiſe beſprach, durch welche der eitle Franzoſe ſo gekränkt ward, daß er beim Aufſteigen eine andere Flugſchrift: „Abrégé de mes Aventures terrestres" auf die Zuſchauer herabwarf, worin er ſtolz und erbittert gegen die frühere Brochüre loszog.

Und zuletzt iſt Pflicht zu erwähnen, daß auch der hochlöbliche Rath von Nürnberg ſeinerſeits alles Erdenkliche gethan hatte, den Verlauf dieſes außerordentlichen Feſtes ſicher zu ſtellen. Durch ſehr ausführliche, eigens veröffentlichte Fahr- und Gehordnungen, durch Vorſorge für Herbeiſchaffung der Speiſen und Getränke und durch billige Taxen derſelben, durch ausgeſtellte Wachen und Reiter, durch ſtrenges Verbot jedes Baumbeſteigens, Verderbens der Felder und jedes unartigen Geſchreies, durch ſcharfe Patrouillen in der Stadt, durch Beſtellung eines Chirurgus nebſt Geſellen und Verbindezeug für den Fall, daß jemand auf „dieſe oder jene Art" beſchädigt würde, durch die Böllerſignale, „damit niemand ohne Noth der freien Luft zu lange ſich ausſetzen dürfe," endlich durch Ermahnung zur Ordnung und Mäßigung, zumal für den Fall, „wenn die Luftfahrt durch einen Zufall vereitelt werden oder der gefaßten Meinung nicht entſprechen ſollte." Auch den Feſtplatz hatten Rath und Unternehmer ganz meiſterhaft eingerichtet. Denn, wie die Flugſchrift meldet: „der ganze Platz ſah einer kleinen Veſtung ähnlich, welche durch die ſpaniſchen Reuter und 60—80 Soldaten hinlänglich bedeckt war, wenn ja wider Vermuthen der Pöbel hätte Unruhen anfangen wollen, wie es manchmal bey dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Man muß es aber vom Größten bis zum Geringſten rühmen, daß alles durch Beſcheidenheit und Güte im Befehlen, und mit Stille und Ordnung im Gehorchen glücklich vorüberging."

7.

Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers.

(1790.)

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blickten. Aber nur Einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königthum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden; die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen frei gemacht, ja, Friedrich II. hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie nothwendig in Frankreich große Reformen sind, und die Gebildeten stehen auf Seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Reform durchdringt das gesammte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll recitirt der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung großer Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehre Jahrzehnte später

ſah der Deutſche mit Sehnſucht auf die Friedensjahre ſeit dem Ende des ſiebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortſchritt gerühmt wurde, in proteſtantiſcher Gegend lag. Denn ſehr ungleich ſtand Bildung und geſellſchaftlicher Zuſtand in den proteſtantiſchen und katholiſchen Landen, jedem Reiſenden auffällig. Aber auch in derſelben proteſtantiſchen Landſchaft, innerhalb einer Stadtmauer ſind die Gegenſätze in der Bildung ſehr auffallend. Der äußere Unterſchied der Stände beginnt ſich zu verringern, ein innerer Gegenſatz iſt faſt größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer ſtehn in drei getrennten Kreiſen, jedem ſind die Quellen für Sittlichkeit und Thatkraft andere, ſo daß ſie uns erſcheinen wie aus verſchiedenen Jahrhunderten zuſammengeſetzt.

Noch tummelte ſich am leichteſten und ſicherſten der Adel. Auch in ihm war ernſter Geiſt, ein reiches Wiſſen nicht mehr ſelten, aber die Maſſe lebte vorzugsweiſe einem behaglichen Genuß, die Frauen im ganzen mehr als die Männer durch die Poeſie und die großen wiſſenſchaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abſchließende Stellung bereitet, grade in den anſpruchsvollſten Kreiſen der deutſchen Grundbeſitzer ſehr ſichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verſpottet. Noch ſpielte er den kleinen Souverän in grotesken Formen, liebte ſich mit einem Hofſtaat zu umgeben, von Geſellſchaftsherren und Damen herab bis zum Thürmer, deſſen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr ſein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in phantaſtiſchem Aufzug allabendlich ſein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es ſei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbeſitz war nicht feſtzuhalten, ein Acker, ein Waldſtück nach dem andern fiel in die Hände

der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die ſchadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um ſich vor den modernen Feinden zu ſchützen, welche ein Erkenntniß des Reichskammergerichts oder des Reichshofraths überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen ſich in die Hauptſtädte der geiſtlichen Staaten. In den fränkiſchen Bisthümern, am Rhein, im Münſterlande bildeten ſie eine Ariſtokratie, welche dem herben Urtheil der Zeitgenoſſen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Beſitz der reichen Domſtifter und Prälaturen, ſie vorzugsweiſe blieben ſklaviſche Nachahmer des franzöſiſchen Geſchmacks in Tafel, Garderobe, Equipagen, aber ihr ſchlechtes Franzöſiſch, Dünkel und fade Unwiſſenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die ärmeren des landſäſſigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im öſtlichen Deutſchland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Theil des Geldes, welches ſeinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrſchten ſie wie Souveräne, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirthſchaft aber beſorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete ſich ein gutes menſchliches Verhältniß zwiſchen den Herren und den thatſächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem beſten Rufe ſtand. Zwiſchen den Gutsherrn und den frohnenden Bauer geſtellt, ſuchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienſte, und bedachten beim Verkauf der Producte ſich nicht weniger als den Herrn *).

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptſtadt ſeiner Landſchaft, im Sommer war das modiſche Vergnügen Beſuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde

*) Die Klage iſt beſonders häufig. Vergl von Liebenroth, Fragmente. S. 59.

alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wol die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kasket, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Concerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnißvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hazardspielern Europa's. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Miethwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, so bald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein großer Theil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Roben durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die große Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Wülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg

erklärt, die Geſtalten wurden ſchmäler und dünner, auf dem Haupt ſchwebte über kleinen krauſen Locken der idylliſche Strohhut. Auch den Männern war der geſtickte Rock mit Kniehoſen, ſeidenen Strümpfen, Schnallenſchuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Feſttracht, ſchon hatte der deutſche Cavalier mit der Freude an engliſchen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten *).

Häufig iſt in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Virtuoſität, welche jetzt immer weiter oſtwärts zu weichen ſcheint, ein guter Erzähler zu ſein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenſpiegeleien geſchickt zu wagen. Die Moral dieſer Kreiſe, oft bitter geſcholten, war doch, wie es ſcheint, nicht ſchlechter, als ſie unter Genießenden zu ſein pflegt. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, in der Regel nicht durch ſchwere Gewiſſensbiſſe beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewiſſe Rückſichten beobachtet werden. Innerhalb dieſer Grenzen war man tolerant, in Spiel, Wein und Herzensſachen durften ſich Herren, ja auch Damen noch Manches erlauben, ohne ſtreng verurtheilt zu werden, ſelten wurde dadurch ihr Leben geſtört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anſtand, und fand ſich auch nach leidenſchaftlichen Verirrungen ſchnell wieder zurecht. Die Virtuoſität, das Leben des Tages angenehm zu faſſen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenſo dauerhaft war die Lebenskraft, ein kräftiger, rühriger, unbefangener Sinn, der friſche Laune bis in das ſpäteſte Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich

*) Ueber die geſellſchaftlichen Zuſtände des nördlichen Deutſchlands ſeit 1790 mehres Intereſſante in: Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtiſch. S. 46 folg.

an Vergnügen und nicht frei von Conflicten zwiſchen Pflicht und Neigung ein frohes und reſpectirtes Alter durchſetzt. Noch jetzt ſind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Friſche und unbefangene Heiterkeit im höchſten Alter erfreuen.

Unter dem Adel ſaß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffaſſung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutſchen geherrſcht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuſcht ſich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits Vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande gebeſſert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der ſich ſo wenig als möglich von ſeinem Handwerk trennen wollte, vielleicht ſeine Frau den Unterricht beſorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Lande waren eine ſchwer zu tragende Laſt. Zwar fehlte es nicht an den ſtrengſten Verordnungen gegen das umlaufende Geſindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler ſollte ſofort angehalten und nach ſeinem Geburtsort geſchafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden ſcheuten die Unkoſten des Transports oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil dieſe Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kurſachſen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an ſeiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und geſungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erſtanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandſchaften, wo die Induſtrie ſich maſſenhaft in ärmlichen Hütten feſtgeſetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der ſchleſiſchen Berg-

thäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre ſpäter, als die Continentalſperre die Induſtrie der Armen vernichtete, bewieſen ſie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entſagen gab.

Zwiſchen dem Adel und der Maſſe des Volks ſtand nach der Auffaſſung jener Jahre das höhere Bürgerthum: Gelehrte, Beamte, Geiſtliche, große Kaufleute und Induſtrielle. Auch ſie waren von dem Volk durch ein Privilegium geſchieden, deſſen Bedeutung unſere Zeit nicht mehr verſteht: ſie waren militärfrei. Der härteſte Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes laſtete, ihre Kinder empfanden ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte ſtudiren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu beſtehen, „das Genieexamen," ob ſich auch ſeine Befreiung vom Heerdienſte lohne. Dem Sohn des Studirten oder Kaufmanns aber galt es für beſonders ſchmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung ſo weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menſchenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, ſeinen Soldatenſtand ſo lange ruhig zu ertragen*).

In dieſem Kreiſe, der ſich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweiſe vom Bürgersmann unterſchied, war damals bereits der beſte Theil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Beſitz der freieſten Bildung jener Zeit. Er umſchloß Dichter und Denker, erfindende Künſtler und Gelehrte, alle, welche auf irgend einem Gebiet des geiſtigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurtheilende Einfluß gewannen. Ihm hatten ſich viele vom Adel angeſchloſſen, die ſelbſt Beamte wurden oder ein reicheres Geiſtesleben hatten.

*) Kant's Werke XI. 2. S. 80. Der Betroffene war ein Menſch von zweifelhaftem Ruf.

Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geiſtvolle Begleiter und wohlthuende Förderer der idealen Intereſſen.

In jeder Stadt beſtanden jetzt die Honoratioren aus ſolchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philoſophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetiſchen Geſtalten der großen Dichter, mit den hohen Reſultaten der Alterthumswiſſenſchaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Moment von Strenge und Ernſt, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffaſſung der Wirklichkeit ſchwankte zwiſchen idealen Forderungen und einer ängſtlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche ſie auffallend und nicht immer zum Vortheil von dem Edelmann unterſchied.

Es iſt eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geiſtige Kraft ſich in der Mitte der Nation, zwiſchen der Maſſe und den erblich Privilegirten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr ſich ein Kreis irdiſcher Intereſſen von dem gebildeten Bürgerthum iſolirt, deſto weiter entfernt er ſich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und ſicheren Halt verleiht. Wer in Deutſchland eine Geſchichte der Literatur, Kunſt, Philoſophie und Wiſſenſchaft ſchreibt, der behandelt in der That die Familiengeſchichte des gebildeten Bürgerthums.

Und ſucht man das Beſondere, was die Männer dieſes Kreiſes verbindet und von Anderen unterſcheidet, ſo iſt es nicht zumeiſt ihre praktiſche Thätigkeit in glücklicher Mitte, ſondern ihre Bildung durch die lateiniſche Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimniß ihres Einfluſſes. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und Induſtrielle, der ſich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie ſeine Söhne unter der Beſchäftigung mit lateiniſcher und griechiſcher Grammatik eine Schärfe und Präciſion im Denken und Sprechen erhielten, die ſelten andere Thätigkeit dem heranwachſenden

Manne gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten Sprachen so ausgezeichnet zu Tage kommt, weckte schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständniß aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtniß.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Theil unserer geistigen Habe aus dem Alterthum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Klassen des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständniß einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urtheil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts Anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den Zelotismus der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau" bei Seite legen.

Das Wichtigste von allem aber war die besondere Methode des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebenweckende in jedem Lernen. In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der Studirende der Vertraute des suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche als unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgetheilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Resultate seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein

ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urtheil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Comtoirs nahm, bemerkte sehr bald, daß sie Vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber in der Regel mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Alterthumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimniß der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgerthum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend.

Um 1790 hatte diese Methode der Bildung so großen Werth und Bedeutung gewonnen, daß man wol diese Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutschen Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten Mechanismus anregende selbstthätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Theil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Methoden des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Resultate erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise, weil dies der gesammten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volke versagt.

Freilich im ſtillen Herzen empfanden ſie ſelbſt ein Mißbehagen. Die Thatſachen des Lebens, welches ſie umgab, ſtanden oft in ſchneidendem Gegenſatz zu den idealen Forderungen, welche ſie ſtellten. Wenn der Bauer wie ein Laſtthier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenſtern Spießruthen lief, dann blieb, ſo ſchien es ihnen, nichts übrig, als das Studirzimmer zu ſchließen und Auge und Sinn in Zeiten zu verſenken, wo ſolche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgeſinnter zu großen Genoſſenſchaften im Staat, in den Communen, in jedem Kreiſe praktiſcher Intereſſen umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menſchenfreundlichkeit eine ſtille Entſagung auch in die Beſten. Sie waren ſtärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, ſtrenger die Anforderungen, welche ſie an das eigne Leben machten. Aber ſie waren immer noch Privatmenſchen. Das Intereſſe an dem Staat, an den höchſten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt in großem Sinne ihre Menſchenpflicht zu thun, und ſie ſtellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Menſch im Staate haben ſollte, den Zuſtänden, unter denen ſie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerthe, ſittenſtrenge Menſchen geworden, mit einer Aengſtlichkeit, die uns wol rührt, ſuchten ſie Gemeines von ihrer Seele fern zu halten; aber die Manneskraft, welche ſich im Zuſammenwirken mit vielen Gleichgeſinnten unter dem Einfluß großer praktiſcher Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu ſehr. Die Edelſten waren in der Gefahr, wo ſie ſich nicht in ſich ſelbſt zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politiſchem und ſocialem Kampfe zu werden. Sehr auffallend wird dieſe Eigenſchaft ſogar in den Gebilden der Poeſie. Faſt alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchſten Kunſtwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Thatkraft, von eroberndem Mannesmuth und politiſchem Scharfblick;

ſogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigſten verträgt, geht ein elegiſcher Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenſtein und Fauſt. Daſſelbe Geſchlecht, welches grade damals mit bewunderungswerther Kühnheit und Freiheit den geheimen Geſetzen ſeines geiſtigen Lebens nachforſchte, war noch unbehilflich und unſicher vor den Anforderungen der Realität, wie ein Jüngling, der aus der Schulſtube unter die Menſchen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfniß, auch bei unbedeutender Veranlaſſung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geſchwunden. Aber dieſe herrſchende Anlage des 18. Jahrhundert, welche ihre Abſenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen ſtärkeren Gehalt des geiſtigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindſamkeit hatte ſeit der Zeit, wo ſie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geſchichte gehabt. Zuerſt war die arme deutſche Seele von Allem ſtark afficirt worden, ſie hatte ſich leicht jämmerlich gefühlt und einen anſpruchsloſen Genuß darin gefunden, die Thränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsſeligkeit burſchikoſer und herzhafter.

Wenn luſtige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapoſt durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Roſenſtöcken bepflanzt hatten, ſo regte der Gegenſatz zwiſchen dieſer Blume der Liebe und dem Grabe die Phantaſie der Reiſenden ſo auf, daß ſie eine Flaſche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Roſen ſchwelgend, ihren Wein austranken*). Die ſtudentenhafte Roheit, welche in ſolchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner, und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in ſonnigem Thal unter blühenden Obſtbäumen durch die Land-

*) Der Zecher war Klopſtock mit ſeinen Freunden.

ſchaft des Rheins fahren, dann ergreift wol der eine die Hand des andern, um ihm durch einen ſanften Druck ſeinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in ſeiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine ſelige Thräne der ruhigen Empfindung ſteigt in beider Augen und ſie fallen einander um den Hals, oder wie man damals ſagte, ſie ſegnen die Gegend mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft*). — Und wenn zu derſelben Zeit eine Geſellſchaft einen lieben Freund erwartet, — nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater, — ſo ſind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger und die Beſchaulichkeit, mit welcher ſie genoſſen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem andern Gaſt dem anrollenden Wagen an die Hausthür entgegen, der ankommende Freund ſteigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdeß kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gaſt in früherer Zeit bewundert worden iſt, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat ſich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und ſcheint äußerſt ungeduldig ſie zu ſehen; jetzt erblickt er ſie und ſchauert vor Erregung zurück, kehrt ſich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung ſeinen Hut hinter ſich auf die Erde und ſchwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieſes wird von einem ſo außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umſtehenden ſich an allen Nerven davon erſchüttert fühlen. — Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anſtatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt ſich, um ſein Geſicht darein zu verbergen; die Dame neigt ſich mit einer himmliſchen Miene über ihn und ſagt mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig ſind: „O ja, Sie ſind es — Sie ſind noch

*) Die Reiſenden ſind Fritz Jacobi und ſein Bruder.

immer mein lieber Freund!“ — Der Freund, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und läßt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Thränen enthalten: dem unbetheiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich*). — Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die so geberdeten, waren immer noch maßvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Affectation herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Thränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging; er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mäßiger gefaßt, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlsseligkeit in's Hohe und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Thränen flossen strommeise, die Werthertracht wurde ein beliebtes Costüm empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 beredete sich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Aemtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalem's anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die klagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitter-

*) Der Ankommende ist Wieland, die Wirthe Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

nacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine Procession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloß man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen," ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert*).

Aber der tragische Ausgang der Goethe'schen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung, wie Selbstmord, kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Reaction und leidenschaftlichen literarischen Polemik, wobei der Deutsche allmählich mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Variation derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Thränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswerth: in Hyperbeln sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene thun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeit lang Modethorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf die nächste Vergangenheit zurück und befriedigte sein Gemüth bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

*) Der Erzähler ist Laukhardt in seiner Lebensbeschreibung; es ist kein Grund, solchen Mittheilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

Aus dieſer Zeit ſoll hier das Aufwachſen einer Kinderſeele dargeſtellt werden. Es iſt ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigne früheſte Jugend, den ein beſonders kräftiger Mann ſeiner Familie hinterlaſſen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anſpruchsloſe Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie ſie in tauſend Familien jener Jahre ſtattfand. Aber gerade das Gemeingiltige der Mittheilung macht ſie beſonders geeignet, den Antheil des Leſers zu erwerben. Sie giebt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufſteigender Lebenskraft.

In den erſten Regierungsjahren Friedrich's des Großen lag zu Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Aerger und Verfolgungen, die er durch ſeinen Vorgeſetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geiſtliche Gegner ſuchte die Verſöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für ſeine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb ſich das Vertrauen ſeines Chefs; als er ſelbſt eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögensloſen ein Darlehen von 10,000 Thalern. Das Jahr darauf ſchrieb der neue Kaufmann ſeinem Gläubiger, wie energiſch der Aufſchwung ſeines Geſchäftes ſei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieſelbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Principal ſandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehn zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe abſandte, trank er in ſeinem Haus die erſte Flaſche Wein. Der Sohn dieſes Mannes, Ernſt Friedrich Haupt, — er, welcher hier von ſeiner Schulzeit im Vaterhauſe erzählen ſoll, — ſtudirte die Rechte und wurde Syndicus, ſpäter Bürgermeiſter in ſeiner Vaterſtadt

Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte, — Uebersetzungen Goethe'scher, — welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und elegantesten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genug that. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahr 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Grade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Thaten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Bewegung ließ sich die Bürgerschaft das treue Verhältniß, in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstande gestanden hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unsrer größten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre.

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zwei und ein halb Jahr alt war. Wir

fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß, und die sanfte Röthe, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht mußte deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein süß erinnernd Pfand." Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenzehnjährigen, nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt, und gelobte dir schluchzend, gut zu sein!

Wol entsinne ich mich des Sonntag-Morgens, an welchem meine Schwester Riekchen geboren ward. Eilenden Laufs — ich war eher aufgestanden als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher sah ich, daß Alles um mich her weinte: „Die Mama geht weg," rief händeringend unsere alte Pflegerin. Weg? wohin denn? so fragte ich staunend. „In den Himmel!" war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen, uns zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahr alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. „Fritz, Fritz," hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, „du bist und bleibst ein loser Junge! Nun, lauf nur, lauf!"

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört,

gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wol bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle knieend dem abendlichen Zuge der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: „Nein! die Auferstehung ist etwas ganz Anderes!“ Aber bald nach ihrem Begräbnißtage — es war Sonntag — spielte ich Abends vor der Hinterthür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. „Die Mama ist gestorben,“ rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen, den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. „Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.“ — Ueberhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter, als z. B. ich in jetzt fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das Meiste anders, und überdem hatte mein Vater finstre Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Aehnliches zu Theil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich Manches in unserm Thun und Treiben. Es war nicht mehr so stille bei uns als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsre Tante — von uns und aller Welt „Frau Muhme“ genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen saßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unsres Vaters, von Leipzig, von unsern Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals schon sehnte ich mich Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir Abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten.

Ein Fenster hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Thiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechzehnten Jahre zum ersten Male Ossian las, und seine düstre Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: „Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte! ꝛc."

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unsrer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genöthigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indeß brachte ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu sagen, daß wir M. Kretzschmar, unsern ersten Lehrer geliebt hätten, denn er war zum Theil bizarr und theilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich betheure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las, und dabei an etwas ganz Anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund u. s. w. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich

wieder über das Kopfstück nach u. s. w. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen neuen Testamente. Wir Jungen lernten frisch weg nach Langen's und Rauffendorf's Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, „kleine Exercitia," ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahr alt, erfuhr, „es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten." So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen! —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Recitiren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln ꝛc. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lectionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtniß so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memoriren, und oft lernte ich später beim Anziehen acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im Ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersen's Leben Jesu war eine unserer Lieblingslectionen: dem Religionsunterricht lag Feder's Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmuthige und Schöne ward noch auf andre Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weißischen Operetten mit Hiller's Com-

position großes Aufſehen. Kretzſchmar ſpielte fertig das Clavier, und noch fertiger Violine. Meine Schweſter Jettchen ſpielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach faſt alle Weißiſchen Opern durchgeſpielt und durchgeſungen, in die leichtern Arien ſtimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater ſelbſt hörte, bisweilen einſtimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbſt- und Winterabend. Traute Scenen der Häuslichkeit, wo ſeid ihr geblieben in den meiſten Familien? Jammerlectüre, Reſſource, Spiel tauſchte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, declamirten wir Abends dem Vater, der Muhme, ja im Nothfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die erſten Gedanken, mich den Studien zu weihen und anfangs den Wunſch, Prediger zu werden.

Der Geſpielen hatten wir mehre. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder ſich anmelden ließen. Man blieb Abends zu Tiſch und gewöhnte ſich an Artigkeit gegen Erwachſene. Mich, als den Kleinſten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Ueberall herzliche Freundlichkeit. Auch dieſe Sitte iſt — wenigſtens in dieſer Form — faſt verſchwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erſcheinen, aber gewiß ſelten! Auch mein Vater ſah es gern, wenn Kinder, oft ſechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrod, ſie ſpielten auch wol ſelbſt mit. So freuten wir uns Montags ſehr auf den nächſten Sonntag. Iſt es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene ſeligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft ſehr

ernſt geſtimmt. Von unſrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft geſprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte ſechs Jahre alt gewiß öfter an Tod und Unſterblichkeit, als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Thiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da ſah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unſern Lehrer. „Mit den Thieren iſt's aus," erwiderte er, welches mich unbeſchreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unſerer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Oſtern 1780 kam unſer neuer Lehrer. Er beſaß gute Kenntniſſe und lebte ſehr ſtill und eingezogen, da er ſich im Geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete ſich uns ganz. Mit keinem Menſchen gingen wir lieber ſpazieren, und alle ſeine Geſpräche waren belehrend, meiſt religiös. Das Streben, uns ſeinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab ſeinen Worten etwas Geheimnißvolles. Unſre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtſinnig Gott oder Jeſum zu nennen, und bei ſeinem Abgange nach zwei Jahren waren wir hierin ſo feſt begründet, daß wol Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entſchlüpfte. Geſchah es dennoch, ſo büßten wir es im Stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichſte Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich ſelbſt zur Frömmelei hin, denn alle Weltluſt ward verdammt, oder man ſah ſchädliche Zerſtreuung. Sogenannte Leſebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbſt Gellert wurden ſeine Schauſpiele als Jugendſünde angerechnet. Spiel — Bälle — weltliche Concerts — Werkſtätte des Teufels! Nur Oratorien paſſirten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den heiligen Geiſt. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermuth geneigt, ward weit ſtärker von dieſen

Meinungen ergriffen, er weinte oft im Stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen „so correct zu sein"! — Stets freute ich mich schon wehmüthiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Heerde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetage meines Bruders, „seines Ernst's," in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Ueberzeugungen seien dieselben noch, wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren und der Abendstern blinkte freundlich. „Was mögen die Leute dort oben wol machen?" sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Thieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 starb unsere geliebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibschmerz klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weih-

nachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. „Gute Nacht! Jettchen!“ riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben der Sterbenden und betete: „Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu hin!“ (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Riekchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: „Wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch, wie meine Jettel.“ Und siebenzehn Jahre nachher that es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchen's Wunsch übergab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. „Euer Vordermann fehlt,“ sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßrothen Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Crucifix in der Hand. „Schlaf wohl,“ rief unsere alte Pflegerin, „bis dein Heiland dich weckt!“ Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich bald nachher ernsthaft krank ward. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zerstreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens, hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche

Luſt, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum erſten Mal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unſer guter Lehrer, der das Rectorat in Seidenberg erhalten hatte. Unſer Schmerz war groß, ſehr groß! Er ſegnete uns: „Haltet ernſt an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott und es wird euch wohl gehen!“ Dies waren ſeine letzten Worte. Ich warf mich auf's Bette und weinte in's Kiſſen.

Mein Vater war ein ſtreng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armuth hatte er ſich durch eigene Anſtrengung zum Wohlſtande erhoben. Raſtlos thätig, dachte er nur darauf, ſeine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verſchaffen, und uns, ſeinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu ſichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wol auch elf Stunden, nur ſeine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, ſonſt nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem beſſern Sinn: kleinliche Nebenvortheile verſchmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich geweſen Detailhändler zu ſein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Concursvermittlung reicher zu werden; er wandelte ſtets auf grader Bahn, und konnte zürnen, wenn ſeine Diener auf den Meſſen in ſeiner Abweſenheit die Käufer übertheuerten. — Einfach, wie die Grundſätze ſeines Lebens, war ſein Aeußeres. Die Mobilien blieben faſt unverändert: das ererbte Silberzeug behielt ſeine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war ſein Tiſch: die hohen Feſttage abgerechnet, ſtets nur ein Gericht; Abends oft nur Kartoffeln oder Rettig. Wein nur Sonntags, außer im Sommer Abends auf dem Garten. Tractamente etwa jährlich eins, dann ließ ſich aber Vater Haupt nicht ſchimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieſer kam ſehr ſelten. Dagegen alter Rheinwein,

Ungar und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge in's Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Uebrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfactors nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn Abends auf dem Garten besuchten. Er politisirte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr heiter sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterstützte gern thätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenstand, daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großthun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichthum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satirisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzutoll machten, konnte er sagen: „Es ist noch nicht aller Tage Abend," oder: „Was der Mann nicht alles hat!" allenfalls höchstens: „Nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!" — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffenthum, Priesterstolz und Gleißnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimüthig äußerte, und einlenkend mit großer Bescheidenheit sagte: „Doch, ich rede wol zu viel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin." Er hatte als Jüngling selbst in Wolf's philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urtheilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle

rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: „Der Kerl taugt nichts!“ so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergroßen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistirten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohlthätig auf uns.

Unsre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach: sie war Meisterin darin, die verdrüßlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid anthat, oft sogar sich unser gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Haß gegen unsre Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgend einigen Beistand auferzog. Aus einem bessern Stande — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt — war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben und ihre Kinder waren theils in die Welt gegangen, theils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unendliche Gutmüthigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Antheil. Wol erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisirte, ganze

Allegorien wurden durchgeführt. „Mit dir kann man doch ſpaßen," mit dieſer Cenſur ward ich oft belohnt. Dabei war ſie anſtellig zu tauſenderlei Dingen und wußte ſtets Rath. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch ſie in vollem Maße leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und ſie erhielt in uns noch den Eindruck von unſeres früheren Lehrers Ermahnungen, als ſein Nachfolger durch Lehre und Wandel ſie faſt ausgerottet hätte. Mehre ihrer Verwandten, auch ein Schwiegerſohn, waren Wundärzte geweſen, und ſie hatte als Mädchen ſchon hierin Beiſtand geleiſtet. Daher beſaß ſie mehr als gewöhnliche Kenntniſſe, und ein Chirurg erſtaunte, als ſie meines Bruders Fuß, den er ſich ausgefallen, geſchickt wieder einrichtete. Die Oſteologie verſtand ſie vollſtändig. Freilich mochte ſie ſich bisweilen zu viel zutrauen; indeß heilten doch ihre Mittel ſehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetſchung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich curirten und vom Knochenfraß ſprachen, ſchüttelte ſie den Kopf. Jene wurden fortgeſchickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publicum traute ihr ſogar Schwarzkünſtelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. „Ich hab' es meiner Frau geſchworen (unſerer Mutter), für euch mein Leben zu laſſen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte!" Friede ſei mit ihrer Aſche! Ihr Wunſch, unfern ihrer Frau zu ruhn, iſt erfüllt worden! „Kinder! wenn ich ſterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!"

So ſah es aus in unſerm Hauſe, als der neue Lehrer auftrat — in Allem des früheren Gegenbild. Dieſer einfach, ſchlicht und recht, das Böſe meidend, jener ein leichter, luftiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der

Lorgnette ſpielte und ſteife Glanzſtiefeln trug, ſelbſt wenn er predigte. Im Wiſſen unter dem früheren, im Glauben ſelbſt nicht wiſſend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieſer fluchte ſogar je und je ein wenig, und bald folgten ſeine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, ſpielte in der Karte ꝛc. Summa ein ganz gewöhnlicher Magiſter! Aufbrauſend, hart, tyranniſch bei unſern Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht ſonderlich — tyranniſch bei kleinen Verſehen in der Schule. Und wir lernten alle ſehr gut, wußten mehr als alle unſere Geſpielen, deß bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verſtand — die Wiſſenſchaft verleidet hätte; indeß aus jener Härte ſog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus ſchied ſich das Gefühl für Recht in meiner Seele. „Beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun!“ dies rief mir unſere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewaltthaten und Unrecht aller Art. Früh ſchon empörte es alle Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldloſe mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken ſah von gefühlloſem Uebermuth! Selbſt der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Alſo war es heilſam, unverſchuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — ſo verſöhnlich iſt die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob und alles war vergeſſen! —

Da mein Vater das ſtille Weſen nicht ganz billigte, ſo galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er ſeinen Mann kennen, und Gott mag wiſſen, wie mein Vater ſelbſt ſich von dieſem werthloſen Menſchen fünf Jahre lang mißhandeln laſſen konnte; denn er ſchrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater ſich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater ſtand

doch nicht in eigentlich traulichem Verhältniß mit uns. Wir litten also im Stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brot mit Thränen im bittersten Genuß gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß, Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. „Jura, Jura!" rief er oft. Was das heiße, schwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch, öffentlich zu sprechen, an. Giebt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — Gehabt!

So flossen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahr alt, nach Chemnitz auf ein Comtoir gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und so oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wol ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach aufsichtslosem Herumtreiben? Zerstreuungssucht? oder jugendliche Ueberklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt

hatte, es war die frohe Aussicht, selbstthätig anstreben zu können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787, — am grünen Donnerstage, — wie so schön die Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterrichte des Conrector Müller, und seines alten Hausfreundes, des Subrector Jary, und er that wohl daran.

Dem Conrector Müller danke ich das Meiste! — Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte — und vor Allem Literaturgeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wol nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Cicero's Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß seine Laufbahn bald vollendet sei: „Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wieder sehen, leben Sie wohl, Sie der Einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!"

Im August 1788 nahm ich zum ersten Mal an der Abendmahlsfeier Antheil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kretzschmar's Ode: „Laßt uns des Tem-

pels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unſeres Dankes erfüllen! Unſichtbar ſchwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!“ Freudig, den Himmel im Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich Nachmittags auf einem einſamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienſt Chriſti vordocirt hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber ſchwächte alſo den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Verſöhnungstodes, und kein Lichtſtrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates ꝛc. mehr wie manchen Chriſten zuſammt den Apoſteln, mehr als alle Juden des alten Teſtaments, da mir das Volk Gottes nie ſonderlich gefiel. Und doch ſollte es zweifelhaft ſein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht ſpäter, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismeſſe 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen ſollte. Freuden des Wiederſehens! Kein Ausdruck vermag ſie zu ſchildern! Meines Bruders Principal geſtattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher ſatt ſprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion geleſen hatte, vornehmlich auch Manches von Bahrdt. Sein eignes Forſchen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jary's ſtrenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wiſſenſchaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchwankte hin und her, welches noch in ſeinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft ſei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unſägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein

leichterer Sinn, meine Phantaſie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüth über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verſtand überwiegend.

Drei ſelige Wochen verſchwanden uns. Mir ſelbſt ward ein Vorgenuß der Akademie zu Theil, da ſtudirende Zittauer ſich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig beſucht; wir liebten Schauſpiele leidenſchaftlich, und hatten, wenn Schauſpieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewiſſen kritiſchen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben — Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich geſtand mir nur leiſe, daß ich mich als Schauſpieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen ſeinen Zauberreiz an mir aus. Wol hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie geſpielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir ſie nannten, vornehmlich anſprachen. Nur mit komiſchen mochte ich nichts zu ſchaffen haben, die ſich, ſonderbar genug, mein Bruder nicht ſelten wählte, obwol er zu ernſten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urtheile, die komiſchen ſogar oft mißlangen. Ein Freund ſpielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider ſind oft Schulen Werkſtätten der Verführung! Aber wie wahr iſt das Wort Quintilian's, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hauſe hineintragen! Groß iſt wenigſtens der Vorzug, daß öffentliche Anſtalten unter Aufſicht ſtehen, und daß Geiſtesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufſtrebens eigner Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonneſtunde ſchlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberſtandener Prüfung durch den Director

Sintenis eingeführt. Ich wurde ſogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falſch und Arges mit jedem es wohlmeinte, verſtand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich ſiegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verſchmerzte viel. Ueberhaupt, lange währte es, ehe ich faſſen konnte, was Neid ſei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, ſchrieb mir: „Lies Guſtav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner.“ Er hatte Recht und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller ſagte: „Sie ſitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz,“ — öffnete ſich eine Reihe glücklicher Tage. —

Oſtern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig geweſen war. Beſonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel gethan. Nur im Griechiſchen war ich, wie faſt alle, zurückgeblieben, indeß konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und ſächſiſchen Geſchichte war ich feſt, in der Literaturkenntniß für einen noch nicht Siebenzehnjährigen ſtark; dagegen in Naturwiſſenſchaften ſchwach, Phyſik ward nicht geleſen ſeit Jahren. In der außereuropäiſchen Geographie hatte ich Lücken. Am meiſten wußte ich Lateiniſch. Bogenlange Extemporalien ſchrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebeſſert, dann ward ſofort vorgeleſen. Dieſen Uebungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinſprechen, die ich mir auf der Akademie ſogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernſte, faſt melancholiſche Stunden. Schon die Trennung von meinen

Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehre Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich, auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wol sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen, — für Mädchen-Anmuth war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verrätherisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wol aber konnte ich mich im Stillen dem Wunsche überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blaß und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermuth, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahr 1788 sah ich sie noch ein Mal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwol man mich so gut als Andere vexirte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den

Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großthuerei mich ſtellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens beſtimmte, zum erſten Mal in's Geſpräch. Schon damals gefiel ſie mir ſo wohl! mit keinem Mädchen tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort ſollte! Auch der Klaſſe blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich ſah finſter vor mich hin. Selbſt während mehr als ſechsjähriger Abweſenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Giebt es innere Stimmen, — ſo ſprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abſchied nehmen ſollte. Meine Geſchwiſter ſollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Thränen ſchied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einſam in's Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerſchein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Thränen entſtürzten mir: „Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu ſein!“ — Schnellen Schrittes ging ich nach Hauſe. „Nun werden wir,“ ſagte mein Bruder, „nicht mehr“ — mit einander wandern, wollte er ſagen, aber Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Wir ſchliefen wenig, ſprachen faſt die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unſere Reiſewagen aus Zittau.“

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unſerer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäuſern, ehrbar und ernſthaft mit ſtrenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geiſteskraft. Noch iſt die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es iſt ein geſchütztes Familienleben in ſicherem Wohlſtand, aber wie ernſt iſt dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll ſeine Tage! Schon

dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wissen, das er einsaugt, ein unversiegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, sucht den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tiefsinnig hat er alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Generation regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

8.

Aus der Zeit der Zerstörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampfe gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum ersten Mal, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Politik Richelieu's war der gefährlichste Gegner des deutschen Reichs gewesen, aber sie hatte mit der protestantischen Faction der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle spätern Neubildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Classiker unseren Geschmack ebenso unterjochen sollten, wie die Schneider und Perrückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Tendenz echt national war. Jetzt sollte der Erbe der französischen Revolution gewaltthätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als tyrannischer Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß faßten ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Gebiet. Sonst

den Strom entlang grade die geiſtlichen Fürſten und kleine Territorien ohne jede Kraft des Widerſtandes. Die vier weſtlichen Kreiſe des Reiches, der oberrheiniſche, ſchwäbiſche, fränkiſche, bairiſche waren es, welche der Norddeutſche ſpöttiſch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geiſtlichen Territorien und Baiern gegenüber Baden und Schwaben ſehr zurückgeblieben. Das Beiſpiel Friedrich's II. in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meiſten proteſtantiſchen Fürſtenhöfe — auch der kurſächſiſche gehörte dazu — ſeit dem ſiebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparſamkeit, Ordnung im Haushalt, ernſte Sorge um das Wohl der Unterthanen ſichtbar. Mehre Regierungen konnten für Muſter guter Wirthſchaft gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Heſſen, in Darmſtadt und Baden war ein haushälteriſches mildes Regiment. Ja auch am Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg war es beſſer geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch ſeine Frohnbauern mit Waſſer füllte, der die Wälder mit bengaliſcher Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyre darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren ſeit 1778, dem fünfzigſten Geburtstage, ſeinem Volk verſprochen ſparſam zu werden, er hatte ſich ſogar ſeitdem in einen ſorgfältigen Hausherrn umgeformt, unter welchem das Land aufblühte. Selbſt an den geiſtlichen Höfen war dieſer philoſophiſche Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Thätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münſter durch die unvertilgbare Herrſchaft der geiſtlichen Ariſtokratie und das wuchernde Pfaffenweſen ſehr beſchränkt.

Aber die Reichsſtädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltſamem Verfall, ſie waren tief verſchuldet, ein verrottetes Patricierregiment verhinderte das Aufblühen moderner Induſtrie. Noch erließ der Rath hoch-

tönende Decrete, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn eine Carricatur geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Commissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200,000 Gulden vermochten; die Kunstakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher verfertigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern selbst brannte der alte confessionelle Haß immer noch auf, denn zweigetheilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathhaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten als dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüte und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit; mit ihren 30,000 Einwohnern war sie sehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und schönen Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waaren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinn des alten Handwerks zu Tage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der großen Pfaffengasse des Reichs; dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hinter einander. Im Kurfürstenthum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine größere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Regenten zwar einem Theil ihrer Geistlichkeit

und den neueren Stadttheilen ein modernes Anſehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rouſſeau laſen, waren wenigſtens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im ſchlechteſten Rufe aber ſtand das große Cöln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaſter war elend, an finſteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unſicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftauſend Köpfe geſchätzt wurde; bis zu Mittag ſaßen und lagen ſie an den Kirchthüren, reiheweiſe, viele auf Stühlen, der Beſitz eines ſolchen Stuhles wurde als eine ſichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Ausſteuer angewieſen; wenn ſie ihre Stellen verließen, dann zogen ſie in die Häuſer, Mittagskoſt zu fordern, eine grobe, bösartige Bande*). Im Ganzen wußte man, daß die geiſtlichen Herrſchaften den Bürger und Bauer verhältnißmäßig mild behandelten, auch der Militärzwang beläſtigte dort wenig, daß ſie aber für Induſtrie und die Bildung des Volkes wenig thaten.

Nach dieſer Richtung war nächſt ihnen Baiern berüchtigt, kein anderes Volk hat ſeitdem ſo große Fortſchritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meiſten in Wohlſtand und Sitte zurückgeblieben, die Städte ſahen mit Ausnahme Münchens ſchadhaft aus und waren ſchwach bevölkert, Müſſiggang und Bettelei breitete ſich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirthen ſollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwiſchen Haufen modiſch geputzter Beamten, eine nationale

*) Reiſe von Mainz nach Cöln im Jahre 1794. S. 222. — Briefe eines reiſenden Franzoſen 1784. II. S. 253. Beide Bücher ſind nur mit Vorſicht zu benutzen.

Industrie fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Baiern, hatte vor kurzem eine bairische Monatsschrift behauptet, Fabrikthätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl thunlich, weil der Strom des Landes auf Oesterreich zu gehe, und eine Concurrenz mit den kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren, nächst kleinen Territorien an der Nordsee, damals Kursachsen und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark; noch jetzt hat sich dies Verhältniß nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preußen und Oesterreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Oesterreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbst der Baier, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Haß, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand zwischen Baiern und Oesterreichern in voller Blüte, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übel berüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Berge" und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwischen Czechen und Mähren, Italienern und Slovenen, Magyaren und Slovaken saßen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verscheucht. In der großen Hauptstadt Wien pulsirte ein reiches genußfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel

aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Oesterreich war auch deutscher Kaiser. An den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchthürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Oesterreichern und Preußen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „österreichischen Kostbeutel" und der „schwäbische Kragen" haßten einander gründlich; wenn die Oesterreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr, als die Contingente aus dem Reich.

Auch unter einander lebten die Unterthanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmärkten, wo mehre Grenznachbarn zusammenstießen, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn*).

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer that seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als grade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur

*) Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. — Die interessante Schilderung ist oft von Späteren benutzt, sie ist nicht überall zuverlässig. Verfasser ist jener Laukhardt, ein zuchtloser Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden die Rheincampagne mitmachte. Seine Selbstbiographie ist ebenso lehrreich als widerwärtig.

unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren, und frugen einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes, stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort Vieles besser als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Emissäre, sie steckten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht des Abends einmal abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber so lange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräusel. Und als der Franzose Custine Mainz erhalten hatte, ließ er die Zünfte zusammenrufen, jede sollte einen Constitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perrückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig, und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Rathsherr sein.“ Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!“ Einer Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größern war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Contingenten zusammen, Soldaten und Officiere in demselben Regiment zankten feindselig mit einander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten, das Commando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentire und dann den Hut aus-

ſtrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Officiere höchlich verachtet ſei und von jeder Geſellſchaft ausſchließe, daß die Frauen und Liebchen der Officiere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Disciplin und wie unvollſtändig das Kriegsmaterial ſei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt ſichtbar zu Tage. Unter den Regimentern des Reichs waren die ſchlechteſten Truppen der Welt. Aber es waren auch beſſere Compagnien darunter, überall einzelne tüchtige Officiere. Und ſelbſt aus dem ſchlechten Material vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutſche hat ſich immer brav geſchlagen, wo er gut geführt wurde. Auch ſtanden außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Anſehen: Sachſen, Braunſchweiger, Hannoveraner, Heſſen.

Im ganzen war die Heereskraft Deutſchlands gar nicht ungenügend, ſie konnte wol die einzelnen ſchlechten Beſtandtheile übertragen, und ſie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, ſondern Zwietracht und ſchlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich hinein, Welle ſchlug auf Welle von Weſten nach Oſten.

Zuerſt fielen die weißen Möven der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieſer ganzen Menſchengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloſes Geſindel. Wie eine Peſt verdarben ſie die Zucht der Städte, in denen ſie ſich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Souveräne, welche ſich geehrt fühlten die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Coblenz, der Reſidenz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerſt ihre Sittenloſigkeit Verderben bringend in die Familien, auflöſend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie

waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauer, wie den thörichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit dem Refrain: „Vive la liberté," zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Coblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör, eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten*). Und neben solcher brutalen Gewalt schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volke fast unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheinthal mit Haß und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von so viel Missethat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Oesterreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung und die Beschlüsse des Convents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es

*) Daß diese Schilderung nicht zu viel sagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reise von Mainz nach Cöln im Frühjahr 1791 Lafontaine Leben, S. 154. Auch die Beschreibung, welche Laukhardt (Selbstbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, selbst ihm erregte das celtische Treiben Ekel und Abscheu.

waren zum Theil dieſelben Ideen und Wünſche, welche der Deutſche auch hatte. Mehr als ein enthuſiaſtiſcher Geiſt wurde ſo ſtark angezogen, daß er ſein Vaterland aufgab und nach Weſten zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte ſolcher Männer war Georg Forſter, den der Deutſche bedauern, nicht rühmen ſoll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereigniſſe auch lebhaften Geiſtern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Theilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Antheil an einer fremden Sache. Denn wie troſtlos die politiſchen Zuſtände Deutſchlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in ſocialen Reformen lebe, die ſich im Gegenſatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beiſpiel ausbreiten müßten. An mehren Fürſten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutſchland keine Ariſtokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz ſeiner Vorurtheile und Unarten doch im ganzen ſchlecht und recht mitten im Volke, grade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutſchen drückte, waren nicht vorzugsweiſe die Laſter des alten Feudalſtaates, es war ihre politiſche Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfaſſung, die Empfindung, wie ſehr der Deutſche durch ein vielgetheiltes Regiment zum Philiſter geworden ſei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutſchland, die Charaktere, welche dort gegen einander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt, als es zu unſerer Zeit ſein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Notizen, ſelten eine längere Correſpondenz, noch ſeltener ein ſelbſtändiges Urtheil. Nur die Flugſchriften arbeiteten, im ganzen war

auch ihr Urtheil gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegen einander zu schaaren. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der französische König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutsche Officiercorps, ja sogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeit lang das Ça ira gemüthlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen tricolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, trotzige zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze tanzten und dazu den Text und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen*). — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein Anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerschütternd tobten und den Schaum der heranstürzenden Flut mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstenthum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finsteren Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotinirt und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe über die

*) Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch. S. 58.

äſthetiſche Erziehung des Menſchen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meiſter, Horen, Xenien — Belgien franzöſiſch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenſtaat franzöſiſch und Wallenſtein — das linke Rheinufer franzöſiſch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon beſetzt und die Braut von Meſſina — Napoleon Kaiſer und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundſchaft verbunden zuſammen lebten, die zehn großen Jahre der deutſchen Poeſie, auf welche der Deutſche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es ſind dieſelben Jahre, in denen laut ein Wehe-ruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Scorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erſt ſiebzig Jahre ſind ſeitdem vergangen, und doch ſind die Jahre, in welchen unſere Väter aufwuchſen, für uns in mancher Richtung ſchon ſo fremd wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometriſche Aufgaben rechnete, während die Römer ſeine Stadt erſtürmten.

In anderer Art wirkte dieſe Zeit der Bewegung auf den preußiſchen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrich's II. Im Innern freilich waren ſeine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen des alten Syſtems, doch die großen Reformen, welche die Zeit dringend erheiſchte, wurden kaum begonnen.

Aber grade in den Jahren bis zum Kriege von 1806 nahm der äußere Umfang des Staates in rieſigem Maßſtabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelaſſen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermaſſen Europa's gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieſes Wachsthums war etwas Unheimliches. Durch die bei-

den letzten Theilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slavisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstenthümer der fränkischen Hohenzollern, Ansbach und Baireuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Meilen des überrheinischen Cleve abgetreten und dafür 222 Quadratmeilen deutscher Territorien eingetauscht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Quadratmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahr 1786. Und in diesem Jahr war Preußen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wol sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwebten über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichselthal und bis zum Bug, und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Ueberschuß an bildender Kraft, welchen Preußen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war schwerlich groß genug. Und doch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtenthums grade damals bewährt. Ueberall wurde mit Eifer und Erfolg organisirt, schöne Talente, große Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falschen Schritten, im ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Intelligenz und der rüstige Wille, welchen die Preußen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere

französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher reformirte, — meist durch deutsche Kräfte, — aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein großer Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachsen Rußlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für die Polen, so war es nothwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnißmäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Colonisation war die Zeit nicht angethan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnißvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Impulsen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Theil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll, und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmten Inselandes, welches der nächste Orkan wieder in den Fluten begraben mochte.

Das Terrain war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines Einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, der letzte Regulator für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Thun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürfnisse des

Volkes ihnen an's Herz legte. Die Tagespreſſe war ängſtlich bevormundet, gelegentliche Flugſchriften verletzten tief und wurden gewaltthätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von ſtrenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, ſo blieb er auch ſein Lebelang ſcharfſchneidendem und energiſchem Entſchluß zu ſehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauiſch gegen ſeine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er das Detail der Geſchäfte zu wenig überſah; die Intriguen der Begehrlichen in ſeiner Nähe verſtimmten ihn, ohne daß er ſie zu brechen wußte, ſein Beſtreben, die eigene Selbſtändigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von ſich abzuhalten, ſetzte ihn in Gefahr unbedeutende und gefügige Gehilfen feſten Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat ſchon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbſtthätigkeit der Unterthanen und die Anfänge eines Verfaſſungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch ſo wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügteſten davon zu murmeln wagten. Noch fehlte alles Material dazu, die alten Stände waren, Oſtpreußen ausgenommen — gründlicher beſeitigt als irgendwo, die Communen wurden durch Beamte regiert, ſogar das Intereſſe an Politik und dem Leben des Staates war faſt auf den Kreis der Beamten beſchränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entſtehen ſah, Nationalverſammlungen und Convente, das hatte ihm einen ſo tiefen Abſcheu gegen jede Betheiligung ſeiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen, — zum Verhängniß für ſein Volk und ſeine Nachfolger, — ſo lange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weiſe Friedrich's II. fortzuregieren. Dieſer große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und ſeiner

Kenntniß aller Verhältniſſe doch nur dadurch das Ganze in raſcher Bewegung erhalten können, daß er ſeiner Eigenmacht im Nothfall auch Unſchuldige opferte. Da er in der Lage war, ſelbſt und kurz über Alles zu entſcheiden, ſo war auch ihm nicht ſelten begegnet, daß ſein Entſcheid von Stimmung und zufälliger Nebenrückſicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Officier wegen eines unbedeutenden Verſehens zu caſſiren, Kammergerichtsräthe, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, wegzujagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht gethan, während er leidenſchaftlich das Rechte wollte, ſo durfte er ſein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an ſich erhalten, in ſeinen Beamten die Behendigkeit des Gehorſams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu ſeinem letzten Entſcheid. Es war nicht nur eine Eigenſchaft ſeines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Uebereilung, keinen Irrthum, daß er ſelbſt offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gut zu machen ſuchte. Der ſtarke und weiſe Fürſt hatte das wagen können; ſeine Nachfolger ſcheuten mit Recht ſolches Herrſchen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II. mitten im Kriege zornig von dem Commando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der ſchnellen Entſcheide.

Er mußte alſo, wie ſchon ſein Vorgänger gethan hatte, die Controle ſeiner Beamten in den Beamten ſelbſt ſuchen. So begann in Preußen die Herrſchaft der Bureaukratie. Die Zahl der Aemter wurde größer, unnütze Zwiſchenbehörden wurden eingeſchaltet, die Actenſchreiberei wurde arg, das Geſchäftsverfahren weitläufig. Es war die erſte Folge des Beſtrebens, gerecht, gründlich, ſicher zu verfahren und die ſtraffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit human umzubilden. Dem Volke erſchien das aber als ein Verluſt. So lange keine Preſſe und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu ſeinem Recht verhilft, da haben Bittſchriften eine weit andere Bedeutung als jetzt, wo auch der kleine Mann durch ein Zeitungs-

inſerat von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für ſich gewinnen, Miniſter und Volksvertreter tagelang in Bewegung verſetzen kann. Friedrich II. hatte deshalb jede Bittſchrift angenommen, in der Regel ſelbſt darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zu Tage gekommen; Friedrich Wilhelm III. mochte gar nicht leiden, wenn ihm ſelbſt Bittſchriften überreicht wurden, er wies ſie ſtets den Inſtanzen zu. Das war an ſich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu beſorgen hatten, daß ſolcher Klageſchrei Einzelner in die Oeffentlichkeit drang, ſo wurde er nur zu häufig in den Acten begraben, und die Leute riefen, daß es gegen Uebergriffe der Landräthe, gegen Beſtechlichkeit der Acciſeeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majeſtät des Königs litt darunter; nicht ſein guter Wille, aber ſeine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu dieſen Uebelſtänden kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht ſtärker. Das Leben war reichlicher, alle Preiſe hatten ſich auffällig geſteigert, ihr Gehalt, ſeit alter Zeit ſehr knapp, war nicht im Verhältniß erhöht worden. In den Städten waren Juſtiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das Kleinſte wurde bevormundet, die Selbſtthätigkeit der Bürger fehlte, die „Directoren" der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabſchiedete Auditeure und Quartiermeiſter der Regimenter. Das war im Jahr 1740 ein großer Fortſchritt geweſen, im Jahr 1806 war Bildung und Fachkenntniß ſolcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte ſich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche ſpäter zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anſtrengung ſchnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit faſt ganz durch Secretäre gethan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schleſien, welches einen

eigenen Minister hatte. Seit dem großen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neu erworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Maßregel, ein Unterthan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Terrain, sie wurde ihm und dem Staat zum Unsegen. Wie ein König saß er in Breslau, am Hofe seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältniß beeinträchtigt, Domänen wurden verschleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräthe bewarben sich darnach, für kleines Geld großen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist interessant, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die moderne Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war der Oberzollrath von Held; er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehre Andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrich's II. Die Angriffe machten ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitgliedes eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denuncianten verfolgt, Held's Schriften wurden confiscirt, er selbst verhaftet, verurtheilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an*), er beschuldigte

*) Von Held's Schriften wurden „Das schwarze Buch" — jetzt sehr selten zu finden —, „Die preußischen Jacobiner," „Das gepriesene Preußen" die berüchtigtsten; sie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfasser, wie häufig in solchem Falle, Manches richtig, Anderes ungenau, im ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverlässiger Beur-

ihn zu großer Sparſamkeit — welche wir für die erſte Tugend der alten Könige von Preußen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenſpiels — dies leider mit gutem Grunde; er klagte: „wenn der Fürſt keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen ſie niedergeſetzten Commiſſion ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber nichts deſto weniger warme Vaterlandsfreund nichts als ſeufzen.“ Indeß begnügte er ſich nicht zu ſeufzen, ſondern wurde recht ausfällig.

Bei dieſem Hader, der ſich doch faſt nur um einzelne Anekdoten drehte, iſt uns lehrreich, wie dreiſt und rückſichtslos die Sprache der politiſchen Kritik in dem alten Preußen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürſten gegenüber ſolchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrſchaft auf ſeinen Schultern trug, ſo traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie ſeine Perſon allein die ganze Maſchine des Staates leiten ſollte, ſo war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staats ein perſönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo verſehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas verſäumt, oder weil er die Schuldigen nicht beſtraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Acciſebeamten am Stadtthor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, ſo ſchrieen und höhnten die Gaſſenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenſchmutz gegen ſein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der ſtille Krieg zwiſchen den Königen Preußens und der fremden Preſſe aus. Sogar Friedrich Wilhelm I. hatte im Tabakscollegium ſeine Erfindungskraft bemüht und gegen die

---

theiler ſeiner Gegner iſt. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch ſein Leben beſchrieben.

holländiſchen Zeitungsſchreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch ſein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte ſie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II. hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen geſprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Briefverbrechen und geheimes Nachſpüren, was half die Confiscation? Die verbotenen Schriften wurden dennoch geleſen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch loyale Federn ſich vertheidigen ließ, wenn eine wohlgeſinnte Replik dem Publicum erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. gegen die Lichtenau keine Härte bewieſen habe, daß er ein ſehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann ſei und das Beſte wolle?*) Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weiſe zum Richter über das Leben ſeines Fürſten gemacht, welche für die Majeſtät der Krone, wie wir ſie faſſen, höchſt unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüth der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was ſollte werden, wenn politiſche Leidenſchaft in das Volk kam? Das Königthum mußte ſich in dieſer niedrigen Stellung völlig ruiniren, und wenn die Hohenzollern noch ſo ſehr das Gute wollten. Denn ſie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, wie noch Friedrich II. geweſen war, große Landbeſitzer auf menſchenleerem Grunde, ſie waren in der That Könige eines anſehnlichen Volkes, ſie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenſchaar zu erfahren und ſelbſtwillig die große Verwaltung zu beherrſchen. Jetzt wirthſchafteten die Beamten, geſchah Gutes, ſo war es Schuldigkeit, jedes Ungeſchick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten freilich vor

*) Z. B. Gründliche Widerlegung des Geprieſenen Preußens. 1804.

1806 kaum die Beſten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unſicherheit wurde dadurch in dem Volke geſteigert.

Solche Verhältniſſe einer Uebergangszeit aus dem alten despotiſchen Staat in einen neuen gaben dem preußiſchen Weſen allerdings ein unbehilfliches Ausſehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Symptom tötlicher Schwäche, wie ſie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem anſehnlichen Kreiſe bereits ein friſches hoffnungsvolles Leben ſichtbar. Und zwar wieder in den preußiſchen Beamten. Die Obergerichte erhielten ſich in dem hohen Anſehen, das ſie ſeit den Organiſationen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Perſonal war zahlreich, ſie umſchloſſen die Blüte der preußiſchen Intelligenz, die ſtärkſte Kraft des Bürgerthums, die höchſte Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geſchult; geſcheute, redliche, feſte Männer von großartiger Arbeitskraft, von ſtolzem Patriotismus und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche ſich in Handhabung der Juſtiz noch durch kein Miniſterialreſcript irren ließ. Noch wagten die Hofcoterien nicht die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienſt des Königs, daß er ſeine Hände ſchützend über ihre Integrität hielt. Sie ſtammten zum Theil aus Bürgerhäuſern, welche ſeit mehren Generationen ihre Söhne in die Hörſäle der Rechtslehrer, im Oſten nach Frankfurt und Königsberg, im Weſten nach Halle und Göttingen geſandt hatten, ihre Familien bildeten eine faſt erbliche Ariſtokratie des Beamtenſtandes. Ihnen verbunden als Studiengenoſſen, Freunde, Gleichgeſinnte waren die beſten Talente der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußiſchem Dienſt heraufkamen. Aus dieſem Kreiſe ſind faſt alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates thätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann,

Sack, Merkel und viele Andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren strenggeschulte Actenmänner, ohne vielseitige Interessen, auf dem grünen Tisch des Collegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urtheil mitgetheilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staats abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Talenten des Beamtenthums vergleicht, welche sich auf den Territorien Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist auch in den Bessern ein häufiger Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgiltigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Fast alle leiden sie an dem Mangel eines Heimatstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel giebt ihrem Urtheil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derselben eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preuße sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er

ſchwächer als ſie. Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in ſich verdorben hat.

Gewiſſenhafte Beamte hat aus dieſer Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweiſen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anſpruch nehmen, daß in den Kreiſen ihres Mittelſtandes nicht die ſchönſte, aber die geſündeſte Bildung jener Zeit nicht einzeln, ſondern als Regel zu finden war.

Das preußiſche Heer litt an denſelben Mängeln, wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im Einzelnen manches gebeſſert, vieles Alte ward ſorgfältig conſervirt; was einſt ein Fortſchritt geweſen war, beſtand jetzt zum Unheil. Die Uebelſtände ſind bekannt, niemand hat ſtrenger darüber geurtheilt, als die preußiſchen Militärſchriftſteller ſeit dem Jahr 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der ſchmalen Koſt wurde unwürdig geſpart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußiſchen Heere; die Manöver waren unnütze Schauſpiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einſtudirt war, unfähige Oberofficiere wurden bis in's höchſte Greiſenalter conſervirt. Faſt nichts war geſchehen, die veränderte Methode der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, dem alten preußiſchen Syſtem anzupaſſen.

Der Officierſtand war eine geſchloſſene Kaſte, welche faſt ausſchließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadliche Officiere ſtanden bei den Füſilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Huſaren. Schon unter Friedrich II. waren während des Menſchenmangels des ſiebenjährigen Krieges junge Volontäre von bürgerlicher Herkunft zu Officieren gemacht worden. Dann wurden ſie wenigſtens in ihrer Beſtallung und häufig in den Regimentsliſten als adlich aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig ſie ſein

mochten, faſt immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den ſpätern Königen nicht beſſer geworden. Nur bei der Artillerie war ſchon 1806 die Mehrzahl der Officiere bürgerlich, aber ſie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein franzöſiſcher Artillerieofficier als Kaiſer Frankreichs in derſelben Zeit darauf ſann, das preußiſche Heer und ſeinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen darüber ſtritt, ob ein Officier der Artillerie in den Generalſtab aufzunehmen ſei, und dem bürgerlichen Oberſtlieutenant Scharnhorſt dieſe Bevorzugung ſehr beneidete*). Es war natürlich, daß ſich in dem preußiſchen Officiercorps alle Fehler eines privilegirten Standes im Uebermaße zeigten: Hochmuth gegen den Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügelloſe Frechheit. Es iſt eine gewöhnliche Klage der Zeitgenoſſen, daß man in den Straßen und Geſellſchaften Berlins vor den Inſulten der Gensdarmes, der Elite des jungen Adels nicht ſicher ſei. Und bereits fingen dieſe Anſpruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. an, ſich ihrer altfränkiſchen Uniform in Geſellſchaft zu ſchämen, und wo ſie es wagten, mit der aufgebauſchten weißen Halsbinde, Stulpſtiefeln und einem Stockdegen einherzuſchlendern.

Aber trotz dieſer Mängel lebte in dem preußiſchen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der ſtarke Stamm alter Unterofficiere nicht ausgeſtorben, denen 1786 die bittern Thränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es ſind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt beſonders hübſch die Stimmung des Heeres. Wenn in der

*) Buchholz, Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Preußen. I.

Campagne von 1792 ein Preuße und ein Oeſterreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegen einander klagen und der Preuße nicht zum Lobe ſeines Königs ſpricht, ſo verſetzt er doch dem Andern, der ſeine Worte wiederholt, einen Backenſtreich: „Du ſollſt nicht über meinen König reden.“ Und als der erzürnte Oeſterreicher ihm vorwirft, daß er ja daſſelbe geſagt, da antwortete der Angreifer: „Das darf ich ſagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße.“ Und ſolcher Sinn war in den meiſten Regimentern. Nicht das verſchlechterte Material des Heeres, auch nicht vorzugsweiſe die veraltete Taktik hat die ſchmachvollen Niederlagen verſchuldet. Ja grade in dem Sturz hat ſich erwieſen, wie große Tüchtigkeit in der Mannſchaft und den Officieren lebte und ſchändlich geopfert wurde. Bei der Auflöſung, der Roheit und Räuberei, die in dem demoraliſirten Kriegsvolk unvermeidlich zu Tage kam, erfreute wieder grade unter den Kleinen oft der tüchtigſte Soldatenſinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopfloſen Feldzugs von 1806 war die Uebergabe von Hameln. Wie die verrathene Garniſon ſich verhielt, wird uns durch den Brief eines Officiers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzoſe von Geburt, er war einer der liebenswertheſten Deutſchen geworden, deren ſich unſer Volk freut; er hatte als preußiſcher Officier ſeine Pflicht gethan, er hatte jede Freiſtunde deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft geſchenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen ſein Heimatland gezogen und hatte ſich zuweilen aus dem ungeſchickten Treiben der Campagne hinweggeſehnt; aber in der Stunde, wo ein ſchlechter Commandant brave Truppen verrieth, brannte in dem Adoptivkind des deutſchen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er verſammelte ſeine Kameraden, er drängte zu gemeinſamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenſchaft wie er. Umſonſt. Sie wurden hintergangen, die Feſtung, trotz ihres Widerſtandes, den Franzoſen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung

der Soldaten. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Commandanten in die Fenster, sie schossen in Wuth und Trunkenheit auf einander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Officieren. In der Compagnie des Capitän von Britzke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben*).

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, loyal und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber sie waren zu alt? Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus der Dressur der Cadettenhäuser in's Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschirt und präsentirt, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf darauf gehalten, daß Andere Linie und Distanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr als das geist-

---

*) Der Erzähler ist Adelbert von Chamisso. Sein Brief vom 22. November 1806 ist eine der werthvollsten Ueberlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wohl, daß der Deutsche sich ihrer erinnere: „O, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntniß das stille Unrecht büßen, das ich diesem braven waffenfreudigen Volke that, Officiere und Gemeine im Einklange hoher Begeisterung hegten nur einen Gedanken. Es galt, bedrängt vom äußern und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“

loſe Einerlei des Dienſtes, und daß ſie ein Rad in der großen Maſchine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerſchlagen, die Trümmer in unaufhaltſamer Flucht nach dem Oſten. Was blieb noch, was für ſie einen Werth hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was ſie ſo kläglich machte. Sie waren ja ſonſt brave Soldaten geweſen, und die meiſten waren noch nicht ſo alt, um kindiſch zu lallen. Es war etwas Anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es ſchien ihnen unnütz, hoffnungslos, ſich noch zu vertheidigen, eine fruchtloſe Menſchenſchlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr Lebelang mittelmäßige Männer geweſen, nicht beſſer, nicht ſchlechter als Andere, dieſelbe Mittelmäßigkeit herrſchte, ſo weit ihr enger Geſichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein friſches Leben, das Begeiſterung und Wärme abgab? Sie ſelbſt waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern geweſen, die Erſten im Staate, das Salz des Landes; ſie waren gewöhnt worden auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzuſehen. Außer den Fürſten und dem Heer ſelbſt, was hätten ſie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, ſie wußten nicht wo, ſie ſtanden in den Mauern ihrer Feſtung allein, und ſie fanden wenig in ſich ſelbſt, was ſie zu ſcheuen und zu ehren hatten, ſie fühlten am beſten, daß ſie ſchwach waren. So wurden ſie in den Stunden der Prüfung ſehr ſchlecht und gemein, weil ſie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienſt hoch geſtellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer ſtets gedenken. Der Officierſtand, der als privilegirte Klaſſe dem Volke gegenüberſteht, geſellig abgeſchloſſen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird ſtets in Gefahr ſein zwiſchen Uebermuth und Schwäche zu ſchwanken. Nur der Officier, der außer ſeiner Fahnenehre und der Treue gegen ſeinen Landesherrn noch vollen Theil hat an dem, was den Bürger ſeiner Zeit

erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Periode geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mittheilt, ist zum Theil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Antheil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767, gest. 1855 als Wirklicher Geheimer Rath und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes, stammte aus einer der großen Juristenfamilien im Herzogthum Cleve, schon sein Großvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechzehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei seiner Rückkehr machte er die preußischen Dienststufen bei der Regierung von Cleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Theil der Kraft des preußischen Staates. Das feste, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlstand, das Obergericht war eins der besten Collegien Preußens. Sethe war Geheimer Rath, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch

die Souveränetätsrechte Preußens beſtehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußiſchen Beſitzes nahm. Da löſte ſich Sethe von ſeiner Heimat und ſiedelte zu der preußiſchen Regierung des neuerworbenen Antheils an Münſter über.

Von hier ſoll er ſelbſt erzählen, was er erfuhr.*)

„Ihr könnt euch leicht vorſtellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abſchied von Cleve ſehr ſchwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf dieſe Weiſe aus der Heimat zu wandern, und die Vaterſtadt unter fremden Geſetzen und unter der Herrſchaft eines welſchen Volkes zurückzulaſſen.

Am 3. October 1803 reiſten wir ab; wir fuhren von Cleve nach Münſter drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerſt beſchwerlich und langweilig, der Weg über alle Beſchreibung ſchlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine.**)

Unſer erſtes Leben in Münſter war ebenfalls mit vielen Beſchwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin verſetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine ſehr beſchränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräthen, in Münſter war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Cleve waren in Verzweiflung, weil ſie nichts bekommen konnten. Dies gab ſich indeſſen, und ſie befanden ſich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie ſehr die Münſteraner ihrer Verfaſſung anhingen, mit welcher Feſtigkeit ein großer Theil von ihnen noch auf den erwählten Biſchof Victor Anton rechnete, und wie ungern

---

*) Das Folgende iſt aus einer Selbſtbiographie genommen, welche er ſeinen Kindern in Handſchrift hinterließ; der Herausgeber iſt für die Mittheilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

**) In den alten preußiſchen Rheinlanden hatte Stein bereits die erſten Chauſſeen gebaut

ſie die neue preußiſche Herrſchaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß ſie ſich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher ſie ſich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies ſehr und verlangten, daß ſie die Preußen mit offenen Armen empfangen und ſogleich mit Leib und Seele Preußen ſein ſollten, was doch nur von einem wetterwendiſchen Volk oder von denen zu erwarten iſt, welche unter den Feſſeln einer harten Regierung geſeufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwiſchen den angekommenen Altpreußen und den Münſter'ſchen ſchon vor unſerer Ankunft ſtatt. Es geſchah Manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflöſung des münſter'ſchen Militärs der größte Theil der Officiere mit Penſion verabſchiedet und aus ſeiner Lebensbahn herausgeworfen. Dieſe erſte Maßregel der preußiſchen Beſitznahme verwundete nicht allein die Verabſchiedeten tief in ihrem Gemüth, allgemein ſah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um ſo mehr, als unter den Officieren von Münſter viel Bildung und wiſſenſchaftliche Kenntniß herrſchte und die damalige Maſſe der preußiſchen Officiere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Cantonweſens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unterofficier erdulden mußten. Ich ſelbſt bin Augenzeuge geweſen, wie ein Unterofficier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußſtößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit ſeinem Rohrſtocke auf die Schienbeine ſchlug, daß dem armen Menſchen vor Schmerz die Thränen über die Backen liefen. Auch war der Geiſt, welcher unter der größeren Maſſe der preußiſchen Officiere herrſchte, und das daraus hervorgehende Betragen derſelben ſehr zurückſtoßend und nicht

geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte sich Blücher, welcher Commandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biedern Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was diese gut machten, wurde durch Andere, namentlich die Masse der Subaltern-Officiere, verdorben.

Einst waren am Mauritz-Thor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals grade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publicandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisirt wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und diesen bei einer unwillkürlichen Berührung der Schildwache ihren Bajonettstößen aussetzte, machte eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Officieren und drei Domherren.*) Es bestand zu Münster ein sogenannter adlicher Damenclub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Officiere darin aufgenommen, auch Blücher's Sohn Franz. Bei dem Ballotiren über die Aufnahme eines andern

*) Die drei Officiere waren die Lieutenants von Blücher, von Lepel und von Treskow, die drei Domherren: von Korff, von Böselager zu Eggermühlen, und von Merode.

preußiſchen Officiers fiel dieſer mit einer ſchwarzen Bohne durch. Unſtreitig ſprach ſich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preußen überhaupt, oder gegen die Aufnahme mehrer Officiere aus, denn gegen die Perſon des Ausballotirten war ſonſt nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und beſonders die empfindlichen jungen Officiere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotirte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erſt durch eine Reviſion der Kugeln die Ausballotirung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präſidentin des Clubs, die verwittwete Frau von Droſte-Viſchering, eine ſehr würdige und gutmüthige Frau, entweder aus Irrthum oder aus wohlmeinender Abſicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotirung vorzubeugen, eine weiße Kugel zu viel gezählt. Es wurde von einem der anweſenden Domherren bemerkt, daß die Zahl ſämmtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand ſich nun, daß der Ballotirte nicht aufgenommen ſei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beſchloſſenen Ausſchließung mitgewirkt haben.

Der heftige Lieutenant Franz von Blücher ließ ſeine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechſel Veranlaſſung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher dieſen Domherrn ſchriftlich, und zwei andere Officiere, deren einer der Ausballotirte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weiſe. Dieſe beiden, welche nicht die geringſte feindſelige Berührung mit den Fordernden gehabt hatten, gaben ſchriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechſel des Lieutenants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch ſei er, der Herausfordernde, in der Perſon ſeines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem andern konnte der Provocant noch nicht einmal einen ſolchen Vorwand angeben, er erklärte nur

ſchriftlich: daß er ſich von ihm beleidigt fühle und daß dies genug ſei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geiſtlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niederſetzung einer gemiſchten Unterſuchungs-Commiſſion, unter dem Vorſitze des Generals von Wobeſer und unſeres Regierungs-Präſidenten von Sobbe, wozu auch ich nebſt dem Regiments-Quartiermeiſter Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntniß gegen ſie aufgetragen war, freigeſprochen, und die Officiere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arreſt verurtheilt, welchen ſie auf der Hauptwache in Geſellſchaft ihrer Kameraden, und vor derſelben ſpazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen ſpielte, auf das Empfindlichſte gekränkt. Sie wurden nämlich und zwar, bevor jene Unterſuchungs-Commiſſion niedergeſetzt war, zu einer großen Abendgeſellſchaft bei dem General Blücher ohne deſſen Wiſſen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen ſtutzte, vermuthete einen Irrthum und war bedenklich hinzugehen. Weil indeſſen alle drei und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, ſo konnten ſie zuletzt doch kein Verſehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieſer Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geſchehenen zu erkennen glaubten, riethen ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte ſie einzuladen, war natürlich ſehr entrüſtet, die drei Domherren eintreten zu ſehen. Gegen ſie durch ſeinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrigue durch gehäſſige Bemerkungen über das dreiſte Erſcheinen aufgereizt, ließ er ihnen ſagen, daß ſie nicht geladen

wären und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Ueberall wurde diese planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen, und trug sehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Proceßsache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Cabinetsjustiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Cabinets-Ordre vom 5. September 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrath schwebenden Processe für rechtskräftig entschieden erklärt, und eine außerordentliche Executions-Commission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern exmittirte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüther empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühle abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was stückweise zugetheilt wurde, war Manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münster'schen ungewohnt war, so der Stempel, das Cantonwesen und das Salz-Monopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Accise war vor der Thür. Schon waren die Häuser gebaut, und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt

der Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domcapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urtheilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerst wurde der diesrheinische Antheil des Herzogthums Cleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten nach Westen so lang gestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsre Trauer wurde gesteigert durch den Uebermuth, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstre Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin athmeten sämmtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Occupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Corps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Vertheidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidienthore eine hübsche Baumpflanzung niedergehauen und nach dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Allarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit seiner Sol-

daten zu prüfen, zog er in der Mitte des October plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten, und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszuge nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vincke*) die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohne Gleichen, jeder eilte zum andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispielloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert wurden und der ganze preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Muth, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdeß war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abtheilung Cavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der

---

*) Vincke war als Oberpräsident auf Stein gefolgt.

Ankunft des Vortrabes der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirthet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Manns-zucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zu Theil werden würden. Seine Handlungen und die Aeußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungsconseil, an dessen Spitze er den General Daen-dels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die münster'schen Adlichen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft vor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domcapitels und die Exmission der Herren von Landsberg und von Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränetäts-Act aus, indem er das Capitel wie-der herstellte und die Execution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistirte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleon's abmarschiren, und dieser theilte die er-oberten preußischen Länder in militärische Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorsetzte. Die Fürstenthümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiete von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der

französischen Herrschaft gerathen. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Katastrophe zu bestehn, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit schlimmere Gestalt angenommen hatte. Als Cleve französisch wurde und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Scepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehrsüchtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein sollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Aerger vermehrt, womit wir den frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der münster'sche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhaßte preußische Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten münster'schen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subscription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertsten Adlichen begnügte sich nicht damit, seine warme Theilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei

der Subscription noch durch die Phrase: „mit Vergnügen" auszudrücken, damit niemand an seinem patriotischen Sinne zweifle.

Die Präsidenten, Directoren, Räthe, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänen-Kammer fuhren fort ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen dieses Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen solle. Allein die Intrigue gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der Geh. Rath von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahre 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrath getragen.

Diese sonst so stolze münster'sche Ritterschaft hofirte den französischen Generälen, wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden mußte, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich vielmehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bisthums Münster, welche in ihrem alten Staate dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrirten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu Seite standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Thaler Conventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die pensionirten münster'schen Hofbeamten wurden wieder in Thätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall von Sch. fungirte in dieser Eigenschaft am Tische des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abend-Assembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschalls-Uniform, seinen Marschallsstab in der Hand, und unter ihm der Hoffourier seinen Degen u. s. w. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum ersten Mal sahen, nannte der Regierungs-Präsident von Sobbe gegen mich den einen den Stocknarrn, den andern den Hofnarrn.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipirten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schaar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark machte. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der münster'schen Ritterschaft.

In ihren adlichen Damen-Club, welcher sonst jedem ehrenwerthen deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Maitresse auf, um desto besser Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im geheimen über sie lustig und ließ sich nur die Spenden, welche ihm theils gereicht, theils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens acceptirt. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und verfertigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt

war ihnen das voreilige Anerbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust, ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächern Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vincke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Aeußerung, „daß er sonst seinem Amte nicht weiter würde vorstehen können," wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstentsagung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerstreuung, und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin, und brachte mit Zuziehung mehrer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zu Stande. Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Unterthanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm

und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes, schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unserer Voreltern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Unterthanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogthum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprocurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesetzliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde, weil man seinen Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterlande wieder hergestellt war, leitete er die Organisation der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Thätigkeit seinem Amte, einer der ersten preußischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamtenehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen

Bürgerthums neben einander gestellt. Auch sie repräsentiren den Gegensatz, welcher sich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht: Pietisten und Wolfianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preußen, ein reiches Gemüth, das sich nach innen kehrt, und geduldige Thatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.

9.

Die Erhebung.

Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksseele an's Licht treten. Das neue System, welches Luther der alten Kirche entgegengestellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Theil seiner bildenden Kraft. Aber was er während seinem großen Kampfe mit der Hierarchie gethan hatte, seinem Volke die Selbstthätigkeit des Geistes zu steigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieser Abdruck seiner Seele in jedem Gebiete des idealen Lebens blieb in den schweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerstörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das System Friedrich's des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollkommene menschliche Erfindung widerlegt. Aber das beste Resultat seines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner

Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Unterthanen Pietät gegen sein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiser Haushalter überall die Saat des geistigen und materiellen Gedeihens ausgestreut. Das war des Bleibende seines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühte. Als sein Heer zerschlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Noth zwang das Leben zu suchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erscheinung am widerwärtigsten war, die Schnelle und Haltlosigkeit, mit welcher das Alte zusammenstürzte, wurde ein Glück, denn es beseitigte plötzlich zwar nicht alle Träger des alten Systems, aber doch die größte Gefahr ihres Widerstandes. Grade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig das Material war, das sich in Preußen vorfand: Beamte und Officiere, vor allen das Volk selbst. Unerhört wie der Fall, ebenso unerhört war die Erhebung.

Unthätig, betäubt sieht das Volk den Bruch seines Staates, es ist gewöhnt, nur von oben herab seine Impulse zu empfangen. In der chaotischen Verwirrung, welche jetzt folgt, scheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die schlechte Regierung, schadenfroh sieht der Seichte die Niederlage der geistlosen und anmaßenden Privilegirten, der Schwächste folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, schließen sich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere untersuchen griesgrämig die Schäden des alten Systems und verurtheilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Noth, es ist die Absicht des Kaisers, auch dem Theil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Contributionen, die französische Armee wird über das Land vertheilt, sie bezieht in Schlesien und

den Marken Cantonnirungsquartiere, Officiere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Strapazen des Krieges entschädigen. Wir sind die Sieger, rufen übermüthig die Officiere. Kein Recht giebt es gegen ihre Brutalität und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren regieren. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marschälle. Prinz Hieronymus hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort seinen üppigen Fürstenhof; noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demüthigenden Bestimmungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen, höhnend verändern die Tyrannen seine Paragraphen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt haben, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit raffinirter Grausamkeit in's Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben sie seit sechs Jahren aus dem Lande gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend das neue System. Durch die Continentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Schaaren der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse in's Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt

ſtatt des Kaffees geröſtete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Geſellſchaften vereinigen ſich keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen ſieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbeſitzer im neuen Großherzogthum Berg ſaß, hartnäckig den Huflattig ſtatt Tabak raucht und ſeinen Wein aus Johannisbeeren keltert, ſo verzichten auch Andere auf die Bedürfniſſe, welche der fremde Tyrann mit ſeinem Monopol belegt hat.

Und die Wiſſenſchaft beginnt ihr großes Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienſt guter Götter zu ſegnen, ſie entſühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die franzöſiſche Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuſer lungern, hält Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation: ein neues kräftiges Geſchlecht müſſe erzogen werden, den Nationalcharakter zu beſſern, die verlorene Freiheit wieder zu erobern.

Und aus dem äußerſten Oſten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußiſchen Beamtenthums an der Spitze der Geſchäfte ſteht, beginnt eine neue Organiſation des Volkes. Die Unterthänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigenthum frei gemacht, die Städte erhalten Selbſtregiment. Der alte Gegenſatz der Stände wird gebrochen, die Privilegien abgeſchafft. Auch im Heer bereitet Oberſt Scharnhorſt die Neubildung vor. Jetzt darf ſich frei regen, was von Lebenskraft im Volke iſt.

Schon im Jahr 1808 ſteht der Preuße nicht mehr muthlos, ſchon hebt er erwartungsvoll das Haupt und ſieht um ſich nach Helfern. Die erſten politiſchen Geſellſchaften bilden ſich. Tugendbund, Bildungsverein, wiſſenſchaftliche Kränzchen, Officierclub, ſie alle haben denſelben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrſchaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampfe. Noch iſt Ungeſchick, maßloſer Eifer, auch Spielerei dabei, aber ſie verbinden doch eine große Anzahl patriotiſcher Männer. Emſig laufen die Boten mit Ge-

heimſchriften, ſchwer wird es den ungeübten Verbündeten die Späher des Feindes zu täuſchen. Auch finſtere Rachepläne werden in manchem Vereine berathen und Verzweifelte hoffen durch eine große Unthat das Vaterland zu retten.

Höher ſteigt die Hoffnung im nächſten Jahre; in Spanien hat der Krieg begonnen, Oeſterreich rüſtet zu dem heldenmüthigſten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen iſt der Boden unter den Fremden unterwühlt, Alles iſt zum Aufſtande vorbereitet, der Polizeipräſident von Berlin, Juſtus Gruner, iſt einer der thätigſten Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Oeſterreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungsloſen Verſuchen verpufft die erſte große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunſchweig, der Aufſtand in Schleſien zerſchellen. Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Oeſterreichs Hilfe.

Vielen ſinkt der Muth, nicht den Beſten. Unabläſſig üben ſich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußiſche Heer, das nicht mehr als 42,000 Mann betragen ſoll, wird im geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkſtätten ſitzen die Soldaten aus dem Handwerkerſtande und arbeiten an der Ausrüſtung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweiten Mal erhebt ſich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüſtet zum Kriege gegen Rußland. Wieder iſt die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, ſchon darf Hardenberg dem franzöſiſchen Geſandten St. Marſan ſagen, daß Preußen ſich nicht ohne Todeskampf zerſtören laſſe, und mit hunderttauſend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entſchluß eines verzweifelten Widerſtandes zu faſſen, er giebt die Hälfte des ſtehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlaſſen ſogar patriotiſche Officiere ſeinen Dienſt und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu

kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Ueberall im nördlichen Deutschland brennt der Haß gegen den fremden Kaiser. Auch im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Conscription wird dort als Todesloos betrachtet. Die Kosten eines Stellvertreters sind auf zweitausend Thaler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hause ruft er unablässig zum Kampfe. Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft, die Sitte des Hauses, arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verläumdung, Tücke und brutale Gewalt wird gallisch und corsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er" genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch sechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4,700,000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 247,000 Mann in's Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des gegenwärtigen deutschen Reiches von 40 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von reichlich 2,000,000 Soldaten zur Feldarmee geben würde.*) Und diese Summe

*) Bei der Summe von 247,000 Kriegern sind die Freicorps abgezogen, weil sie meist aus Nichtpreußen bestanden. Die Berechnung

drückt nur das Verhältniß der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem Landwirth war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Thaler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Thälern des Gebirgs hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an nothwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon seit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahr 1812 trat dieselbe Noth ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen thun, wer

---

Beitzke's, deren Ziffer hier festgehalten wurde, weil sie die niedrigste ist, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Escadronen, welche im Lauf des Feldzuges aus dem Terrain jenseit der Elbe formirt wurden, es sind daher etwa 20,000 Mann von seiner Summe abzusetzen. Aber da seine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht aber die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig fast ganz aus dem alten Terrain Preußens aufgebracht wurden, so ist doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Im Jahre 1815 war das Verhältniß der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Ostpreußen sieben Procent seiner Einwohner, jeden siebenten Menschen männlichen Geschlechts in den Krieg gesandt, es waren fast nur Kinder und ältere Leute im Lande, sehr wenig Männer von 18—40 Jahren.

Die Ziffer der Bevölkerung ist nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilsit noch Neuschlesien an Polen abgeben müssen, dadurch und in der elenden Zeit seit 1806 mehr als 300,000 Menschen verloren. Es ist deshalb auch bis Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfestungen in französischen Händen, und ihre Einwohnerzahl ist bei einer Abschätzung der Leistungen des Volkes noch abzurechnen.

ihre Erhebung vorzugsweise aus der finstern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum Aeußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmuth in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauses oder durch die Geschosse der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düstern Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen kaum eine Spur. Im Gegentheil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all' dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuversicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige, jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung, schwerlich, so lange es Geschichte giebt, hat ein civilisirtes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieses Moment im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum ersten Mal, daß die politische Begeisterung im Volke zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne thätigen Antheil. Jetzt in der höchsten Noth nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tötlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergange zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und sein Königsgeschlecht. Durch hundertfünfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Unterthanen zu einem Volk, unverbundene Landschaften zu einem Staat zusammengeschlossen.

Ein großer Fürſt, theure Siege, glänzende Erfolge des Hauſes hatten dem neuen Volke Liebe zu ſeinen Fürſten gegeben. Jetzt war die Regierungskunſt eines Hohenzollern zu ſchwach geweſen, das Erbe ſeiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das ſeine Ahnen geſchaffen, und gab der letzten Anſtrengung, die ſein Fürſt machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König faſt wider ſeinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit ſeinem Blute zahlte das preußiſche Volk dem Geſchlechte ſeiner Fürſten für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern gethan. Und dieſe Hingabe, ſo treu und pflichtvoll, ging aus der ſichern Empfindung hervor, daß Leben und die wahren Intereſſen des Fürſtenhauſes und des Volkes eins waren. Auch dieſe Art von Erhebung iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 betrachtet, der findet noch einiges Beſondere darin, was ſchon uns, den Söhnen, fremdartig erſcheint. Wenn jetzt eine große politiſche Idee das Volk erfüllt, ſo vermögen wir genau die Stadien zu beſtimmen, welche ſie zu durchlaufen hat, bevor ſie ſich zu einem feſten Wollen verdichtet. Die Preſſe beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgeſinnte treten in öffentlichen Verſammlungen zuſammen, der Vortrag des begeiſterten Redners übt ſeine Wirkung. Allmählich vergrößert ſich die Zahl der Theilnehmenden, aus dem Streit verſchiedener Anſichten, welche in der Oeffentlichkeit gegen einander kämpfen, entwickelt ſich die Erkenntniß deſſen, was Noth thut, Einſicht in Wege und Mittel, dann der Wille ſolche Forderung durchzuſetzen, Opferluſt, Hingabe. Von dieſer allmählichen Steigerung der Volksſtimmung durch ein öffentliches Leben iſt im Jahre 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, iſt von anderer Art: die Phantaſie wird durch einzelne Bilder in Anſpruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Momente angeregt; im ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volke, die man wol epiſch nennen

darf. Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch ſtill und, wie eine Naturkraft, von unwiderſtehlicher Gewalt. Es iſt eine Freude, dieſen Verlauf in einzelnen Hauptmomenten zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Perſonen, ſondern wie er im Leben des kleinern Mannes ſichtbar wurde, ſoll hier dargeſtellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das ſcheidende Jahr hatte dem neuen einen ſtrengen Winter als Erbſchaft zurückgelaſſen, aber in Haufen ſtanden die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Poſthauſe. Glücklich, wer zuerſt das Zeitungsblatt nach Hauſe trug. Kurz und vorſichtig war der Bericht über die Ereigniſſe dieſer Tage, denn in Berlin ſaß der franzöſiſche Militärgouverneur und bewachte jede Aeußerung der verſchüchterten Preſſe. Dennoch war längſt die Kunde von dem Schickſal der großen Armee bis in die entlegenſte Hütte gedrungen, zuerſt dunkle Gerüchte von Noth und Verluſt, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiſer aus dem Boden geſtiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüſteneien, von Hunger und unſäglichem Elend. Vorſichtig ſprach auch das Volk darüber, denn die Franzoſen lagerten nicht nur in der Hauptſtadt und den Feſtungen des Landes, ſie hatten ihre Agenten auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiſer ſelbſt von ſeinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben ſich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußiſches Land gefahren. Am 12. December war er um acht Uhr Abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht, und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächſten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Poſthof war. Dort

hatte die entſchloſſene Poſtmeiſterin Gramſch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geſchlagen und geſchworen, ihm keinen Thee zu gönnen, ſondern einen andern Trank zu brauen. Durch die ängſtlichen Vorſtellungen ihrer Umgebung war ſie endlich bis auf Kamillenthee erweicht worden, den ſie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn ſeine Gemahlin und ſein Sohn begrüßt hatten, wie wohl ſich der Kaiſer befinde, und daß er bereits am 27. December die ſchöne Oper „das befreite Jeruſalem" angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunſt der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Maſſen über Preußen zurückkehren ſolle, und daß der Kaiſer von neuem rüſte. Aber man las auch von der Unterſuchung gegen General Malet. Und man wußte, wie frech ſich die Lüge in den franzöſiſchen Zeitungen breitete.

Man ſah, was von der großen Armee übrig war. In den erſten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landſchaft. Da bewegte ſich ein langſamer Zug geräuſchlos auf der Landſtraße zu den erſten Häuſern der Vorſtadt. Das waren die rückkehrenden Franzoſen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgeraſſel, in kriegeriſchem Glanz und empörendem Uebermuth. Endlos waren die Truppenzüge geweſen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte ſich die Maſſe durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein ſo ungeheures Heer geſehen, alle Völker Europa's, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Rieſenmacht des Kaiſers war tief in die Seelen gedrückt, das militäriſche Schauſpiel mit ſeinem Glanz und ſeinen Schrecken füllte noch die Phantaſie.

Aber auch die unbeſtimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängniſſes. Einen Monat hatte der endloſe Durchzug ge-

dauert, wie Heuſchrecken hatten die Fremden von Colberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn ſchon im Jahre 1811 war eine Mißernte geweſen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erſpart, den fraßen 1812 die franzöſiſchen Kriegspferde, ſie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckſelſtroh mit ſechzehn Thalern, den Centner Heu mit zwei Thalern bezahlen. Und gröblich, wie die Thiere, verzehrten die Menſchen. Vom Marſchall bis zum gemeinen Franzoſen waren ſie nicht zu ſättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Thaler zu ſeinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundſiebenzig Thaler. Die Officiere hatten von der Frau des armen Dorfgeiſtlichen gefordert, daß ſie ihnen die Schinken in Rothwein koche; den fetteſten Rahm tranken ſie aus Krügen und goſſen Zimmteſſenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnſinnige hatten ſie gegeſſen. Aber ſchon damals ahnte das Volk, daß die Frevelhaften ſo nicht zurückkehren würden. Und die Franzoſen ſagten das ſelbſt. Wenn ſie ſonſt mit ihrem Kaiſer in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Roſſe gewiehert, ſo oft ſie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen ſie traurig die Köpfe; ſonſt waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaiſers entgegengeflogen, damals begleiteten die Vögel der Walſtatt das Heer nach Oſten, ihren Fraß erwartend.*)

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Heerde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zuſammengeſetzt, ohne Commandoruf und Trommel,

*) (Schloſſer), Erlebniſſe eines ſächſiſchen Landpredigers von 1806 bis 1815. S. 66. Die fremden Nationen, Portugieſen, Italiener waren mäßiger.

lautlos wie ein Totenzug nahten ſie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollſtändiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unſauber, aus den Kleidungsſtücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerſtörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerriſſene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, friſch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man ſah Grenadiere in großen Schafpelzen, Küraſſiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie ſpaniſche Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Czacko, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie ſie der Bauer trug, tief in das Geſicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Theil des Geſichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Naſen erfroren und feuerroth, erloſchen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzſocken oder in weiten Pelzſchuhen den elenden Marſch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Torniſter oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke geſtützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterſchieden ſich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militäriſches Anſehen. So ſchlichen ſie daher, Officiere und Soldaten durch einander mit geſenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Froſt und unſägliches Elend zu Schreckensgeſtalten geworden.

Tag für Tag kamen ſie jetzt auf der Landſtraße heran, in der Regel ſobald die Abenddämmerung und der eiſige Winternebel über den Häuſern lag. Dämoniſch erſchien das lautloſe Erſcheinen der ſchrecklichen Geſtalten, entſetzlich die Leiden, welche ſie mit ſich brachten; die Kälte in ihren Leibern ſei nicht fortzubringen, ihr Hunger ſei nicht zu ſtillen, be-

hauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazareths sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarethkost erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben in's Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.*)

Ueberall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarethe eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach nothdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen," und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!" Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens und schneller wankten sie zum Thore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters von 1813. Unterdeß hatte die Zeitung gemeldet, daß General York mit dem

*) Schlosser, Erlebnisse. S. 129.

Ruſſen Wittgenſtein die Convention von Tauroggen abgeſchloſſen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße geleſen, daß der König den Vertrag verwarf, den General ſeines Commandos entſetzte. Aber gleich darauf ſagte man ſich, daß das nicht Ernſt werden könne, denn der König war aus Berlin, wo ſein theures Haupt unter den Franzoſen nicht mehr ſicher war, nach Breslau abgereiſt. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den angekommenen Fremden noch franzöſiſche Generäle, aber an demſelben Tage betrat „Herr von Tſchernitſchef, Commandeur eines Corps Cavalerie," in friedlicher Ordnung die Hauptſtadt.

Seit drei Monaten wußte man, daß der ruſſiſche Winter und das Heer des Kaiſers Alexander die große Armee verdorben hatten. Schon in der Weihnachtszeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau in Diorama aufgeſtellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig ſolche, welche ruſſiſches Weſen behandelten, Beſchreibungen des Volkes, ruſſiſche Dolmetſcher, Hefte ruſſiſcher Nationalmuſik. Was von Oſten kam, wurde verklärt durch den leidenſchaftlichen Wunſch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Koſaken. Nächſt dem Froſt und Hunger galten ſie als die Beſieger der Franzoſen. Wunderbare Geſchichten von ihren Thaten flogen ihnen voraus. Sie ſollten halbwilde Männer ſein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeſchreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie ſchnell ihre Pferde, wie unwiderſtehlich ihr Angriff ſei, wurde gerühmt, daß ſie die größten Flüſſe durchſchwimmen, die ſteilſten Hügel erklettern, die grimmigſte Kälte mit gutem Muth ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren ſie in der Nähe von Berlin erſchienen; ſeitdem erwartete man ſie täglich in den Städten, welche weiter nach Weſten lagen, täglich zogen die

Knaben aus den Thoren, um zu spähen, ob ein Trupp heranreite. Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte Alt und Jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Ansicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Häringe ihrem nationalen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, oft von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel. Erfreut sah man, wie sie sich auf die Pike stützten und behend über das dicke Sattelkissen schwangen, das ihnen zugleich als Mantelsack diente. Und wenn sie darauf die Pike einlegten und ihre magern Pferde mit lautem Hurrah antrieben, oder wenn sie gar ihre Lanze mit einem Riemen am Arm befestigten und dahintrotteten, ein fremdes Werkzeug, den Kantschu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand schwingend, — dann trat jeder zur Seite und blickte ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünste entzückten. Im Carriere beugten sie sich zur Erde und hoben die kleinsten Gegenstände auf. Im schnellsten Ritt drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand, nach dem sie zielten.*) Das frohe Erstaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platze umher. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach die Kosaken sangen. Jeder Knabe wurde Kosak oder doch Kosakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde em-

*) Mehre Einzelheiten hier und im Folgenden nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrath Tepler in Naumburg, für deren gütige Mittheilung der Herausgeber dankbar ist.

pfindlich, ſie hatten die Unart zu mauſen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß ſie gar nicht ſäuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantaſtiſcher Schimmer, ſelbſt als ſie ſich in den Kämpfen, die jetzt unter civiliſirten Menſchen geführt wurden, als räuberiſch, unzuverläſſig und wenig brauchbar erwieſen. Als ſie ſpäter aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß ſie ſich ſehr verſchlimmert hatten.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Thauwetter des Frühjahrs ſchlecht; ſo zogen die Neuigkeiten nur langſam, in Abſätzen durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärſche und das Gewirr des Kampfes zwiſchen vordringenden Ruſſen und weichenden Franzoſen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit geſpannter Theilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Geſellſchaften der Stadt geſprochen, aber leidenſchaftlichen Ausdruck hatte die Erregung ſelten. Es iſt wahr, in den Seelen war ein pathetiſcher Zug, aber nicht mehr in Wort und Geberde kam er zu Tage. Hundert Jahre hatte der Deutſche ſeine Thränen mit Behagen betrachtet und um Nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an ſein Leben, und es fand ihn ſtill, ohne jede Phraſe, mit verhaltenem Athem bändigte er ſein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botſchaft den Seinen verkündete, wol die Thräne in die Augen, er wiſchte ſie heimlich ab. Dieſe Ruhe und Selbſtbeherrſchung iſt für uns das Eigenthümlichſte jener Zeit.

Was ſonſt noch von außen an den Einzelnen ſchlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entſprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugſchriften geleſen, am liebſten, was der treue Arndt ſo mannhaft ſeinem Volke zurief.

Neue Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelsängerbrauch „gedruckt in diesem Jahr", in der Regel schlecht und roh, voll Haß und Spott, schon einzelne heißempfundene darunter, es waren Vorläufer der schönen Jünglingspoesie, welche wenige Monate darauf von den preußischen Bataillonen gesungen wurde, wenn sie in die Schlacht zogen. Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien zum Clavier gesungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmusik gehörte, und die Mutter mit den Kindern sang leise den Text. Durch Wochen war es das innigste Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten wirkten die Verse auf die kleinen Kreise des Volkes, schnell verdrängten sie den alten Vorrath von Gassenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eine der häßlichen Carricaturen auf Napoleon und seine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, oft aber durch den Pariser Dialekt ihres Textes verrathen, daß sie von den Franzosen verfertigt sind. Die Roheit und schadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meisten verletzt, übersah man damals leicht, weil sie demselben Hasse dienten; sie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beschäftigt, im Lande selbst geringe Einwirkung geübt.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesammte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Thoren zur Hauptstadt, nach Königs-

berg, Breslau, Colberg, bald auch nach Berlin. Die Geiſtlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nöthig, die Leute wußten bereits, was ſie zu thun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend ſeinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte ihre Pflicht zu thun, und zufügte, daß er nicht leere Worte ſpreche und ſogleich nach dem Gottesdienſt ſelbſt als Huſar eintreten werde, da ſtand ſofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, ſie würden daſſelbe thun. Als ein Bräutigam zögerte ſich von ſeiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch ſeinen Entſchluß verrieth, ſagte ihm die Braut, ſie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den Erſten aufgebrochen ſei.*) Es war in der Ordnung, es war nöthig, die Zeit war gekommen, niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heere und ſchrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entſchluß; die Eltern waren damit einverſtanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn ſelbſtwillig that, was er thun mußte. Wenn ein Jüngling ſich zu einem der Sammelpunkte durchgeſchlagen hatte, fand er wol ſeinen Bruder bereits ebendort, der von andrer Seite zugereiſt war, ſie hatten einander nicht einmal geſchrieben.

Die akademiſchen Vorleſungen mußten geſchloſſen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Univerſität Halle, noch unter weſtfäliſcher Herrſchaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Thor nach Breslau gezogen. Die preußiſchen Zeitungen meldeten das lakoniſch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen ſind faſt alle Studenten in Breslau angekommen, ſie wollen den Ruhm theilen, die deutſche Freiheit zu erkämpfen.“ Auf den Gymnaſien waren die großen und alten nicht immer für die beſten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechiſche Grammatik nach den

*) Denkniſſe eines Deutſchen. S. 229

hinteren Bänken geſehen, wo die Recken mißvergnügt ſaßen; jetzt waren ſie die beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung ſahen die jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erſte blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staats, Richter, Landräthe, Männer aus jedem Kreiſe des Civildienſtes. Auch die Stadtgerichte, die Departements der Landesregierungen, die Bureaux der Subalternen begannen ſich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß dieſen Eifer einſchränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Civildienſt dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten, wer die Verweigerung ſeiner Bitte nicht tragen könne, müſſe den Entſcheid des Königs ſelbſt anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umſturz alter Privilegien getragen hatte, jetzt fand er ſich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreiſen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Impulſe. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterlande darboten, vieler Namen ſtehen in gehäufter Zahl in den Liſten der Regimenter. Vor allen der Adel Oſtpreußens. Derſelbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Miniſter des Innern geweſen war, war der erſte Landwehrmann, welcher ſich im Bataillon des Mohrunger Kreiſes einſchreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarſchall des Prinzen Wilhelm, trat als Unterofficier in das Regiment Prinz Wilhelm Dragoner; drei ſeines Geſchlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieſes Krieges. Solches Beiſpiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt iſt die Menge der Kleinen, die mit ihren geſunden Gliedern dem Staate alles brachten, was ſie beſaßen.

Während die Preußen an der Weichſel in dem Drange der Stunde ihre Rüſtungen ſelbſtändiger, mit ſchnell gefun-

dener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelpunkt für die Binnenlandschaften. Zu allen Thoren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten so lange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Thaler zusammenbrachten: gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König solche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten; als er von den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, welcher aus der Mark ihm nachgereist war und die Albrechtstraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tage steigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüsteten Söhne dar, unter den ersten der Geheime Kriegsrath Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Secretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landschaftsyndicus Elsner zu Ratibor stellt sich selbst und rüstet drei freiwillige Jäger, Geheimer Commerzienrath Krause in Swinemünde sendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüstet mit vierzig Ducaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr zu besolden, und zehn Molden Blei zu liefern; Justizrath Eckart in Berlin leistet auf seinen Gehalt von 1450 Thalern Verzicht und tritt als Cavalerist in Dienst, ein Rothkirch stellt sich selbst und zwei equipirte Leute zur Cavalerie, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeitspferde seines Gutes zum Fuhrwesen. Unter den feurigsten war der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag

im Königreich Westfalen. Er hatte nach 1807 in seinem Park eine Säule von rothem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes," und hatte die Franzosen und das Königreich Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesetzt, er selbst mit den Freunden hatte den bessern getrunken, sobald sich die Fremden entfernten, und wenn sich ein Franzose beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugthuung bereit gewesen, die geladenen Pistolen hatten immer auf seinem Tische gelegen. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gensdarmen ihres eigenen Königs zu arretiren. Jetzt war er gerade erst aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen, und hatte sein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgen die Städte und Kreise. Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, war der erste, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste, auf drei Monate besolde; Stolpe war eine der ersten Städte, welche meldete, daß sie zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger 1000 Thaler sogleich und fortan jeden Monat 100 zahle; Stargard hatte zu demselben Zweck schon am 20. März 6169 Thaler und 1170 Loth Silber gesammelt, ein einzelner Gutsbesitzer K. hatte 616 Loth gegeben. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote, bis die Organisation der Landwehr den Kreisen volle Gelegenheit giebt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu bethätigen.

Die Einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht selbst in's Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Theil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Theil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Aermere

bringen ihre ſilbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von ſeinen Habſeligkeiten, ſeiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — ſicher oft das einzige Gold, das im Hauſe war — einſenden (ſie erhielten dafür zuletzt eiſerne mit dem Bild der Königin Luiſe zurück), Landleute ſchenken Pferde, Gutsbeſitzer Getreide, Kinder ſchütten ihre Sparbüchſen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchſen, Hirſchfänger, Säbel, Piſtolen. Ein Förſter kann ſich nicht entſchließen, ſeine gute Büchſe wegzugeben, wie er in luſtiger Geſellſchaft verſprochen hat, und geht daher lieber ſelbſt in's Feld. Junge Frauen ſenden ihren Brautſchmuck ein, Bräute die Halsbänder, die ſie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, ſchneidet es ab zum Verkauf an den Friſeur, patriotiſche Speculation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Thaler gelöſt werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingeſendet, mit der größten Opferfreudigkeit grade von kleinen Leuten.*)

*) Es ſei verſtattet, hier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausſtellte, noch Einiges anzuführen. Es iſt freilich zufällig, was grade in ihnen an die Spitze geſtellt wird, zumal ſeine Liſten nur einen ſehr kleinen Theil der Gaben aufzählen, die oſtpreußiſchen gar nicht. — Vor allen ſei die erſte patriotiſche Gabe aufgeführt, welche überhaupt im Jahr 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüſtet wurden, ſtellte die katholiſche Gemeinde zu Marienburg in Weſtpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Kölniſche Mark, dem Staat zur Verfügung, und bat, weil ſie Kirchengut nicht wegſchenken dürfe, in Zukunft um die Zinſen des Silberwerths. Der erſte Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnet, war vom Schneidermeiſter Hans Hofmann in Breslau, 100 Thaler. — Die erſten, welche ein Pferd ſchenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutſch-Borgh, Amt Saarmünd, und Meyer in Elsholz deſſelben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erſte, welcher Hafer ſchenkte, 100 Scheffel, war ein Arleben. — Die erſten, welche ihre goldenen Trauringe einſandten und die Hoffnung ausſprachen, daß viel Gold zuſammenkommen könne, wenn das

Nicht selten hat seither der Deutsche zu patriotischem Zweck beigesteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wol ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Institute absieht, ist es zum ersten Mal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert. Und überhaupt zum ersten Mal, daß dem Deutschen die Freude wird, für seinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zusammengezogen alles, was seither aus weiteren Landstrichen zusammengeschossen wurde, so weit übersteigen, daß sie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaaren in den alten Provinzen gesammelt wurde, muß weit über eine Million gekostet haben. Und sie begreift nur einen kleinen Bruchtheil der freiwilligen Gaben und Einsendungen, welche das Volk brachte.*) Und wie war das kleine Volk verarmt!

---

jeder thue, waren der Lotteriecollecteur Rolin und Frau in Stettin. — Die ersten Beamten, welche auf einen Theil ihres Gehalts verzichteten, waren Professor Hermbstädt in Berlin, jährlich 250 Thaler, Professor Gravenhorst in Breslau, die Hälfte seines Gehalts, und Professor David Schulz, jährlich 100 Thaler. — Der erste, welcher einen Theil seines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Thalern gab er 1000. — Der erste, welcher sein Silbergeschirr einsandte, war Graf Sandretzky auf Manze in Schlesien, Werth 1700 Thaler, dazu 3 schöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 silberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Thaler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Thaler. — Ein Ungenannter 3 goldene Dosen mit Brillanten, Werth 5300 Thaler. — Ein alter Krieger sein einziges Goldstück, Werth 40 Thaler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe.

*) Es wurden 10,000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freischaaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüstet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Kosten eines Jägers zu Fuß auf 60 Thaler, die eines Reiters auf 230 Thaler an, — der Pferdepreis war hoch, — so erhält man die Summe von 1,150,000 Thalern,

Nahe an einander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbeſtellen für die freiwilligen Jäger und das Lützow'ſche Freicorps. Für die Jäger arbeitete Profeſſor Steffens, der als erſter ſich und einen Theil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower ſprach, geſticulirte und ſchrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotiſche Gaben Einzelner ausgerüſtet. Die Beiträge für die freiwilligen Jäger ſammelte Heun, der hier beſſere Geſchichten mit treuer Seele durchlebte, als er ſpäter in ſeinen weichlichen Lieslinovellen den Leſern gegönnt hat. Zwiſchen den Lützowern und den Jägern war ein Wettſtreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegenſatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutſch, ob mehr preußiſch; noch waren es nur verſchiedene Brechungen deſſelben Lichtſtrahls. Auch der alte Gegenſatz des Gemüths, der bereits ſeit dem vorigen Jahrhundert im Bürgerthum erkennbar iſt, wurde ſichtbar: ein weicher, enthuſiaſtiſcher Sinn und höherer Schwung und wieder feſte, umſichtige, beſcheidene Kraft. Die erſtere Richtung vertraten meiſt die patriotiſchen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren, die letztere die Preußen. Nicht gleich war das Schickſal der beiden Freiwilligenbureaux. Aus den 10,000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugetheilt wurden, ging die Kraft des preußiſchen Heeres hervor, ſie waren das moraliſche Element der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Officiercorps, und ſie haben dem preußiſchen Kriege von 1813 nicht nur die ſtürmiſche Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeſchichte etwas ganz Neues war. Die Freiſchaar Lützow's dagegen erfuhr, daß rauhes Schickſal den Schöpfungen höchſter Begeiſterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeiſt an ſie hatte ſich die

---

welche ſicher zu niedrig iſt. Dabei ſind der Sold und die Zuſchüſſe, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

Poeſie der Gebildeten geheftet, ſie enthielt einen großen Theil der deutſchen Studentenſchaft, leidenſchaftlich Erregte, aber ſie ſchwoll ebendeshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienſt im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenſchaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegsthaten entſprachen nicht der hochgeſpannten Erwartung, womit man ihre Rüſtung begleitete, ſie hat ſpäter einen Theil ihrer tüchtigſten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Officieren war der Dichter, der vor andern beſtimmt war, kommenden Geſchlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Liede zu überliefern, er ſelbſt von vielen rührenden Jünglingsgeſtalten jenes Kampfes eine der reinſten und herzlichſten im Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige ſich die Ausrüſtung zu beſorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöſe aufgeregter Maſſen. Kurz und ernſthaft that jeder ſeine Pflicht, ebenſo er ſelbſt. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zuſammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, ſeine Armatur zu finden. Hatte er zwei Röcke, ſo ließ er als Lützower ſchnell den einen ſchwarz färben und zurichten, ſein größter Kummer war, ob die Patrontaſche auch zur Zeit fertig würde. Fehlte ihm alles, und konnte ihm das Bureau nicht ſogleich den Bedarf geben, ſo wagte er nur ſelten ein Zeitungsinſerat, in dem er bat. Sonſt hatte ihm das Geld ſo wenig Bedeutung als ſeinen Kameraden. Er behalf ſich dürftig, was lag jetzt daran, für tönende Phraſen und patriotiſche Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja geſpreizt einherging in kriegeriſchem Putz, wurde verlacht, alles Renommiren und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeiſterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfniß des lauten Ausdrucks. Schon damals ſtieß das Wichtigthun und die Schau-

ſpielerei des eifrigen Jahn Viele ab, kurz darauf brachte ihn dieſelbe Unart ſogar in den Ruf eines Poltrons.

In Manchen war ein Zug von ſchwärmeriſcher Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Beſſern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichs ſei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewiſſe feierliche Ruhe. In ſolchem Sinne that er emſig, ehrbar, gewiſſenhaft ſeinen ernſten Dienſt, übte ſich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er ſang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch dieſe Lieder erwärmten ihn, weil ſie ernſt und feierlich waren, wie er ſelbſt. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrſchte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müſſe, ſeine Pflicht bis zum Aeußerſten thun, auch den beſchwerlichen Mechanismus des Dienſtes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er ſich muſterhaft halten müſſe, als Beiſpiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm ſtanden. Er war entſchloſſen, ſtreng wie er gegen ſich war, auch auf die Ehre ſeiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege ſollte keine Frechheit und keine Roheit der alten Soldaten die Sache ſchänden, für die er focht. Er mit ſeinen „Brüdern" hielt ſelbſt das Ehrengericht und ſtrafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzoſe gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu ſeinen Vorleſungen, zu den Acten, in die Arbeitsſtube. Denn dieſer Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt ſtand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er über's Jahr wieder ſein, was er vorher geweſen.

Neben ſolche Freiwillige trat der alte Officier aus der Zeit der Adelsherrſchaft und des Stockes. Er hatte ſeine Pflicht im unglücklichen Kriege gethan, er war vielleicht als

Gefangener, ausgeplündert, abgeriſſen durch die Straßen Berlins geſchleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Fauſt gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigeſprochen, aber auf elendes Wartegeld entlaſſen worden. Seitdem hat er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirſcht, wenn die fremden Sieger ebenſo übermüthig auf ihn herabſahen, wie einſt er ſelbſt auf die Civiliſten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit ſeinen Schickſalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehauſt, in unordentlichem Haushalt; einige von den Fehlern des alten Officierſtandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrſchende Empfindung ſeiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unſicherer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in ſeinem Haupt hatte die Zeit der Knechtſchaft einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend ſein Wiſſen war, und er hatte in ernſten Stunden etwas für ſeine Bildung gethan, er hatte gelernt und geleſen, auch er war durch das edle Pathos Schiller's begeiſtert worden. Aber er ſah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodiſchen Krieger, die jetzt vor ihm im Gliede ſtehen ſollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch ſehr lebendig, das ungeſchulte Weſen mit ſeinen hohen Anſprüchen verletzte ihn. Derſelbe Gegenſatz ſtieß ſich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Compagnie. Es iſt eine der merkwürdigen Erſcheinungen dieſes Krieges, daß er ſo gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten ſchnell militäriſchen Gehorſam und wie werthvoll die Dienſtkenntniß ihres Vorgeſetzten ſei; und der Officier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er ſonſt ſeine Mannſchaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger

mit dem Arzt darüber ſtritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen ſei, oder wenn ſeine Gemeinen beim Bivouakfeuer etwa in Erinnerung an juriſtiſche Collegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältniß, in welches ein Koſak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen ſei. Im ganzen erwies ſich die Miſchung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leiſtungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß ſie jetzt erſt erfuhr, was ſie einem ſolchen Volke als Pflicht zumuthen dürfe. Die großartigen Dimenſionen, welche der Kampf annahm, die imponirende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieſer Staat durch die Bedeutung ſeines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den erſten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraſchte. Durch ihn erhielt die Regierung den Muth, die Kräfte ſo hoch zu ſpannen, wie ſie gethan. Daß Oſtpreußen außer ſeinem Contingent zum ſtehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, faſt ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgeſtellt hatte, nur dieſe ungeheure Kraftentwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl ſeines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weiſe gehorſam und willig ſchuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüſtete und verpflegte, iſt wieder nur ein Theil ſeiner Anſtrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl ſeines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegeriſchen Ausſehen, welches ſie durch die Schlachten und die ſpätere Organiſation erhielt.*) Ihre Mannſchaft be-

*) Für Mehres iſt der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrath Häckel zu Dank verpflichtet.

ſtand aus ſolchen, welche zum Dienſt im ſtehenden Heere nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Loos und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erſte Kriegsfeuer der Nation, zum größten Theil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des ſtehenden Heeres ergänzt hatte, ſo wären die Elemente der Landwehr wahrſcheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit geweſen, wenn nicht auch hier ein Theil der Beſitzenden ſich freiwillig eingereiht hätte. Es war die ſchwere Maſſe des Krieges, die Gemeinen meiſt Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte, ältere Officiere auf Halbſold, und wer ſonſt durch das Vertrauen ſeines Kreiſes gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zuſammengewürfeltes Material für den Felddienſt, viele der Officiere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüſtung war im Anfang nur unvollkommen, ſie wurde — bis auf einen Theil der Waffen — von den Kreiſen beſchafft: die Litewka, lange Hoſen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im erſten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Piſtole, Säbel und Pike. In der Kreisſtadt wurde die Mannſchaft eingereiht, exercirt und nothdürftig ausgerüſtet; bei der Eile geſchah es, daß Bataillone zum Heere commandirt wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Ausſehen mehr einem Haufen Räuber als geſetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch ſie willig, oft mit Geſang und dem kräftigen Hurrah, das ſie von den Koſaken angenommen hatten. Durch einige Wochen ſah die Linie, zumal der alte Officier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, niemand grimmiger als der ſtrenge York. Als ſich der würdige Oberſt Putlitz zu Berlin ein Landwehrcommando ausbat, er, der ſchon tapfer in der franzöſiſchen Campagne gefochten und im Jahr 1807 ein Schützencorps im

ſchleſiſchen Gebirge geſammelt hatte, — da fragten ihn die Stabsofficiere ſpöttiſch: ob er ſich denn mit dieſen Haufen zu ſchlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der tapfere General die Zeit, in welcher er Landwehr commandirt, für die glücklichſte ſeines Lebens. Denn in keiner neuen Organiſation des Heeres hat ſich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes ſo glänzend bewährt, als in dieſer. Dieſe Bauerknaben und linkiſchen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverläſſige und tapfere Soldaten. Es iſt wahr, ſie haben unverhältnißmäßigen Verluſt an Menſchen gehabt, ſie haben auch in ihrem erſten Zuſammentreffen mit dem Feind nicht immer feſte Haltung gezeigt, ſondern den ſchnellen Wechſel von Zagheit und Muth, welcher jungen Truppen eigen iſt; aber ſie haben, vom Pfluge und von der Werkſtatt zuſammengerufen, ſchlecht bekleidet, ſchlecht geübt, ſchlecht bewaffnet, wie ſie waren, ſchon in den erſten Wochen alle ſchwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen thun müſſen. Daß ſie das überhaupt vermocht, und daß ſich ſchon damals einzelne Bataillone ſo brav geſchlagen, daß ſogar ihr Gegner York ſie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies iſt, ſoviel bekannt, in der Kriegsgeſchichte unerhört. Bald waren ſie von den Truppen der Linie nicht zu unterſcheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerſt die Männer der Landwehr ſelbſt, welche ſich dem Rufe ſtellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinſten Orte, entlegene Landkreiſe, trugen ihren Theil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn ſie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geſchäfte in den Kreiſen: eine Kreiscommiſſion aus zwei Rittergutsbeſitzern, einem Städter, einem Landbewohner gebildet, der Landrath des Kreiſes und der Bürgermeiſter der Kreisſtadt waren faſt immer die eifrig-

ſten Mitglieder. Und es war allerdings eine Thätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war, außergewöhnliche Kraft wach zu rufen. Die Reſte der franzöſiſchen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Ruſſen, durch mehre Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Roheit und Wildheit der neuen Bundesgenoſſen, deren Subalternofficiere zum großen Theil nicht beſſer waren als ihre Leute, lüſtern nach Branntwein und wenigſtens bei den irregulären Truppen ebenſo räuberiſch und weit brutaler. Bald lernte der Kreiscommiſſar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkaſten mit den Thonpfeifen ſtand geöffnet in der Amtsſtube, es war ein endloſes Kommen und Gehen der ruſſiſchen Officiere, ſie ſtopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unſchädliche Bier. Kam die Roheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, ſo lernte der preußiſche Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen ſchlagen, mit dem Kantſchu, den ihm vielleicht ein ruſſiſcher Stabsofficier zurückgelaſſen hatte, damit er mit ſeinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzoſen das Hoſpital der Stadt, die Baſchkiren bivouakirten mit ihren Filzmützen auf dem Marktplatz, die Einwohner zankten ſich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Ruſſen Lebensmittel und Fuhren requirirt, Couriere, ruſſiſche und preußiſche Officiere forderten Vorſpann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben ſeien, kein Knecht zu finden und eine Beſtellung des Ackers unmöglich. Und in ſolchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, dictatoriſch und gewaltſam, wie es die Zeit verlangte, und nicht immer praktiſch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher ſollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patrontaſchen und Sättel, ſo viel hundert Paar Stiefeln und Schuhe, ſo viel hundert Stück

Tuch, ſo viel Sättel, alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unſichere Anweiſungen. Die Handwerker aber waren zum größten Theil arme Leute, ſelbſt ohne Credit, wie ſollte der Rohſtoff beſchafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in dieſen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienſt, der jetzt grade kam, verſäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermuth, welcher ſich in Gaben bethätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieſer großen Zeit das Hohe und Schöne; aber nicht minder ehrenwerth war die aufopfernde, anſpruchsloſe und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tauſend Kleinen, welche, jeder in ſeinem Kreiſe, in der Stadt, im Dorfe für dieſelbe Idee des Staats arbeiteten bis an die äußerſten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöſt iſt die Frage, welche militäriſche Bedeutung in einem civiliſirten Lande die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Geſetz über Errichtung des Landſturms. In dem erſten Erlaß (21. April) iſt eine faſt fanatiſche Strenge, die bei der ſpätern Aufnahme in die Geſetzſammlung (24. Juli) ſehr gemildert wurde. Das Edict übte eine große moraliſche Wirkung, es war eine ſcharfe Mahnung an den Säumigen, daß es ſich jetzt für Alle um Tod und Leben handle. Es hat durch ſeine drakoniſchen Paragraphen auch dem Feind imponirt. Aber es wurde ſogleich nach ſeinem Erſcheinen von unbefangenem Urtheil ſcharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktiſche Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegeriſches Volk, aber ſie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig, wie wol jetzt. Neben dem ſtehenden Heere ſaß vor Einführung der allgemeinen Dienſtpflicht der friedliche Bürger ohne jede Uebung in Waffe und Maſſenbewegung, höchſtens die alten Schützengilden hantierten mit alterthümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk ſeine geſammte kampffähige Mannſchaft in's

Feld gesandt, hoch war bereits die Kraft gespannt, jede Familie hatte abgegeben, was sie von kriegerischem Muth besaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedieß unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, waren durchaus nicht vorzugsweise befähigt, tapferen Waffendienst zu thun. So war es kein Wunder, daß grade dieses furchtbare Gesetz die heitere Kehrseite der großen Zeit zu Tage brachte, neben unendlichem gutem Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten solle, dem andringenden Feinde zu widerstehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollten, war nach dem Herzen der Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sklavensinn zeige, solle als Sklave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen: was ist Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feinde besetzt war, irgend Schauspiel, Ball, Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch, als deutsch.

Dennoch sah das Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten weg, und rüstete sich zum Sturme. Schon vor dem Erlaß war in Ostpreußen durch patriotischen Sinn hier und da Aehnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete sich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Lande. Begonnen wurde die Organisation fast überall,

durchgeführt an mehren Orten. Die Fanale wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schleſien ragten die Lärmſtangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Theertonne genagelt war, mit getheertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Poſten die Wache; ſie haben mehr als einmal ihren Dienſt gethan. Jede Art Waffen wurde zuſammengeſucht, Jagdflinten und Piſtolen, was auch §. 43 der Verordnung klug vorausgeſehen hatte, wenn er beſtimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die Beſitzer von Feuergewehren beſtändig Pulver und Blei hinreichend vorräthig haben müſſen.“ Wer kein Gewehr hatte, ließ ſich, wie eben erſt die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen; in Compagnien wurde exercirt, die Fleiſcher, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erſte Glied des Fußvolks waren Lanzenträger, das zweite und dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geiſtigen Führer des Volkes mit gutem Beiſpiel voran, ſie wußten wohl, daß das nöthig war. Es wurde grade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn ſie nicht mehr in der erſten Jugend lebten. In Berlin ſaßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausſchuß, beim Landſturm war niemand eifriger als Fichte, ſeine Pike und die ſeines Sohnes lehnten im Vorſaal an der Wand, und es war eine Freude den eifrigen Mann zu ſehen, wenn er auf dem Exercirplatz die Waffe ſchwenkte und zur Attake ausfiel. Man hatte ihn zum Officier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exercirten in derſelben Compagnie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterſcheiden, er erklärte das für das Schwerſte. Rühs war in derſelben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß ſie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen ſahen. War dann ein-

mal von dem Zuſammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie ſich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf ſeinen Spieß gelehnt, und ſagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr ſeid von Natur herzhaft.“*)

Und ſollte der Landſturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechthaltung der Sicherheit im Kreiſe, oder zum Dienſt im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Feſtungen, welche noch von Franzoſen beſetzt waren, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt gerieth in ſtürmiſche Bewegung. Aengſtlich packten die Hausfrauen Speiſe und Trank, Bandagen und Charpie in die Torniſter, — denn nach §. 42 des Reglements durfte niemand Torniſter, Brotſack und Feldflaſche vergeſſen, und nach §. 54 war es ſeine Pflicht, Proviant für drei Tage bei ſich zu tragen, — und nicht ſelten empfanden die weiblichen Einwohner, wie die Frau eines Meſſerſchmiedes in Burg, welche vor dem Commando die Erklärung abgab, ihr Mann müſſe zurückbleiben, denn er ſei der einzige Meſſerſchmied im Orte, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte ſich zu verſtecken. Er aber wurde von andern Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erſpürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgeſtraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnert ſich noch der Begeiſterung, mit welcher auch die Knaben rüſteten. Die größeren traten ebenfalls in Compagnien zuſammen und bewaffneten ſich mit Piken. Auch der kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taſchen voll Steine,“ — die trug er gegen die Franzoſen fortwährend mit ſich herum.**) Und keine Beſtimmung der Landſturmordnung fand bei dem heranwachſen-

*) Nach Familienerinnerungen.

**) Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrath Tepler, der ſelbſt als Knabe mit dem Landſturm gegen die Franzoſen in Magdeburg zu Felde zog.

den Geschlecht so eifrigen Gehorsam, als §. 50: „Jeder Landstürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit sich, um sich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verständigen.“ Durch angestrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen schrille Töne entlocken, und es ist Grund zu der Annahme, daß der virtuose Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerst durch den Franzosenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unserer Jugend gefügt wurde. — Nur selten hat der Landsturm im Jahre 1813 militärischen Dienst geleistet. Er hat öfter die Landkreise von marodirendem Gesindel gesäubert, hat Wachen und Botendienste verrichtet; ernste Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wol nur in demselben Büren gethan, welches schon unter Friedrich II. seine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsmedaille. Aber fest haftet noch heut im Volk die Erinnerung an diese Einrichtung des großen Jahres, sie ist lebendiger geblieben, als andere von machtvollerer Wirkung. Noch heut rühmt sich der Alte, der damals nicht mit im Felde lag, daß er wenigstens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hat. So ziemt auch den Söhnen daran zu gedenken. Denn von da an wurde in anderen Formen und mit strengerer Zucht der allgemeine Waffendienst des Volkes Stolz und Vorzug der deutschen Wehrkraft.

Während aber in den Städten daheim das gefahrlose Spiel dicht bei furchtbarem Ernste lag, war doch Ohr und Auge eines Jeden unabläſſig in die Ferne gerichtet. Der wilde Krieg hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geschick des Vaterlandes sorgten unabläſſig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Posttag, der nicht bedeutungsvolle Ereigniſſe verkündete. Das eigene Leben schwand fast dahin vor der Sehnsucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne sah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken.

An der Thür des Rathhauses, in der Kirche, im Theater, wo sich irgend Menschen zusammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen, weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchthürme, zuerst eine Kunde zu erspähen. Und als der Geschützdonner schwieg und die frohe Botschaft durch die Landschaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde stolz gerühmt, vor allem die tapfere Batterie, welche mit Geschütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zusammenschlugen; dann die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf, wackere Lithauer, welche die geputzten rothen Husaren aus Paris beim ersten Ansprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für seine armen abgebrannten Leute sammelte und sich dabei entschuldigte, daß er in solcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerst durch den Krieg gelitten hatten.

Lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Massen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in schnellem Wechsel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe Noth thue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und ein Charpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen schnitten Binden, der Lehrer sogar schnitt in der Schule mit der Papierscheere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptstädten wurden große Lazarethe eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftstellerinnen, wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazareth Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Das Lazareth war durch die heimkehrenden Franzosen zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Gattin Fichte's graute vor dem Furchtbaren, er aber suchte sie in seiner großen Weise festzuhalten. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen; er pflegte die Erkrankte, wurde angesteckt und fand selbst den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in seiner menschenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußischen Patrioten gewesen, jetzt stritt ihr Hausherr als märkischer Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um sein Geschäft, um ihre kleinen Kinder, das alles nahm der tapferen Frau nicht Muth, nicht Zeit; vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer war sie in der aufregenden Thätigkeit, unermüdlich theilte sie sich zwischen dem Hause und der Krankenpflege, unzerstörbar erschien ihr selbst ihr Leben.*) Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenossen war dieser Eifer natürlich und selbstverständlich. In ähnlicher Weise haben deutsche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbstverleugnung, opferfreudig, in stiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren geflossen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich grade die Klügsten einige Wochen finster in die Zu-

*) Sie starb 1864 in Berlin als Mutter eines großen Geschlechts.

kunft ſchauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbſtgefühl und den gehobenen Entſchluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundſtimmung. Jeder ſah, daß die preußiſche Kraft in dieſem Feldzug unvergleichbar ſtärker war, als im unſeligen letzten Kriege. Nur noch wenig ſchien an Stärke zu fehlen und man warf den Tyrannen; wenn man die Anſtrengung noch um etwas erhöhte, ſo mochte er hinweggeſchleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbſt wurde über den Empfang quittirt. Die Ausrüſtung der Landwehren wurde beendet, überall ſchnitt, nähte, pochte der Handwerker für ſeinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenſtoß, Flut und Rückſchlag; hart drängten die Heere, bald ſah man vom Thurm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landſchaften im Weſten von Berlin und Breslau erfuhren jetzt ſelbſt das Schickſal des Krieges. Ach, ſeine ſchrecklichen Bilder ſind dem Deutſchen nicht fremd, bis zur Zeit unſerer Väter haben ſie faſt jeder Generation deutſcher Bürger die Seele erſchüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es iſt ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Thoren ſtehen lauſchende Haufen, wenig wird geſprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Thürme, vom Giebel der Häuſer, welche dem Kampfplatz zu liegen, ſpähen die Augen der Bürger ängſtlich in die Ferne. Am Rande des Horizonts liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es ſich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächſten Dörfern von der Landſtraße ſeitab führen, bewegen ſich dunkle Haufen. Es ſind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zuſammenraffte, nur Wenige vermögen

ihre Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde ſind ihnen ſchon ſeit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängſtlichem Schlag ihre Heerden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinſten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen ſtürmt ein Reiter durch das Stadtthor und wieder einer. Die Unſern ziehen ſich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angſtvoll rennt das Volk in die Häuſer und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Geſpann beſitzt, reißt die Roſſe zur Deichſel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die werthvollſten Kiſten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Thoren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menſchen. Iſt ein ſumpfiges Bruchland, ſchwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, ſo geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verſtecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgeſucht. Dort ſammeln ſich große Schaaren, enge gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt ſich der Städter und der Landmann durch mehre Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauſte die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde, ihr treuer Seelſorger, Senftleben, begleitete ſie und hielt in der Wildniß auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft.*)

Wer aber in der Stadt bei ſeinem Eigenthum oder in ſeiner Pflicht zurückbleibt, der iſt eifrig die Seinen und die Habe zu verſtecken. Lange iſt der Fall überlegt und erfinderiſch ſind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den beſonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil ſie durch preußiſchen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In ſolchem Fall tragen

*) Aus dem Tagebuch des Paſtor Fricke in Bunzlau.

die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken escortirt. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut postirt sich, am Thor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wornach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Thor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schnellen Trabe vor, die preußischen Tirailleurs ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen. Draußen am Thor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleurs begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Thüren geschlossen, aber hinter Vorhang und Thor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserflut stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Hausthüren, öffnet sich eine Thür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche

Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewaltthat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Werthvolles und Werthloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathhaus geschleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Fourage und über eine unmögliche Contribution, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Corps um die Stadt, so bivouakirt auch wol ein Bataillon auf dem Markt. Schnell ist der Franzose eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, zum Brennholz zerschlägt er die Thüren und Möbeln, häßlich dröhnt das Krachen der Aexte in den Balken und Schränken der Häuser. Hell flackern die Lagerfeuer auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Thor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Thore seiner Scheuer finden;

kaum erkennt er die Stelle, wo ſein eigner Garten war, denn mit Lagerſtroh und wüſtem Unrath, mit dem Blute und Eingeweide geſchlachteter Thiere iſt der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuſer des nächſten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umriſſe der Dächer nicht mehr, nur die Wände ſtehen, wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, ſolche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wol manchem der Muth. Auch dem Begüterten wurde jetzt ſchwer, den Seinen nur das Leben zu friſten. Alles war aufgezehrt und verwüſtet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man ſenden, den Hunger zu ſtillen. Aber der Menſch wird bei einer ſchnellen Folge großer Ereigniſſe kälter, zäher, härter gegen ſich ſelbſt, der ſtarke Antheil, welchen jeder Einzelne an dem Schickſal des Staates nahm, machte gleichgiltiger gegen die eigene Noth. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle ſchlägt zurück. Wieder dröhnt der Geſchützdonner, raſſeln die Trommeln. Die Unſeren ſind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die weſtliche Vorſtadt hält, dringen die preußiſchen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es iſt junge Landwehr, die heut ihre Blutaufe erhalten ſoll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, ſie ſchlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häuſern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die erſten Compagnien dringen vor, an demſelben Thor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt ſtürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen ſetzen ſich in den Häuſern der Vorſtadt feſt und ringen um den Eingang in

die Straßen. Schwer verwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Muth entsinken, aber die Officiere, auch sie vielleicht zum ersten Male vor dem Handgemenge, springen vor: „Vorwärts, Kinder, das Vaterland ruft!“ schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Oberthor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markte führt, so wirft sich ihm eine Compagnie Landwehr mit lautem Hurrah entgegen, treibt ihn zum Thore hinaus und hält das Thor fest.*)

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Thüren und Fenster, die Toten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft seines Verstecks zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder in's Lazareth. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da

*) Scene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mittheilung eines Augenzeugen.

bewegt ſich im heißen Sonnenſchein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Koſaken escortirt. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorſtadt wird kurze Raſt geſtattet. Erſchöpft, wund, halb ohnmächtig legen ſich die Gefangenen in den Staub der Landſtraße, es iſt der zweite Tag, daß ſie nicht Speiſe, nicht Trank erhalten; nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber geſtattet, mit Schlägen und Lanzenſtößen haben ſie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen dieſe mit ausgeſtreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und theilnahmvoll umherſtehen. Es iſt in der Mehrzahl junges Franzoſenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Geſichter. Wieder eilen die Bürger mit Speiſe und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Ruſſen hungern ſelbſt, ſie ſtoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaſchen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe ſpringt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinſten wanken tapfer von Mann zu Mann und theilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter.*) Denn der Koſak thut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutſche aber iſt auch gegen ſeine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in ſein Haus geholt hat, wie treu und ſorglich pflegt er ihn! Er iſt dem Hauſe wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs ſteht. Das beſte Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, ſelbſt überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

*) So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rothe Huſaren, lagen in der Vorſtadt neben dem Galgenteich.

Denn das ganze Volk fühlte ſich wie eine große Familie. Der Unterſchied der Stände, die Verſchiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinſam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgetheilt. Die Fürſtentochter ſtand neben der Frau des Handwerkers in demſelben Verein, und beide beriethen eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feſte Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in ſeiner Reſſource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wol täglich vom Gute nach der Stadt, um bei ſeinem neuen Freunde, dem Rathsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebſte war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, ſicherer, beſſer wurden die Menſchen in dieſer Zeit, die grämliche Pedanterie des Beamten, der Hochmuth des Edelmannes, ſelbſt der mißtrauiſche Eigennutz des Bauern waren den meiſten wie Staub von gutem Metall weggeblaſen, Selbſtſucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergeſſen, der Kern der Menſchen war für alle ſichtbar zu Tage gekommen. Wie ſich jeder gegen den Staat gezeigt, darnach wurde er beurtheilt. Ueberraſcht ſahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch' kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Rathgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer ſich aber ſchwach gezeigt, dem gelang es ſelten, das Vertrauen ſeiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, ſo lange die Generation lebte. Und dieſe freie und großartige Auffaſſung des Lebens, der herzliche geſellige Ton und der unbefangene Verkehr verſchiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Aeltere der Mitlebenden wiſſen wol davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenſtillſtande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Denne-

witz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherren sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter an's Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete" ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Uebung darin und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Aermste sparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wol auch ein Tansparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volke dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseit der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landestheilen, auch an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen.

Sie umfaßte die Landschaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff sie nur Einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umwege das Bedürfniß zu innigem Anschluß an den größeren Theil der Nation erhalten. Für Oesterreich aber war dieser Krieg ein Act politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend, der im ersten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Begeisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseit des Rheins über den alten Thoren von Cleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Interessen brüderlich verbunden. Es hat zum ersten Mal, seit es eine deutsche Geschichte giebt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den Interessen der Dynastien und dem Hader der Regierungen die Existenz einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Theilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Interessen, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Antheil an der Arbeit

dieſes Jahres, das wird ihnen das übrige Deutſchland nie vergeſſen.

Uns aber, den Söhnen des Geſchlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unſerer Väter zu verkleinern, weil ſie auch uns zu thun übrig ließen.

Faſt allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Beſitz ihres ſpätern Lebens, vielen umgab ſie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tauſenden wurde daſſelbe empfunden, was der warmherzige Arndt ausſprach: „Wir können nun zu jeder Stunde ſterben, wir haben auch in Deutſchland das geſehen, weswegen es allein werth iſt zu leben, daß Menſchen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigſten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als ſeien ſie nichts.“ —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das ſpätere Geſchlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiſerne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es iſt auch in mäßigem Kirchſpiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in dieſen Blättern verſucht wird, aus den Worten vergangener Menſchen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher ſie athmeten, ſo ſoll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1813 mitgetheilt werden.

„Unſer Sohn George wurde am 2. April in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des erſten Pommerſchen Regiments focht er nach dem Zeugniß ſeines braven Chefs, des Hrn. Majors von Borcke, nahe bei dieſem mit Muth und Entſchloſſenheit und ſtarb ſo den Tod für Vaterland, deutſche Freiheit, Nationalehre und unſern geliebten König. Ein ſo ſchneller Verluſt iſt hart, aber es iſt tröſtend, daß auch wir einen

Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Nothwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrath

und

Ober-Commissarius Häse und seine Gattin.“*)

Auch der Theil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe. Als der Lützower Gutike**) im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirthin in Trauer; sie machte sich schweigend um den Gast zu thun, und sagte endlich mit der Hand nach der Erde weisend: „Ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei.“ Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.

*) Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

**) Gestorben als praktischer Arzt in Halle. Die Mittheilung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

10.

Erkrankung und Heilung.

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Felde lagen, war ihre Hoffnung, einst in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So schrieben sie ihren Lieben in die Heimat. Aber es ist zuweilen leichter für die Freiheit zu sterben, als für sie zu leben.

Wenige Jahre, nachdem der Sieg erfochten war und Napoleon als Gefangener auf fernem Felseneiland saß, sagte Schleiermacher auf der Kanzel seiner Gemeinde: „Es war ein Irrthum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten schuldlose und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben.“ Und Spione der Polizei schrieben diese Worte nach und vergaßen nicht ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche gewesen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Communion am Altar niedergekniet wären und inbrünstig gebetet hätten.*)

Der tapfere Arndt wurde belauert und entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotischen

*) Z. B. am 14. November 1819.

Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt, Polizeibeamte drangen in den Frieden ihres Hauses, ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt. Eine Immediatcommission verfuhr mit roheſter Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyranniſch, heimtückiſch wie eine ſpaniſche Inquiſition.

Es iſt ein trauriges Blatt der deutſchen Geſchichte. Die unabhängigen Charaktere zogen ſich verſtimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meiſten Staaten Deutſchlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfange des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg dictirt, nicht lange, und ſein politiſcher Einfluß auf die Geſchicke Europa's ward geringer, als er unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm geweſen war. — Als das Volk ſich zum Kriege gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden ſolle, wenn die Unabhängigkeit des deutſchen Landes geſichert wäre. Es brachte ſelbſt eine maßloſe Hingabe in den Streit, es ſetzte ähnliche Geſinnung bei allen voraus, welche die Zukunft zu geſtalten hatten, bei ſeinen Fürſten, ſogar bei den verbündeten Mächten. Kaum Einem war deutlich, wie das neue Deutſchland eingerichtet werden könne. Wer klarer ſah, erkannte ſchon im erſten Jahr des Krieges, daß eine Neubildung Deutſchlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen ſei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotiſche Heer Blücher's hatte darüber zu entſcheiden, ſondern nach Lage der Sache die Dynaſtien und Cabinette von ganz Europa. Oeſterreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das engliſche Hannover, Frankreich, Schweden, vor allen Rußland, jeder ſuchte dabei ſein Intereſſe zu wahren. Der Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſterreich brach ſchon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anſtrengung ſich wieder eine achtungswerthe Stellung in Deutſchland er-

kämpft, aber ſie waren weder in der Empfindung des Volkes noch der Cabinette die Partei, welche zum Principat berufen war. Kaum ein Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Oeſterreich von einem neuen Bundesſtaat auszuſchließen, ja die Preußen ſelbſt dachten nicht daran.

Wir wiſſen, daß ſchon deshalb die deutſche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter ſeinem Kaiſer nicht wieder hergeſtellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verſtehen, den Zeitgenoſſen war das Gefühl der Enttäuſchung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage ſchwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl ſchon damals von einer ſchwärmeriſchen Sentimentalität erfüllt geweſen, ſie hatte der ſchlechten Wirklichkeit gern poetiſche Bilder von alter Herrlichkeit des deutſchen Reichs gegenübergeſtellt; dieſe „Deutſchthümler," wie ſie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung ſelbſt ohne beſonderen Einfluß geweſen, der große Bart Jahn's wurde ſelten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, ſämmtliche Fremdwörter aus der militäriſchen Sprache zu verbannen. Jetzt nach dem Frieden zogen ſich dieſe Enthuſiaſten, meiſt Nichtpreußen, auf den deutſchen Univerſitäten in kleine Gemeinden zuſammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und beriethen eifrig, ſie waren einverſtanden, daß etwas Großes geſchehen müſſe, ſie waren bereit Gut und Leben daran zu ſetzen. Nur was zu thun ſei, blieb unklar. Ueber Stimmungen und ſchwankende Projecte kamen ſie nicht heraus. Politiſch betrachtet war dieſe Bewegung ungefährlich, erſt die gehäſſige Verfolgung durch die Regierungen ſtachelte den Haß und Widerwillen, und verdüſterte Einzelnen die Seele bis zu fanatiſchem Entſchluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutſchen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf ſich. Der König

hatte verſprochen, ſeinem Volke eine Verfaſſung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte ſich das preußiſche das Recht auf einen Antheil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es ſeinem Könige den Staat wieder emporgehoben. Hätte der größte Staat Deutſchlands durch geſetzliche Formen die Möglichkeit einer politiſchen Entfaltung ſeiner Kraft erhalten, ſo wäre jeder verſtändige Preuße ſehr bald befriedigt worden. Preſſe und Tribüne hätten allmählich in dem loyalen Volke das Gefühl des Gedeihens und eines ſichern Fortſchritts verbreitet, offen hätten die Gegenſätze einander bekämpft; auch die, welche für Deutſchland mehr forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten ſich eng an Preußen angeſchloſſen. Der Charakter der Deutſchen hätte ſich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menſchenalter anhängen ſollten. Auch durfte der Staat ſelbſt die Theilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenigen Jahren dem Untergange nahe gebracht, zurückfallen ſollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttauſenden leidenſchaftlicher Antheil an dem Staate aufgeblüht war, für die Krone ſelbſt eine Verfaſſung die ſicherſte Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einſichtsloſes und willenloſes Volk, über deſſen Schickſal ein Einzelner ſelbſtwillig verfügen mag.

Der König aber, welcher in der alten Weiſe mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war grade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn ſein Wille noch ſo rein war, das Werkzeug einer ſchädlichen Faction, ein Opfer fremder Einflüſſe zu werden. Grade er bedurfte gegen die Uebermacht Rußlands, die diplomatiſche Ueberlegenheit Oeſterreichs ein ſtarkes Gegengewicht. Er konnte das nirgend finden, als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung ſeines Staates berieth.

König Friedrich Wilhelm III. empfand ſelbſt, ſo lange er lebte, nicht das Mißverhältniß, in welches er zu dem Bedürf-

niß ſeiner Zeit getreten war; ſein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volkes, und die Privattugenden ſeines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch der nachwachſenden Generation verehrungswürdig. Aber ſein Nachfolger ſollte furchtbar darunter leiden, daß er ſelbſt, ſeine Beamten, ſein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachſen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuſchte Hoffnung ſo ſtill ertrugen, und daß, während ſchon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegen einander kämpften, der große Staat ſo leblos dalag, das hatte außer der Pietät gegen die Hohenzollern noch einen anderen Grund. Das Volk war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das äußerſte erſchöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, ſeine Aecker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur das lebende Inventarium der Güter wieder vollſtändig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verſchuldet. Die Preiſe der Landgüter ſanken tiefer, als ſie vor 1806 geſtanden hatten, es kam vor, daß Rittergüter durch mehre Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Beſitzer das lebende Inventarium verdorben hatte, und daß wiederholte Verſteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Induſtrie waren unter der Continentalſperre verkommen, denn die alten Abſatzwege für Linnen, Tuche und Eiſenwaaren, die drei großen Induſtrien Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten ſie in Beſitz genommen. Und auch hier fehlten die Capitalien. Der Verkehr mit dem ſlaviſchen Oſten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch das neue ruſſiſche Handelsſyſtem allmählich faſt ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmniß wurde der Verbrauch von Menſchenkraft durch den Krieg. Die geſammte Jugend war unter den Waffen geweſen, ein Theil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Ueberlebenden aus ihrer bürger-

lichen Laufbahn herausgeriſſen. Viele blieben zuletzt doch im Heere, — wol der dritte Theil der preußiſchen Officiere, welche in den nächſten dreißig Jahren das Heer führten, beſtand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu ſeinem frühern Beruf zurückkehrte, der fand ſich zurückgekommen, ſeine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war zuletzt froh, beſcheidener Beamter zu werden und in dem armen Lande für ſich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm ſelbſt hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an ſoldatiſchen Gehorſam nicht die Kraft verringert, wol aber die friſche Wärme, welche eroberungsluſtig in das Leben ſieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrſcheinlich mit Geduld und Pflichttreue; aber in den beſchränkten Verhältniſſen, in die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweiſe an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Generation verwendet. Und die Jugend, welche in ihren Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vortheil, große Eindrücke, Begeiſterung und Hingebung zu erhalten.

Dieſe Leiden laſteten am ſchwerſten auf den alten Landestheilen. Der neue Erwerb aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anſpruch, bevor er ſich dem preußiſchen Weſen befreundete.

Offenbar waren freie Preſſe und eine Verfaſſung das beſte Mittel, auch dieſe Schwäche ſchneller zu heilen, ein Gefühl der Geneſung und Zuſammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeiſterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Thau der Wolken. Je weiter ihre Entwicklung fortſchreitet, deſto größer werden ihre Anſprüche auf erhebende Ideen und gemeinſame geiſtige Intereſſen. Damals als die Reformation zuerſt das Volk zu einem geiſtigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich geweſen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle

Proceſſe des Gemüths, jede menſchliche Thätigkeit war ſtärker geworden. Und als das erwachte Bedürfniß nach einem gemeinſamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des deutſchen Reiches gefunden hatte, war das Volk erſchlafft und ſchlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürſt wenigſtens einem Theil der Deutſchen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Antheil an dem Geſchick eines Staates, welcher Friedrich's Zeitgenoſſen erhob, die Befreiung der Geiſter von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortſchritt geweſen, wieder hatte dieſer Fortſchritt die entſprechende Erweiterung der gemeinſamen Intereſſen, Verſtärkung der politiſchen Bewegung für ſich gefordert. Aber in dem geiſtloſen und kraftloſen Regieren der nächſten Generation war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum dritten Mal der größte Theil der Deutſchen einen neuen Fortſchritt gemacht, mit Gut und Blut hatte ſich das Volk für ſeinen Staat erhoben, leidenſchaftlich war ſein Bedürfniß geworden, um das Vaterland zu ſorgen, bei ſeinen Schickſalen mitzuwirken. Und da dieſe Sehnſucht wieder keine Befriedigung fand, ſank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die Folge.

Faſt auf jedem Gebiete des idealen Lebens war das beginnende Siechthum zu erkennen; ſogar in der Wiſſenſchaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutſche Wiſſenſchaft umfaßte; neue Disciplinen waren in überraſchender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdtheil, deſſen Geſchichte, Leben, Kunſt, Sprache nicht erforſcht wurde. Vor allem die Vergangenheit der Deutſchen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unſerer Volksſeele, von welcher eine Spur übrig geblieben iſt, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Beſonderheit verſtanden. Rings

um den deutschen Forscher erhoben sich aus dem Boden die Geister der Nationen, welche einst gelebt; was jeder eigenthümlich war, was allen gemeinsam ist, das Walten des Menschengeistes in den höchsten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Eben so sehr steigerte sich die Kenntniß der gegenständlichen Natur. Die Schöpfungsgeschichte der Erde, das organische Gefüge alles Geschaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unsichtbar ist, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entsteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs hinaus das Leben des Sonnensystems, die Welteninsel von welcher das Sonnengebiet ein verschwindend kleiner Theil sein soll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderschnell die Entdeckungen und die Fortschritte; es war ein gemeinsamer Erwerb aller Culturvölker geworden; aber der Antheil der Deutschen war, wenn nicht dem Umfange nach, doch durch tiefsinniges Erfassen und gründliches Verarbeiten gewonnener Resultate der größte. Stolz durfte der Deutsche zu seinen Nachbarn hinübersehen, denn in einem großen Gebiet des geistigen Lebens war er Führer und Vorbild der Andern geworden.

Aber das Leben des Volkes ist auch darin ein einheitlicher Organismus, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine schöpferische Kraft nach Neubildungen ringt, in der Regel alle übrigen Aeußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es ist wahr, dem Fleiß und Scharfsinn des Einzelnen ist auch in der ungünstigsten Zeit möglich, für stille Arbeit ein Asyl zu finden. Kepler setzte seine großen Entdeckungen in den wildesten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefsten Verfalls erhob sich der Geist des Leibnitz mit souveräner Freiheit; während der Auflösung des deutschen Reiches entfaltete die Poesie der Dichter von Weimar ihre schönsten Blüten. Jeder, der sich in einem abgegrenzten Gebiet des Forschens bewegt, wird bei erträglichem Schutz des

äußern Lebens in seiner Wissenschaft selbst vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem schaffenden Menschen unentbehrlich ist. Wer durch die Dämmerung des grauen Alterthums späht, die Lebensgesetze fremder Sprachen feststellt, die Schichtung der Erdmassen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Thierkörpers beobachtet, der mag im Zusammenwirken mit seinen Genossen auch in öder Zeit die höchsten Resultate gewinnen. So oft er aber in seiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Resultate, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate gegeben hat, für seine wissenschaftliche Forschung maßgebend werden, wird das Ungesunde im Leben seines Volkes auch ihm die letzten Erfolge stören. Am fühlbarsten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philosophen und Geschichtsforscher. Beide sollen fest sein in Liebe und Haß, sie sollen sichere politische Ueberzeugungen haben, sie sollen verstehn, wie die großen Geschäfte betrieben werden und wie sich bei solchem Betrieb die Charaktere bilden. Wenn sie Menschenleben vergangener Zeit beurtheilen, oder wenn sie dem lebenden Geschlechte Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß sie Vernunft und Unvernunft darin erweisen, so ist ihnen selbst nicht nur reiches Wissen nöthig, noch mehr ein festgeschlossener Charakter, wohlgeprüfte und bewährte Integrität des Gemüthes, starke Manneskraft. Schwerlich werden diese höchsten Eigenschaften in einem unkräftigen Staatswesen gedeihen, wo der Einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politischer Kämpfe dahinlebt. Auch ein alles durchdringender Scharfsinn wird den Philosophen nicht vor der Gefahr schützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrscht, als ein nothwendiges Moment des Lebens zu fassen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Historiker, kann er verstehn, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geschäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne schweben? Kann er ein sicheres Urtheil haben über Werth und Dauer der Ver-

faſſungen und Staatsbildungen, wenn er in ſeinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen geſammelt hat? Es iſt kein Zufall, daß es dem deutſchen Gelehrten ſo ſelten gelungen iſt, eine deutſche Geſchichte der letzten Jahrhunderte zu ſchreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die verſunkene Zeit der Ottonen und Hohenſtaufen, Päpſte und Reformatoren in großen Zügen darzuſtellen, als die nächſte Vergangenheit ſeines eigenen Volkes; kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieſer Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von Lebenden zu ſchweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Ueberzeugungen, oder Willkür in den Geſichtspunkten, oder eine unholde Reſignation zu Tage kommt.

Und grade die unendliche Fülle von neuen Kenntniſſen, welche aus der Wiſſenſchaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte den Charakteren eine Gefahr. Der Deutſche lernte faſt zahlloſe Perſönlichkeiten fremder Völker und Menſchen verſtehn, die verſchiedenartigſte Bildung wurde ihm in ihrer innern Nothwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Theilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmähliche Entwicklung der Sklaverei in Nordamerika, die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam in Gefahr, bei ſeinem achtungsvollen Urtheil die ſittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergeſſen. Wer ſo viel fremde Seelen in die eigene aufnehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu faſſen, noch mehr die Kraft ſich frei zu halten von der Macht, welche fremde Zuſtände auf ihn ſelbſt gewinnen. Wer die relative Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in feſter Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wiſſen. Und damit er dies vermöge, muß ſein eigenes Leben ihm eine ſichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geſchieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zu-

ſammenarbeiten mit ſeinen Zeitgenoſſen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Preſſe, durch dauernde Theilnahme an den größten politiſchen Bildungen ſeiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptſtadt in dieſer Zeit Mittelpunkt deutſcher Wiſſenſchaft war, dieſer Regulator verſagt blieb, das gab den Gebildeten dieſer Periode eine eigenthümliche Charakterſchwäche, welche ſchon der nächſten Zukunft abenteuerlich erſcheinen wird. Sehr häufig wurden grade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und geſcheut, human und tolerant, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unſicher und ſchwankend, wo kurzer und feſter Entſchluß nöthig war, ungeſchickt bei der Ausführung, rathlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In Vielen iſt noch heut ſolches Weſen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer thatenarmen Zeit.

Dieſe Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutſchen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Antheil am Staate hatte und ſeiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweiſe durch die Impulſe der Leidenſchaft fortgeriſſen wird, ſondern ſich beſonnen zum Thun zuſammenfaßt und auch bei heftiger Erregung ſelten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts wurde die alte Schwäche beſonders auffallend durch den reichen Schatz des Wiſſens. Oefter als ſonſt zog das Originelle einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeſchloſſenen Weſen zu widerſtehn, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Papſtthum, Simonismus oder polniſcher Patriotismus heißen, ſo wurde das Fremde faſt immer imponirend, das eigene Urtheil befangen. Es wurde auch den Beſſeren bequem, über das Verſchiedenſte klug zu ſprechen, aber ſehr ſchwer, ſich zu einem conſequenten Thun zu beſchränken.

Dieſe Krankheit ergriff faſt alle, welche als geiſtig Genießende dem Volke gegenüberſtanden. Die Blaſirtheit des Salons, die Effecthaſcherei der Schriftſteller, Wiſſenloſigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten ſind verſchiedene Formen deſſelben Leidens. Es verwüſtete überall, nirgend mehr als in Preußen, es gab dieſem Staate ein beſonders unbehilfliches, ja greiſenhaftes Ausſehen, das in auffallendem Gegenſatze zu der ehrlichen Tüchtigkeit ſtand, welche in den kleinen Kreiſen des Volkes nicht verloren wurde.

Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umwege, mit kurzen Anläufen und Rückſchlägen, im ganzen ſeit 1830 ein unaufhaltſamer Fortſchritt.

Denn zu derſelben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreiſen ein Intereſſe an dem Staate rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwicklung deutſcher Volkskraft, zunächſt durch die fleißige Arbeit von zahlloſen Einzelnen in Werkſtatt und Comtoir. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelm's III., warf einen Theil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutſchen Staaten getrennt hatten, die Schienenſtränge und das Dampfſchiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die techniſche Bildung unaufhaltſam von einem Ende des Landes zum andern dahinglitt. Mit der Entfaltung deutſcher Fabrikthätigkeit kamen neue ſociale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbſtthätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde das engherzige Regierungsſyſtem der charakterſchwachen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß ſie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensintereſſen, überall kräftigere Rührigkeit der Einzelnen. Neben dem Beamtenſtande entwickelte ſich eine freie Intelligenz unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere Bedürfniſſe des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen werthvoller; ſeine Einſicht und ſeinen Wohlſtand zu ſteigern war nicht mehr ein Problem für ruhige

Menſchenfreunde, es wurde eine Nothwendigkeit für Alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anſpruchsvollen. Während man noch ängſtlich klagte, daß die Kluft zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrſchaft des Capitals drückender werde, waren in der That der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverſtandene Vortheil der Erwerbenden ſorgfältig bemüht, die Kenntniſſe des Volkes zu vermehren und ſeine Sittlichkeit zu beſſern. Eine umfangreiche populäre Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauſchulen wurden eingerichtet, in Vereinen organiſirten ſich die Intereſſen der einzelnen Kreiſe. Durch Lehre und Beiſpiel ſuchte man die Selbſtthätigkeit der Schwächeren zu ſteigern, das große Princip der Aſſociation wurde verkündet, an die Stelle der früheren Iſolirung trat auf jedem Gebiet irdiſcher Thätigkeit das Zuſammenwirken Gleichgeſinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation ſich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und ſchnellſten Wandlungen, welche der Deutſche bis dahin gemacht hatte.

Sowol der geſunde Egoismus dieſer Arbeit, als die praktiſche Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Klaſſen ſorgten, beide wurden ſeit dem Jahre 1830 Helfer, die Unſicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen war, zu heilen. Der Süden Deutſchlands übte jetzt einen heilſamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reichs, mehr empfangend als abgebend, ſtill vor ſich hin gelebt, ſie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden geſendet, aber auch dieſe gern als ihr beſonderes Eigenthum betrachtet; ſie hatten mit Liebe die heimiſche Landesart gegen das norddeutſche Weſen zu ſchützen geſucht, ſie waren ohne beſondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariſer Frieden unter die größeren Fürſtenhäuſer ihrer Landſchaft vertheilt worden. Jetzt trat ihr Weſen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfaſſungskämpfe ihrer kleinen Staaten ſchulten eine Anzahl

politiſcher Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Geſichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, friſch und hoffnungsreich. Die ſchwäbiſchen Dichter waren die erſten Künſtlerſeelen der Deutſchen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden. Auch der Charakter des Volkes ſchützte dort vor Blaſirtheit, geiſtreichem Formalismus und Sophiſterei, es ſchützte ein warmes Herz, ein maſſiver Menſchenverſtand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—1848 ſtanden die Süddeutſchen im Vordergrund des deutſchen Lebens.

Das liebevolle Eingehn in das Leben des Volkes fand auch in der Kunſt der Süddeutſchen ſeinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Geſellſchaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die ſchöne Erfindung in die kleineren Kreiſe des Volkes. Die Genremaler bemühten ſich, Geſtalten und Situationen des kleinen Lebens mit Laune und Gemüth darzuſtellen, die Dichter ſuchten mit herzlichem Intereſſe Charaktere und Zuſtände des Landmanns poetiſch zu verklären. Ihre Dorfgeſchichten und die Bedeutung, welche ſie für die Leſerwelt gewannen, werden in der Culturgeſchichte immer für ein Symptom gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnſucht nach Behagen und feſt umgrenzter Tüchtigkeit war.

Aus dieſer Periode, die unter dem Volke begann, wird auch hier eine Dorfgeſchichte mitgetheilt. Denn das Leben des Süddeutſchen, welcher hier erzählen ſoll, iſt in vieler Beziehung charakteriſtiſch für Schickſale und innere Wandlungen der Beſten aus dieſer nächſten Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Theilnahme an der nationalen Entwicklung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen ſeiner engeren Heimat wurden ihm die erſte Handhabe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben

nicht ohne Frucht, sie brachten Ablösung der Lasten, welche bis dahin den Boden und Bauer gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, sogar ein Preßgesetz ohne Censur. Aber der Bundestag schritt dagegen ein. Das Preßgesetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablösungsgesetze fanden bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob sich wieder die Reaction. Da schied der Verfasser aus seiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete seine Thätigkeit der Presse. Als ihm auch dieser Antheil an den politischen Schicksalen seiner Heimat durch arge Chikanen einer gesetzlosen Partei verhindert wurde, siedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm sein ganzes Leben lang Freude gemacht zu lehren. Als Student, als Aspirant für den Staatsdienst und als Schriftsteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er selbst.

„Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Canton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franciscaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsraths, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den Schülern über Religion zu sprechen: „Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.“

Die Franciscaner waren gelehrte, fleißige Männer; sie

wohnten und lebten wie Lehrer der Wissenschaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jesuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen und Mitarbeiter ihrer Bestrebungen für die Bildung des Volkes; auf diesem Gebiete war alles zu thun, da die 1830 gestürzte Patricierherrschaft nichts gethan hatte. Zunächst ward für die Errichtung von Anfangsschulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens gesorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geschah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den nothwendigen Unterricht, das Gesetz strafte die Eltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuche anhielten. Kaum waren die Anfangsschulen geordnet, so wurden, als Fortsetzung derselben, die Bezirksschulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Besuch den Schülern, die aus der Anfangsschule entlassen waren und die nöthigen Vorkenntnisse besaßen, freigestellt; der Staat erleichterte durch Zuschüsse die Errichtung und führte die Aufsicht. Grenchen war eine der ersten Gemeinden, welche den Beschluß faßten, die Mittel für eine Bezirksschule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizerfranken (etwa 305 Thalern). Das Verdienst dieses Gemeindebeschlusses gebührt vor allen dem Arzte, Dr. Girard, meinem lieben Freunde. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minderheit seiner Mitbürger deutlich machen; denn diese hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genossen; aber sie vertrauten dem Manne, der ihnen so oft bewiesen, daß er uneigennützig das Gute wolle. Den Ausschlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volke der Trieb, sich vor anderen Gemeinden hervorzuthun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur sei, ob Grenchen oder etwa Selzach die neue Schule erhalten

ſolle, da war die Sache entſchieden; die Anſtalt mußte in den Ort, möge ſie ſein, was ſie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren, und die Stelle ſicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren ſollte, die größte Landgemeinde des Cantons, mit mehr als zweitauſend Einwohnern und vierhundert ſtimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden ſenken ſich ſaftige Wieſen und wohlbeſtellte Felder nach der Aar hinab, welche raſchen Laufes durch die Thalebene dem Rheine zueilt. Jenſeits der Aar ſteigt das Gelände wieder ſanft hinan zu dem hügeligen Emmenthal, und hinter ihm erhebt ſich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Oſten, der Rigi als einzeln ſtehende Vormacht, in der Mitte Finſteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Weſten glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landſchaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuſer im Dorfe ziehen ſich vereinzelt und in Gruppen zerſtreut bis hoch an dem Berge hinauf, faſt jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obſtbäumen beſchattet; durch das Dorf ſchlängelt ſich in mehren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeſchriebenen Ziegeldache. Die Wirthſchaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wieſenbau, Wald- und Sennwirthſchaft, die Butter- und Käſebereitung auf dem koſtbarſten Beſitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein ſauer iſt, ſie beſpötteln ihn in Lied und Schwank, aber ſie trinken ihn doch und befinden ſich wohl dabei. Es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag vom Stamm der Alemannen, die Männer meiſt ſchlank, aber ſtark, zum Theil von unge-

wöhnlich hohem Wuchſe; unter den Frauen und Mädchen nicht ſelten jene Altarbildſchönheiten, wie auch ſonſt in katholiſchen Ortſchaften. Sie ſind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiße, geſchickt ſich in jede Lage zu finden und ſich ſelbſt zu helfen. Es iſt bei ihnen nicht Sitte, die Thüren verſchloſſen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taſchenuhr geſtohlen war. Die Oertlichkeit iſt aber auch für Diebe nicht günſtig, wehe dem, der ſich fangen läßt, er kommt nicht unverſehrt in die Hände der Juſtiz.

Denn die Grenchener ſtanden damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die ſich in Streithändeln und ſtarker Neigung zur unerlaubten Selbſthilfe offenbarte, nicht ſelten wurden die Meſſer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tötlich, ſo wurde von den Betheiligten alles aufgeboten, um die Obrigkeit fern zu halten. Der Thäter und der Verletzte unterhandelten durch „Anſchickmänner" über billige Schadloshaltung, und mit dem Abſchluſſe des Vertrages hatte die Feindſchaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Werthmeſſer für den Menſchen, ſondern die Arbeit. Ich ſchätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen ſein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er ſeinen Dienſt recht gut verſehe. — Für Burſchen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienſt noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern ſah, weil er ſie von manchem ſtörenden Elemente befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebeſſert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzoſen in die Schweiz eindrangen, fanden ſie die Cantone in einem lockern Verbande; die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feinde entgegen, die Berner ſchlugen ſich gut bei Neuenegg, die Urcantone am Vierwaldſtädterſee, aber einer nach

dem andern mußte der Uebermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzoſen zu vertheidigen; ſie zogen, zum Theil mit Hellebarden und altem Rüſtzeug bewaffnet, dem Feinde entgegen und ſtürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der „Jungfer Schürer (Scheuerer)", und man zeigt noch die Stelle, wo ſie im Kampfe ihr Leben ließ. Der franzöſiſche Officier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht, und ſoll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen geweſen ſei ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu thun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorfe liegt in einem kleinen verſteckten Seitenthale das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwiſchen Teichen und Gartenanlagen mit ſchattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eiſenhaltiges klares Waſſer. Im Sommer iſt das Bad von Gäſten aus der Schweiz, vorwiegend welſcher Zunge, von Elſäſſern und von einzelnen Fremden beſucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in dieſem Jahrhundert war das kleine Thal Eigenthum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf ſeine Hütte, entwäſſerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen, die Anlage erweiternd, als die Mittel ſich mehrten. Vater und Mutter mühten ſich im Schweiße ihres Angeſichts, Söhne und Töchter wuchſen zur Hilfe heran; ein Sohn ſtudirte auf deutſchen Univerſitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anſtalt ihr raſches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgeſtellt war. Nicht ohne Widerſpruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerſtandes wurden von den Ultramontanen auf's äußerſte angeſtachelt, öffentlich durch die Preſſe,

auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholischen Schule, das war unerhört! Die Regierung, der Gemeinderath, ich selbst wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geistlichkeit in Grenchen wurde scharf getadelt, daß sie den Wolf in die Heerde habe einbrechen lassen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, alles aufzubieten, um das Teufelsnest im Keime zu ersticken.

Der Pfarrer des Orts war ein stattlicher, schöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinspiel, und hätte daher lieber nichts gethan. Er hielt, so weit sein Einfluß reichte, Knaben vom Besuche der Schule ab, setzte niemals seinen Fuß in dieselbe, ertheilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür bestimmten Stunden wurden mit einem andern Lehrgegenstande ausgefüllt. Persönlich stand ich mit ihm auf erträglichem Fuße. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbade geboren worden war, von ihm hatte taufen lassen, und er hatte daran leise Bekehrungsversuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Protestanten geschriebenes Buch zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu lesen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war sein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein „Bücherneſt" ist. Er war ein guter Landwirth und Bienenzüchter, und stand damals ganz auf gleicher Bildungsstufe mit dem Volke, welches aber nicht darauf stehn geblieben ist. Nicht immer gelang es ihm, die geistliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologisches Wissen über das zum Gebrauche Nothwendigste auszudehnen hatte er sich nicht veranlaßt gefühlt, und ich staunte zuweilen über das Chaotische seiner Erinnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hun-

nen vertheidigt hatte. War von Büchern die Rede, so unterließ er nie, einen Missionsbericht aus Otaheiti zu preisen, und ich kam bald dahinter, daß dieser Band so ziemlich seine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Mensch, und es schadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir sprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegentheil. Ich redete ihm in's Gemüth, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott so grausam sein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu lassen. Der Herr, nicht ich, sei schuld, daß ich reformirt getauft, unterrichtet und confirmirt worden sei. Unsere Lehre weise uns an, die Nebenmenschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun. Ich bemühe mich nach Kräften, diese Lehre zu befolgen, und dennoch soll ich ewig verdammt sein? Dem Kaplan that das leid, und er fand eine theologische Antwort: „Ich hoffe, Gott wird euch behandeln wie einen Heiden, von denen geschrieben steht: sie werden gerichtet werden nach ihren Werken." Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geistliche Führung energischer gewesen, so war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgesehen von den Frauen, welche großentheils dem Pfarrer anhingen, zählten hierher Männer, welche durch die neue Ordnung aus den Gemeindeämtern verdrängt worden waren. Ansehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und sie waren von ihren „alten Herren" angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuspiegeln, daß die neue Verfassung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Lasten gegeben habe, daß sie keine Ursache habe, zufrieden zu sein mit einem Zustande, welchen die neuen Führer ausschließlich zu ihrem Vortheil wendeten. Diese Gegner waren gefährlich. Von einem derselben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, sie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer kran-

ken Kuh gegeben werde, und daß die Verkäufer ſich deſſen rühmten.

Da die erſt auf dem politiſchen Felde beſiegte Partei gegen den Gemeinderath und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf beſtehen konnte, ſuchte ſie die Eltern abzuhalten, und ſie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von anderen Dörfern, deren Söhnen die Bezirksſchule ebenfalls offen ſtand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein ſpecifiſches Mittel, die Leiſtungen der Schule. Allein noch bevor es möglich war zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntniſſe erworben werden konnten, kam ein Umſtand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Canton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorfe Lengnau. Der (reformirte) Gemeinderath von Lengnau richtete an die (katholiſchen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Beſuch der Bezirksſchule geſtattet werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht ſei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu ſorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erſchien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorſtand zum Obmann geſetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; ſie marſchirten in militäriſcher Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenſo wieder heim, und niemals hat zwiſchen ihnen und den Grenchenern der geringſte Streit ſtattgefunden. Dieſes Beiſpiel wirkte auf die benachbarten Orte des Cantons: einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, ſpäter ſelbſt aus dem franzöſiſchen Jura. Einer von ihnen verdient beſondere Erwähnung. Er war ein großer, ſtarker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenſtein, in

einer rauhen, einsamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlassen hatte, um an der neuen Landstraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksschule hörte, änderte er seinen Entschluß: er verdang sich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Kost und verzichtete auf Lohn gegen die Befugniß, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der besten Schüler, besuchte später das Lehrerseminar in Münchenbuchsee (Bern), und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Ortsvorstand, Lehrer, kurz alles in allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er studirt noch immer fort und — wie er mir später vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heut zu den Ihrigen, und noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet; dann hängt er seine Tasche um, greift zum Stabe und steigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte seine Wirkung auf die Gegner im Orte nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerstand der Eltern zu besiegen und vergnügt in die Anstalt einzutreten, welche bald zwischen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfnisse einzurichten, mußte ich den vorgeschriebenen Plan umändern. Ich that es auf meine Verantwortung, und als ich am Schlusse des ersten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich gethan, gutgeheißen und der Wunsch ausgesprochen, daß es an den übrigen Bezirksschulen eben so gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von 6 bis 10 Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenstände beschränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größern Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterricht ertheilte,

bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsschule in diesem wichtigen Zweige sehr verwahrlost; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geistlichen Standes und von dem Werthe der Reliquien; biblische Geschichte war ihnen fast gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, so lehrte ich keine Politik, sondern überließ die „vaterländischen Staatseinrichtungen" der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutsche und französische Sprache nebst Stilübungen, Geschichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchsige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulst wegläßt, die Dinge einfach darstellt und den Einzelnen in seiner geistigen Arbeit zweckmäßig unterstützt.

Ich hatte das Glück, eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für diese wollte ich etwas mehr thun, als vorgeschrieben war. Ihnen gab ich daher in besonderen Stunden Unterricht im Lateinischen, und ich benutzte denselben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Lerntrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponirte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zur Besserung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wol vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nöthig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es, mich nach der Ursache zu erkundigen. Die Anstalt war wegen Zunahme der Schülerzahl aus „Güggi's Stock" nach „Häni's

Haus"*) verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unserem Wohnzimmer, und meine Frau sprach öfter ihr Erstaunen aus, daß sie von oben, wo dreißig Bauernknaben versammelt waren, nicht das mindeste Geräusch höre, und daß unsere kleinen Kinder in ihrem Morgenschlummer nicht gestört würden.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von der „Garde", wie sich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe, wie sie im Verkehre mit den Landesproducten vorkamen, zu lesen und zu schreiben, Rechnungen zu prüfen und zu stellen u. dergl. Gern sah ich es nach, wenn einer oder der andere mit solchen Nebenarbeiten hie und da eine Stunde versäumte, denn diese Versäumniß brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubniß bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant gerathen. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemüthszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vortheile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdrucke, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Thränen in den

*) Ein Wohngebäude, nur für Menschen, ohne Scheuer und Stallung heißt nicht „Haus" sondern „Stock".

Bart rollten — ich versichere, das will dort viel sagen — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doctor der Philosophie. — Seine Rede galt dem Orte mehr als die That eines andern Schülers, welcher einem tollen Hunde mit der Waldaxt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte jeder thun können; aber der junge Redner! „So lernen sie reden in der Schule." Von da an stand die Anstalt fest. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im ersten Jahre die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwidert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet sei und mir Vertrauen schenke. Im zweiten Jahre wiederholte ich dringender meine Bitte und stellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat sie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erschienen der Landammann Munzinger, mehre Mitglieder des Regierungsrathes, Guardian Zweili, verschiedene Lehrer und angesehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten sich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchsten Staatsbeamten. Nach gethaner Arbeit vereinigten sich die Mitglieder des Gemeinderathes und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahle. Als die Fremden sich entfernt hatten, blieben die Einheimischen noch lange beisammen, selbst frühere Gegner hatten sich angeschlossen; sehr gern wäre auch der Kaplan erschienen, wenn er sich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und selbst der Pfarrer, wenn er sicher gewesen wäre, daß seine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiste der Becher und ich war nicht in der Lage, diese Kelche an mir vorübergehen zu lassen, um so weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angesehen und keiner tüchtigen Leistung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte

ich die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannten in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht sie eben nicht überraschen würde, ich sei von den wilden Grenchenern erschlagen worden.

Ich hatte zwar ein so durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der „Schwarzen" nie besorgt, aber jetzt erst erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die sich hier zuweilen erst in einigen Menschenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anstalt im Schulrathe über die Anschaffung von Bänken und anderen Requisiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenstände nicht bei den „fremden" Schreinern bestellt werden sollten. Geraume Zeit nachher kam einer derselben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzusetzen, daß sie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorständen auf, die „Schriften" der Eingesessenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung seien, in ihre Heimat zu weisen. Sie hätten keine Schriften und seien in Gefahr, ihren Wohnsitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange sie am Orte wohnten, erwiderte der Mann: er und sein Bruder seien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern seien als junge Leute hier eingewandert, und zwar nicht aus einem fremden Lande oder aus einem andern Cantone, sondern aus einem Solothurner Dorfe, vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wissen wolle. Die Gemeinde habe sie gut behandelt, ihnen auch gleichen Antheil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere sie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß sie versäumt habe, den Groß-

eltern bei ihrem Einzuge ihre Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die „fremden" Schreiner.

Mir war nach Jahresfrist das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Gespielen, die Frauen suchten den Umgang meiner Frau, und mehre Männer bestimmten mich einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann, und für die Verwaltung und Bewirthschaftung des Gemeindevermögens manches Gute stiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten; manche sind in der Kraft ihrer Jahre hinübergegangen. Friedensrichter Vogt, ein echter Alemanne, von langer, hagerer Gestalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verstand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor kurzem von einem Baumstamm erschlagen, der unter seinen Axthieben auf ihn niedersank. Der Gemeinderath Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rande einer steilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Theilnahme an der Feier ihres Verfassungsfestes zu bezeigen. Er stieß mit dem Fuß ein mächtiges Scheit in die Flamme, glitt aus und stürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rücksichtsloser Gegner der verrotteten Wirthschaft, hatte sich nicht gescheut, Sympathien für David Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 den vielbesprochenen „Züricher Putsch" veranlaßt hatte, kund zu geben und die Ueberzeugung auszusprechen, es werde nicht eher besser werden, als bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften, und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern seinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottlosen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Presse durch eine

bleibende Schrift in Stein. In dem Dorfe, am Rande der Landstraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt sich ein einfacher Gedenkstein. Die Inschrift besagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderath Girard gewidmet sei, der von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze gewesen; meine Frau hatte den Mann angestaunt, wenn er ihren Stahl aus seinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteisen schob.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Corpsgeist im guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderem nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt, besonders die reichen naturhistorischen Sammlungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein ander Mal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von physikalischen Experimenten. In die Hauptstadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuß gehen, sondern als stolze Grenchener auf laubgeschmückten Wagen mit stattlichen Rossen einziehen. In dem Hörsaale zeigten sie ruhige Haltung, Aufmerksamkeit und Verständniß, sie schauten dort manches, was ich ihnen, aus Mangel an Hilfsmitteln, nur hatte beschreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst in dem nahen Dorfe Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritte nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Antheil an dem Lobe bei der „Abdankung" des Pfarrers; denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigern wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwicklung. Eben

der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Ueberkraft, so unbeleckt von jeglicher Cultur, daß er, statt auf dem gewöhnlichen Wege nach seinem Platze zu gehen, stets über Tisch und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfange hielten kaum die Hosen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies. Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Aenderung zu erkennen, und er erzählte mir: Eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühle er sich wie umgewandelt. Ein anderer — jetzt tüchtiger Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Uebergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: „Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt, und sah jeden Augenblick darnach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, setzte mich an den Tisch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen besser."

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Wintersemester, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einst von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Diese alte Sitte sei aber seit lange außer Uebung gekommen, man habe nichts mehr gesehen als zur Fastnacht den „Doctor von

Padua", den „Pulcinell" und ihre alten Hanswurſtenſpäße — die aus den italieniſchen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt ſind; — ſie aber wollten wieder „ein großes Spiel" haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei ältern Leuten, namentlich bei dem alten „Hans Vik", der an der letzten Aufführung, vor mindeſtens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verſchämt geſtand, die „Mutter Gottes" geſpielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatiſche Leiſtung die Genovefa geweſen ſei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geſchlecht ähnliches zu Stande bringe, denn einen ſo prächtigen Aufzug mit vielen Roſſen, ſo gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg, werde man heut zu Tage nicht mehr ſehen. Beſonders anſtrengend ſei die Rolle des Grafen geweſen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, ſie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechſelnd ihre gymnaſtiſchen Künſte verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch geſprochen worden ſei, und ob ihm nicht irgend eine Stelle im Gedächtniſſe geblieben, die er mir vorſagen könne, hob der Alte an zu declamiren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, ſingend, ſcandirend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war dieſe Art des Vortrages eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darſtellungen Nebenſache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptſache geweſen. Aus den Erzeugniſſen neuer Kunſt, die mir zu Gebote ſtanden, wählte ich ein vaterländiſches Trauerſpiel „Hans Waldmann, Bürgermeiſter von Zürich," von Wurſtemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte ſich in ſeiner Vaterſtadt die Adelsherrſchaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der „Mann des Volkes" wurde unpopulär, eine Adelsverſchwörung ſtürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nöthigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht, Zweikämpfe,

Volksaufstand, Gefecht, Kerkerscenen würzten die Speise, längere Dialoge fielen dem Rothstift. Die Schüler erschienen, als meine Bedenkfrist abgelaufen, mit militärischer Pünktlichkeit, und nahmen mit Acclamation das vorgeschlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab sich rüstig an's Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Uebung ausgebildete Begabung zur Selbstregierung. Die Theilnehmer — Secundärschüler und ältere — versammelten sich in dem Locale der Volksschule, gründeten einen Verein und constituirten ihn durch Erwählung eines Präsidenten, eines Seckelmeisters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Vertheilung der Rollen geschritten. Dies geschah folgendermaßen. Der Präsident richtete an die Versammelten die Frage: „Wer will den Hans Waldmann spielen?" Drei oder vier Bewerber erhoben sich und jeder machte seine Ansprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten sie abtreten und die Discussion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit theilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter, und die übrig bleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Vertheilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauerfrauen vom Züricher See). Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende, nicht das leiseste Murren erhob sich gegen die Entscheidung der Mehrheit. Ich hatte der Versammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu sprechen; denn so willig die Knaben auf meinen Rath hörten, ja mir oft einen Wunsch an den Augen absahen, so unlieb wäre es ihnen gewesen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Thätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Vertheilung der Rollen befriedigte vollständig; hätte ich sie vornehmen dürfen, sie wäre keinesfalls besser, wahrscheinlich nicht so gut ausgefallen. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Burschen zwi-

schen zwanzig und dreißig Jahren, sie als Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogene Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnöthig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeschrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meisten Schauspieler waren nur bis zu einem gewissen Punkte der Ausbildung zu bringen, auf welchem sie standhaft beharrten. Einige jedoch, und grade die Darsteller der Hauptfiguren, lohnten reichlich die aufgewendete Mühe und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchstes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moralische Einwirkung des künstlerischen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorfe. Die Gemeinderäthe berichteten mit frohem Erstaunen, daß diesen Winter, was seit Menschengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringste Unfug vorkomme. Die Burschen saßen nicht in den Wirthshäusern, betranken sich nicht; sie übten im Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geschlecht von der Bühne ausgeschlossen war, da Ritterfräulein und Bauerweiber von Knaben dargestellt wurden, sahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Thätigkeit in anderer Weise in Anspruch genommen.

Denn auch für Theater, Decorationen, Costüme, Orchester mußte Rath geschafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badhauses ausersehen; dieser Flügel enthält den Speisesaal und den anstoßenden Tanzsaal, der erstere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Oeffnung ein Bogen in Form eines Thorgewölbes.

Der Tanzſaal mußte die Bühne werden, den Thorbogen ein Vorhang bedecken, der Speiſeſaal den Zuſchauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke ſchafften über eintauſend Plätze, eine Gallerie an der Wand, die dem Vorhange gegenüber lag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künſtler, Maler Diſteli in Solothurn, bekannt durch ſeine Bilder der Schweizerſchlachten; für die Ausführung ſorgte der Verein. Er bat den Gemeinderath, für das nöthige Zimmerholz die Waldbäume anzuweiſen; in hellen Haufen ging's hinan, die Bäume ſtürzten unten den Axthieben, die Burſchen ſpannten ſich davor, hingen ihr Schlittengeſchell um und ſchleppten jubelnd die Stämme den ſteilen Bergpfpad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannſchaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Decorationen half das Unglück eines Schauſpieldirectors, welcher mit ſeiner Truppe in der nahegelegenen Stadt Biel längere Zeit Vorſtellungen gegeben, dann aber vor dem Andrange — nichts des Publicums, ſondern der Gläubiger — mit Hinterlaſſung ſämmtlicher Theaterrequiſiten das Weite geſucht hatte. Die Decorationen befanden ſich in ſtädtiſchem Verwahrſam und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miethe zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, ſogar ein finſtres Gefängniß. — Die Coſtüme zeichnete Maler Diſteli, er colorirte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, ſondern er gab auch an, wie dieſelben mit Benutzung vorhandener Kleidungsſtücke, der Schürzen, Mieder, Umſchlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigſten herzuſtellen waren. Während der Dorfſchneider mit verſtärkten Arbeitskräften raſtlos an den Coſtümen ſchaffte, welche nur höherer Kunſtfertigkeit gelingen konnten, mühten ſich Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und maleriſchen Trachten der

Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Federbaret und Mantel, der ihn zum Gegenstand der Bewunderung machte, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigenthümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Cantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatze des Zeughauses zu Solothurn Rüstungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlassen, so viele Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenersatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, sondern ihre sachverständigen Mitglieder halfen mit Rath und That, und beglückten die Truppe mit einer alten Feldschlange und den kohlschwarzen Rüstungen der burgundischen Kanoniere aus dem letzten Drittheil des 15. Jahrhunderts.

Als wir im Februar so weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen festgesetzt werden konnten, — denn mindestens drei an drei aufeinander folgenden Sonntagen mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen, — da machte ich nach einer Generalprobe die Vorsteher des Vereins aufmerksam, daß es wol an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu lassen. „Zettel?“ meinte der Präsident, „das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben.“ Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publicum in großen Buchstaben den Namen der Person lesen könne. Das Mißverständniß veranlaßte mich, auf dem Zettel außer dem üblichen Inhalte noch eine kurze Angabe der Handlung in jedem Acte beizufügen. Der Verein aber entsendete seine Boten, und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städt-

chen, ein Dorf oder ein Weiler war, wohin sie nicht die Zettel getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Lust, sich recht vielen Menschen zu zeigen, sondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Besuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Ueberschuß liefern könnten, für dessen Verwendung ein Vereinsbeschluß sorgen würde.

Wieder kamen die Schauspieler und erbaten einen Aufzug. „Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt." — „Wir meinen einen Aufzug, wie er immer gewesen ist, wo wir reiten, wo die Soldaten marschiren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren." Die Mitwirkenden sollten sich also im Dorfe sammeln und in geordnetem Zuge nach dem eine Viertelstunde entfernten Bade bewegen. Aber die Jugend, die sich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunst zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüstungen und schönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu spät erfuhr ich, daß mit der harmlosen Freude auch ein Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geistlichkeit dem Werke, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold sei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottlose Vorhaben, an Sonntagen ein „weltlich Stuck" aufzuführen, berichtet, und Bischof und Capitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagsnachmittag, als die Glocken zur Christlehre in die Kirche läuteten, mischte sich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der, als Tambour in fremdem Dienste alt geworden, sein Instrument mit seltener Meisterschaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienste des Raths, sondern um die Schauspieler zur Probe des „Aufzugs" zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte

Blinzen seiner Augen verrieth, daß ihm in Rom und Neapel jeder Respect vor der Geistlichkeit abhanden gekommen, und den „Pfaffen" zu ärgern ein besonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch schon früher gestanden, er glaube nicht, daß alle Reformirten in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte gesagt, daß er mit seinen Berner Kameraden immer gut Freund gewesen, und daß der liebe Gott so brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Absolution verweigerte, sei er mit den Worten weggegangen: „Gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden euch auf den Buckel." So marschirte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war schuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu sehen. Jetzt hatte die Geistlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erschienen Abgeordnete der Regierung um die Sache zu untersuchen: nicht ohne Mühe wurde sie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienst nicht mehr zu stören, die Geistlichkeit ließ ihre Einsprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erschien der große Tag der ersten Aufführung. Es war Sonntag der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete sich der Zug und setzte sich in Marsch auf der alten Landstraße, die vom Dorfe an dem Bade eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne schien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmusikbande aus Fulda, welche grade die westliche Schweiz bereiste, und jetzt einen feierlichen Marsch spielte. Dann die Ritter und Reisigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harnischen, wol gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen geschmückt mit Tannenzweigen und Bändern, besetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufständischen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit seiner Kanone.

Es war kein ſchlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im Sonnenſchein, und die Geſtalten hoben ſich ſcharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Beifall hingeriſſen. Ich verlebte hinter den Couliſſen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen, ſcharfen Schwertern auf einander hieben, daß die Funken ſtoben, und ich mußte zufrieden ſein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein Abendeſſen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüſtungen, die ſie um die Mittagsſtunde angelegt hatten. Ich ſchloß daraus, daß dies Geſchlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granſon fochten, nicht nachſtehe.

Glücklich, wie die erſte Vorſtellung, verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern ſtrömte die Bevölkerung herbei, Reiſende aus Baſel, Zürich und andern Städten. Einundzwanzig Jahre ſind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes ſteht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz ſehen heute noch die wackeren Männer auf ihre große Jugendleiſtung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizerdorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anſtalt und Lehrerwohnung gemiethet hatte, ein proviſoriſches Local, ſtand mit der Vorderſeite gegen die alte Landſtraße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obſtbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im erſten Stock, zu welchem die enge ſteile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenſtube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der

Nähe, auch Verwandte aus der Heimat beſuchten uns, freuten ſich der Gegend und der wohlgeſinnten Menſchen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zu gut, für deren Bedürfniſſe immer reichlicher geſorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderath ſagen, daß das geſetzliche Quantum Holz ihm zu gering ſcheine; ich möge mich daran nicht kehren, ſondern nur angeben, wie viel ich brauche; ſie wollten mir „Holz gnue (genug)“ geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerkſamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligſten Dienſtleiſtungen für unſere kleine Haus- und Landwirthſchaft; ſie beſtellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die frühſten Erdbeeren und Kirſchen, und wenn der Bach gefiſcht wurde, die ſchönſten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch geſtiegen. Die deutſchen und franzöſiſchen Aufſätze der Fähigeren durften ſich ſehen laſſen; ſie löſten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaſchine wie die Geſetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem laſen ſie im Cornelius Nepos und Cäſar. Der Unterricht in der vaterländiſchen Geſchichte wird in der Schweiz überall ſorgfältig betrieben, aber nur in den glänzendern Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten, kennt jedes Kind, aber die Unterthänigkeit ihrer Regenten, die franzöſiſchen Penſionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillſchweigen übergangen. Mir ſchien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlaſſungs-Zeugniß hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erſt rege geworden war, nicht für abgethan. Ich wollte ſie weiter bringen, zunächſt auf die Cantonsſchule in Solothurn, die neben der gelehrten eine techniſche Abtheilung erhalten hatte.

Zu diesem Zwecke mußte für ihren Unterhalt gesorgt werden, denn es waren fast durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei anderen ließ das Bewußtsein, dereinst Aecker, Wiesen und Vieh zu besitzen, selten den Drang aufkommen, mehr als die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Schon vor dem Schlusse des zweijährigen Cursus zeigten sich zwei Schüler reif für die Cantonsschule. Ich ging nach Solothurn und sprach mit Landammann Munzinger und mit dem Rath für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer sorgten für die Knaben größtentheils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für diese fand sich die nöthige Unterstützung, zumal da alle Eingetretenen sich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wisse, die Gemeinde sei wohlhabend und könne selbst etwas leisten. Ich erwiderte, daß dies ohne Zweifel geschehen werde, sobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beispielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müsse die Regierung sorgen, daß solche lebende Zeugen geschaffen werden. Eine etwas frostige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopfe: Wenn ihr nicht alles Mögliche thut, Kenntnisse und Bildung im Volke zu fördern, dann steigt herab von euren Stühlen und laßt die Patricier wieder darauf sitzen, denn das „Regieren" verstehen diese besser als ihr! — Doch mußte ich für die nächsten Schüler, welche in die höhere Anstalt befördert werden sollten, andere Mittel suchen. Ich gab ihnen den Rath, sich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da diese durch ihre Vorschriften verbunden seien, armen Studirenden Wohnung und Kost zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein lustiges Völkchen im Kloster. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte sie in zwei Parteien gespalten, in Carlisten und Christinos, welche sich gegenseitig mit Spott-

liedern andichteten. Der schlimmste Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Christinos; gegen seine Stachelverse konnte das Haupt der Carlisten nicht aufkommen, ein stämmiger Alter, welcher lange den heiligen Stuhl bewacht und erst spät die päpstliche Uniform mit der Kutte vertauscht hatte. Dieser häusliche Streit hielt sich aber strenge innerhalb der Klostermauern, nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern gesehen. Sie lebten mit dem Volke, theilten seine Freuden, spendeten Trost den Unglücklichen, kannten alle Familien und besuchten vorzugsweise die Häuser, deren Frauen den besten Kaffee bereiteten. Der Carlisten-Häuptling hatte den Wahlspruch: „Nichts über guten Kaffee und die Seel' selig machen." Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, sammelte sich hinter ihnen die männliche Jugend; die ersten riefen: „ho, ho, go Schnäcke ufläse" (Schnecken lesen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häusern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloster ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit „Helgen" (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewiesen, drang bald zu Landammann Munzinger, und bei meinem nächsten Besuch fragte er, ob ich nicht wisse, daß dort den Knaben Grundsätze eingeprägt würden, die nicht die unsrigen seien. „Das weiß ich wohl," erwiderte ich, „aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müssen, wenn sie lernen sollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir gewesen, so verdorben sind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft." — „Dann bin ich auch zufrieden," sagte Herr Munzinger.

Ich kann von diesem trefflichen Manne nicht scheiden, ohne seinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wissenschaftlich gebildet, musikalisch, ein Mann

von echter Humanität. Selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich, wo es dem Gemeinwohl galt, war er ein Gegner des Regiments der alten „Geschlechter", welche die heimische Macht wie den fremden Dienst für ihren Nutzen ausbeuteten und für die Interessen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahr 1830 stand Munzinger an der Spitze der Bewegung, und sein Auftreten in der Volksversammlung zu Balsthal am 5. December entschied den Sturz der Patricierherrschaft im Canton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfassung und Gesetzgebung, bei der Organisation der Verwaltung und ihrer Thätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlasten, für Schulwesen, Straßenbau, Landwirthschaft, Rechtspflege bewährte er sich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen sechzigtausend Einwohnern, so waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Lande. Die alten Geschlechter und ihr Anhang, unterstützt von der Geistlichkeit, benutzten die freie Presse, das Versammlungsrecht, ihre reichen geistlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, also Lasten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Gesetz angehalten, Schulen zu errichten und dieselben ausreichend mit Grund und Boden zu dotiren; wo Gemeinde-Eigenthum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehre Dörfer widersetzten sich, aber ihr Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorstände dem Landammann, daß er sie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt sich die Regierung gegen widerspenstige Geistliche. Ihnen wurde kein Zwang angethan, aber es wurde gesorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropst einen freisinnigen Geistlichen, Rom versagte die Bestätigung, die Stelle

blieb unbesetzt und die Einkünfte flossen in den Schulfonds. Versagte der Geistliche die Einsegnung einer gemischten Ehe oder die Taufe der Kinder, so durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber besorgte die Einträge in die bürgerlichen Standesbücher. — Wie Munzinger die republikanische Freiheit verstand, mag ein Beispiel lehren. Die Gemeinde Grenchen besitzt ausgedehnte Waldungen, deren Eigenthum zwischen ihr und dem Staate getheilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, sich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staate zu, ein Verhältniß, welches bekanntlich der Forstcultur nicht günstig ist. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorschlag, den Wald im Verhältniß zu den beiderseitigen Nutzungsrechten zu theilen, und sandte zu näherer Ermittlung eine Commission nach Grenchen. Der Bauer, von Alters gewohnt, durch die Regierung übervortheilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Commission zum Dorfe hinaus. Am andern Morgen erschienen Landjäger von Solothurn, holten die angesehensten Landleute aus ihren Wohnungen und führten sie nach der Stadt in das Gefängniß. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Scenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in Trauer und Wuth. Unter dem Eindrucke dieser Begebenheit kam ich bald darauf zum Landammann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können, keiner wäre ausgeblieben; sie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — „Ja," sagte Munzinger, „ich war leider nicht hier." — „Dachte ich's doch," erwiderte ich, „die Sache wäre anders gegangen." — „Allerdings," rief der Landammann, und seine Wangen rötheten sich, „ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen, sie hätten jetzt noch die Execution!" Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zornesausbruch nicht bergen. — „Ja, Sie," fuhr

Munzinger fort, „Sie mit Ihren monarchiſchen Begriffen können Rückſichten nehmen, Nachſicht üben; da ſind immer Gensdarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuſchreiten, wenn es nöthig wird. Wir haben dieſe Mittel nicht; der Einzelne, das Volk hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, ſonſt ſind wir verloren!“ — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Canton, ſo lag das Wohl der Eidgenoſſenſchaft dem Landammann am Herzen, und wie ſich daheim das Volk ſeiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß ſie zum Guten führe, ſo folgte es auch ſeiner Leitung in eidgenöſſiſchen Dingen. Im Sonderbundkriege ſtand Solothurn, obgleich katholiſch (nur ein vom Berner Gebiet umſchloſſener Bezirk, Bucheggberg, iſt reformirt), auf der Seite der Tagſatzung, ſeine Artillerie zeichnete ſich im Gefechte aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfelde. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfaſſung, ward in die Bundesverſammlung und von dieſer in den Bundesrath gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer beſten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräſidenten, und er widmete dem Vaterlande, dem er zu früh entriſſen wurde, ſeine ganze Kraft bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens.

Das Jahr 1840 brachte Deutſchland und der Schweiz den Franzoſenlärm; General Aymar war von Lyon ausmarſchirt und die Eidgenoſſen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das Solothurner Bataillon Diſteli, welches durch Grenchen marſchirte, wurde von den Bewohnern mit Speiſe und Trank erquickt und mit den Zuruf: „Schlagt recht drauf,“ „Fürchtet euch nicht!“ angefeuert. Das Wetter verzog ſich, da Ludwig Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu erſparen. Auch über Deutſchland ſchwanden die Kriegswolken, aber ſie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemüthern, welche

der Ausgangspunkt einer Reihe politisch erregter Jahre wurde. Diese Zeit führte auch mich nach Deutschland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es kostete längeren inneren Kampf.

Unser Abzug mußte an Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im „Hans Waldmann" gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohne nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten, uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut fortkämen, und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben wären, wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirthshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Ueberraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehn sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: „Es ist gefehlt, daß ihr von uns fortgeht," „ihr müßt wieder kommen," „ihr sollt das Bürgerrecht haben;" sie hoben die Kinder in die Höhe: „Seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!" — Die Peitsche knallte, und der Wagen fuhr davon!"

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von Grenchen. — Der Herausgeber vermag sie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzusetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, seit der deutsche Lehrer aus dem Dorfe der Schweiz geschieden war.

Er war in den politiſchen Kämpfen Deutſchlands ein ſtarker und maßvoller Führer geweſen, gern hatte er da geſtanden, wo die größte Gefahr drohte, ſein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre ſchwacher Reaction kamen, war er nach dem Norden Deutſchlands gezogen und hatte wieder in angeſtrengter bürgerlicher Thätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin ſeines Lebens; die Aerzte riethen zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beſchloſſen nach dem Dorfe zu reiſen, um welches beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit ſchwebten.

Das Dorf hatte ſein Ausſehen verändert. Man reiſt nicht mehr auf der Landſtraße, ſondern auf der Centralbahn nach Grenchen; die Induſtrie iſt eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parquetfabrik, Cementbereitung und andere Zweige in aufſteigender Entwicklung. Aber die Reiſenden fanden die alte Geſinnung wieder, nicht nur bei den alten Menſchen, ſondern wie durch Ueberlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte ſich des Abends vom Dorfe nach dem Bade ein langer Zug. Voran die Militärmuſik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers aus Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Theil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauſes, in dem ſie einſt den Hans Waldmann aufgeführt, ordnete ſich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rothes Licht über die Teiche, über ſpringende Fontänen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen ſtiegen und erhellten auf Augenblicke den dunkeln Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten ſich die Gäſte aufſtellen. Die Muſik ſchwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß grade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinſterniß geweſen ſei, vor zweiundzwanzig Jahren aber ſeien die Gäſte in einer Periode geiſtiger Finſter-

niß unter ſie getreten, ſie hätten geholfen, dem Lichte den Sieg zu verſchaffen; er ſchloß mit der Verſicherung, daß Grenchen die beiden Fremden ſtets als Angehörige betrachten würde. Als ſich aber ſpäter das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wieſen die Eltern auf ein Geſchlecht junger Rieſen, das unterdeß in den Familien aufgeſchoſſen war. „Seht, das ſind die ganz Kleinen, die mit euren Kindern ſpielten und noch nicht zu euch in die Schule kommen konnten.“ Der Deutſche aber holte ſich ſeinen älteſten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgeſtiegen war, an die Seite.

Die Bezirksſchule beſteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit ſichtbar im Lande. Die Schule hat ſich ſelbſt ihre Vertheidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, iſt Karl Mathy, zuletzt badiſcher Staatsminiſter, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsminiſteriums, da er lebte, einer der beſten und ſtärkſten Vorkämpfer der preußiſchen Partei.

Mit Schilderung des deutſchen Bauernlebens in der Urzeit begannen dieſe Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeſchichte aus der nächſten Vergangenheit ſollten ſie ſchließen. Es iſt ein Schweizerdorf, allerdings von deutſchem Stamme, in welches der Leſer geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zuſtände deſſelben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbſtregiment an eine deutſche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwiſchen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unſchädlich im Vergleich zu dem Schickſale des deutſchen Volkes: der Hörigkeit und dem dreißigjährigen Kriege.

Es war eine von den Aufgaben dieſer Blätter, die Erhebung der deutſchen Volksſeele aus der Vernichtung jenes Krieges und aus der tyranniſchen Herrſchaft von Privilegirten

darzuſtellen. Die Befreiung iſt den Deutſchen geworden, die alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegenſatz zwiſchen Volk und Gebildeten aufzuheben, und nicht nur den Bauer, auch den Fürſten und den Mann von altem Landgeſchlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.

In dem Getöſe und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutſchen Volkes vereint den Kampf um eine neue politiſche Geſtaltung des Vaterlandes. Die Reichsverſammlung von Frankfurt dürfen wir ſchon jetzt als eine charakteriſtiſche Bildung unſeres Lebens auffaſſen, welche in ſolcher Würde und maßvollen Beſonnenheit nur in Deutſchland möglich war. Nicht als Reſultat, ſondern als Beginn des höchſten Kampfes, als einen großartigen dialektiſchen Proceß, in welchem die Nation Bedürfniſſe und Sehnſucht zu einer politiſchen Idee, zum Wollen und Entſchluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Phantaſie Einzelner geweſen war, wurde durch ſie zu einer formulirten Forderung des Volkes, um welche ſeitdem die Bewegung in auf- und abſteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnſucht nach politiſchem Leben Ausdruck. Es entſtand dort ein häuslicher Zwiſt zwiſchen den Hohenzollern und ihrem Volke, arm an großen Erſcheinungen, durch einige Zeit beſonders peinlich und widerwärtig; aber aus ihm erwuchs das Verfaſſungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortſchritt für Fürſten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere ſind, welche die wichtigſten Fortſchritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes,

das Fürſtengeſchlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutſchlands hängt, daß die Hohenzollern ſo zögernd und mißtrauiſch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfaſſungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutſchlands darbot? Keinem Fürſtengeſchlecht war der Staat ſo ſehr eine Domaine ihres Schwertes, als ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat geſchaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm ſtammt ganz aus der Zeit der fürſtlichen Machtfülle. So empfinden ſie leicht als Verluſt, was wir als Gewinn und Erhebung auch für ſie betrachten.

Aber der geſammte politiſche Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Privilegien, die Verfaſſungsfragen, die deutſche Frage, ſie alle ſind im letzten Grunde nur innere preußiſche Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Löſung liegt zunächſt in der Stellung, welche das preußiſche Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern ſich warm und willig den Bedürfniſſen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Geſundheit kommen, von da wird die Führung der deutſchen Intereſſen, die oberſte Leitung des deutſchen Lebens ihnen faſt mühelos, wie von ſelbſt zufallen. Das wiſſen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wie viel wir ihnen verdanken. Und wir wiſſen wohl, daß der letzte Grund unſeres Verhältniſſes zu ihnen unzerſtörbar iſt, wenn ſie auch einmal zürnen, weil wir zu dreiſt fordern, oder wenn wir grollen, weil ſie zu zögernd gewähren. Denn es iſt eine alte herzliche Freundſchaft zwiſchen ihnen und dem Geiſt der deutſchen Nation. Und es iſt eine männliche Freundſchaft, welche wol einige Stöße vertragen kann. Der deutſche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt, als ſie ſelbſt.

Der deutsche Bürger ist in der glücklichen Lage, die Familien von altem Landgeschlecht mit warmem, menschlichem Antheil zu betrachten. Sie sind ihm mit theuern Erinnerungen verwachsen, sie sind in großer Zahl gute und zuverlässige Mitarbeiter im Staat, in Wissenschaft, für Cultur und Volksbildung geworden. Er wird nachsichtig gegen sie sein, wenn Einzelnen von ihnen noch ein unsicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urtheil befangen macht, er wird mit Lächeln zusehen, wenn sich ihr Blick sehnsüchtig in die geschwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbestritten waren, er wird, vielleicht geschickter als sie selbst, die Vergangenheit ihres Geschlechts durchforschen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinsinn zu Tage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politischen und socialen Vorrechte sein, durch welche sie noch jetzt eine Sonderstellung im Volke beanspruchen. Nicht weil er ihnen diese Gewohnheiten mißgönnt oder sich selbst an ihre Stelle drängen möchte, sondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen dadurch die Unbefangenheit des Urtheils, Verständniß der Welt, zuweilen die Festigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieser abgelebten Traditionen, wie ihre Privilegien des Hofes, sogar unsere Fürsten in die Gefahr setzen, in dem engen Gesichtskreis deutscher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutschen Bürgerthum liegt die edelste Kraft, die Führerschaft auf dem Gebiet idealer und praktischer Interessen. Es ist seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen, es ist sehr unähnlich der Bourgeoisie Frankreichs, es ist sowol Gentry als Volk. Die Entwicklung der Deutschen aber, welche hier in kleinen Bildern dargestellt wurde, ist zugleich die Zeit des Wachsthums und der Befreiung des deutschen Bürgers.

In zweihundert Jahren von 1648 bis 1848 vollzieht

ſich die merkwürdige Erhebung des deutſchen Volkes. Nach einer beiſpielloſen Zerſtörung wächſt ſeine Seele herauf an Glauben, Wiſſenſchaft, politiſchem Enthuſiasmus. Sie iſt jetzt mitten in ſtarker Anſtrengung, ſich das höchſte irdiſche Beſitzthum, den Staat, zu bilden.

Es iſt große Freude in ſolcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttauſende. Es iſt eine Freude geworden, Deutſcher zu ſein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.

Schluß.

Dieſes Buch ſchließt in beſcheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutſcher Menſchen aus zwei Jahrtauſenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutſchen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutſchen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beſchwörungslied über den Wunden der Krieger ſangen, bis zu den Lazarethen, in denen unſere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunſt eines römiſchen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europa's die werthvollſten Erzeugniſſe ihrer Kunſt und Induſtrie in großen Paläſten vereinigen.

Es iſt das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Bedürfniß und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Ungeheure und Unerforſchliche des geſchichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unſerer Vernunft und der Sehnſucht unſeres Herzens entſpricht, in gehäufter Zerſtörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden

das Werdende. Darum liebt ein Volk, welches ſich ſeiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken, weil es in ihr die geworfene Saat ſeines blühenden Halmenfeldes erkennt, und darum ſchwankt unſicher der Geſchichtſchreiber eines Volkes, dem ſeine Gegenwart verkümmert iſt, denn Liebe und Haß ſind ihm zufällig, und ſein Urtheil über den Werth des Geſchehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich. Darum hat auch jede Zeit ihr eigenes Urtheil über die Vergangenheit, in Vielem größere Hoheit und Sicherheit, und darum hat jede Zeit Recht und Pflicht, die Geſchichte vergangener Perioden neu zu ſchreiben nach ihrem Bedürfniß.

Wir meinen, für den Deutſchen iſt jetzt die Zeit gekommen, wo ſeine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden ſind, und wir vermögen in den zweitauſend Jahren unſeres geſchichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.

Möge auch dieſes Buch ein wenig dazu helfen, daß uns Kampf und Verluſt unſerer Ahnen verſtändlich werde, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Das Volk und der Einzelne. — Eigenthümliches in der Fortbildung des deutschen Volkes seit dem dreißigjährigen Kriege . . . . . 1—8

1. Die Stillen im Lande. Richtungen im Protestantismus bis 1618. — Folgen des Krieges. — Gleiches Herzensbedürfniß bei allen Confessionen. — Aelterer Pietismus, Spener. — Wundersucht. — Haß gegen weltliche Ergötzlichkeit. — Hochmuth. — Die Frauen. — Selbstbeobachtung. — Gesellschaftlicher Verkehr. — Gute Einwirkung auf die Sittlichkeit. — Die Erweckung. — Bibeldeutung. — Petersen und Frau, Charakteristik. — Erzählung von Johanna Eleonora Petersen, darauf: Erzählung von Dr. Johann Wilhelm Petersen. — Schicksale der Gatten und ihre Offenbarungen. — Der spätere Pietismus und seine Verirrungen. — Opposition. — Qualen des Studenten Ernst Johann Semler. — Fortschritt des Volkes durch den Pietismus . . . . . 9—69

2. Der Wasunger Krieg. Die politische Lage. — Isolirung der Fürsten. — Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. — Ehe und Schicksale, Kampf um die Anerkennung seiner Ehe. — Händel der Damen am Hofe von Meiningen. — Veranlassung zum Kriege zwischen Meiningen und Gotha. Bericht aus dem Tagebuch des Gothaischen Lieutenants Rauch vom Jahre 1747. — Ausgang der Wasunger Händel. 70—104

3. Es wird Licht. Wandlung des Menschengeistes durch den Bücherdruck. — Fixiren der Eindrücke. — Mathematische Disciplinen und Naturwissenschaften. — Das Recht. — Die Philosophie und ihre Stellung zur Theologie. — Die Führer. — Umwandlung der Literatur durch die Wolfianer. — Bewegung der Geister. — Schilderung einer deutschen Stadt um 1750. — Aussehen der Stadt; Häuser. Polizei. Handwerker. Die Honoratioren. Kaufleute und ihr Handel. Geistliche. Lehrer und Schule. Die Aufklärer. Gottsched. Lectüre. Stadtgelehrte. Buch- und Antiquarhandel. Honorare. Apotheke. Post. Reisen. Haushaltung und Hauseinrichtung. Kleidung. Zucht. — Freunde und Gönner. Weichheit. Thränen. — Selbstbeobachtung. Armuth des Ausdrucks. Künstlichkeit des Benehmens. — Ehe als Geschäft. Frauen und Pflicht des Hauses. — Erzählung von Johann Salomo Semler. — Brief einer Braut an ihren Bräutigam im Jahre 1750. — Charakteristik Semler's . 105—172

Seite

4. Aus der Garnison. Das Heer und die Verfassung des Staates. Die Landesmiliz und ihre Geschichte. — Das Kriegsvolk des Landesherrn. — Veränderte Organisation nach dem Kriege. Die Ergänzung. Die Anfänge der gezwungenen Aushebungen um 1700. Allmähliche Einführung der Cantonpflicht. Die Werbung und ihre Ungesetzlichkeiten. Gaunereien der Werber. Weiber und Kinder des Heeres. Verachtung des Soldatenstandes. Desertionen. Verhandeln der Armeen. — Das preußische Heer unter Friedrich Wilhelm I. Das Garderegiment zu Potsdam. Die preußischen Officiere. — Ulrich Bräcker. — Erzählung eines preußischen Deserteurs . . . . . 173—219

5. Aus dem Staat Friedrich's des Großen. Der Staat der Hohenzollern, seine Kleinheit, Charakter des Volkes, der Fürsten. — Kinderleben Friedrich's. Gegensatz zum Vater. Katastrophe. — Zucht durch Arbeit. Einwirkung auf seinen Charakter. — Seine Heirat. Verhältniß zu Frauen. — Aufenthalt in Rheinsberg. — Sein Wesen, da er König wird. Seltsamer Gegensatz zwischen poetischer Wärme und herber Schonungslosigkeit. — Innere Wandlungen durch die ersten schlesischen Kriege. Verlust der Jugendfreunde. Die literarische Zeit bis 1756. — Seine Poesie, Geschichtschreibung, literarische Vielseitigkeit. — Sieben Jahre eiserner Arbeit. Seine Kriegführung, sein Heldenkampf. Bewunderung der Deutschen, des Auslandes. Seine Leiden. Auszüge aus Briefen Friedrich's (von 1757—1762). — Er ist größer als seine Worte. Ausdauer. Grundsätze seiner Regierung. Verbesserung Schlesiens. Unterschied zwischen preußischem und österreichischem Regiment. Pflichtgefühl der preußischen Beamten. Preußisches Wesen. — Erwerbung Westpreußens. Geschichte des Landes. Kläglicher Zustand vor 1772. — Culturen Friedrich's. Seine letzten Lebensjahre. — Seine Größe . . . . . 220—280

6. Der erste Luftballon zu Nürnberg. Einfluß Friedrich's auf deutsche Kunst, Philosophie, Geschichtschreibung. — Das Heraufkommen der philologischen und historischen Disciplinen seit 1750. — Blüte der Poesie. — Aussehen einer Stadt um 1790. Die Häuser. Arme. — Krankenpflege. Pocken. Vergnügungen. Kaffeegärten. Theater. Anreden. Reisen. Postwagen. Sinn für Natur. Dialekt. Neuigkeiten. Wichtigkeit des Klatsches. — Die Erfindung des Luftballons und die Aufregung darüber. — Das Urtheil Goethe's. — Bericht über die Auffahrt des Franzosen Blanchard zu Nürnberg i. J. 1787 nach einer Flugschrift . . . . . 281—309

7. Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers. Langentbehrte Empfindung des Gedeihens im deutschen Bürgerthum um 1790. — Verschiedene Grundlagen für Sittlichkeit und Thatkraft bei Adel, Bürgern und Bauern. Charakteristisches im Leben des Landadels. Die Frömmigkeit der Landleute. Das gebildete Bürgerthum. Vorzüge der lateinischen Schule und der Universitätsbildung. Mißbehagen gegenüber dem Leben. — Die Empfindsamkeit und ihre Wandlungen von 1750—1790. —

Seite

Aus dem Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft. — Die Kinderjahre von Ernst Friedrich Haupt . 310—347

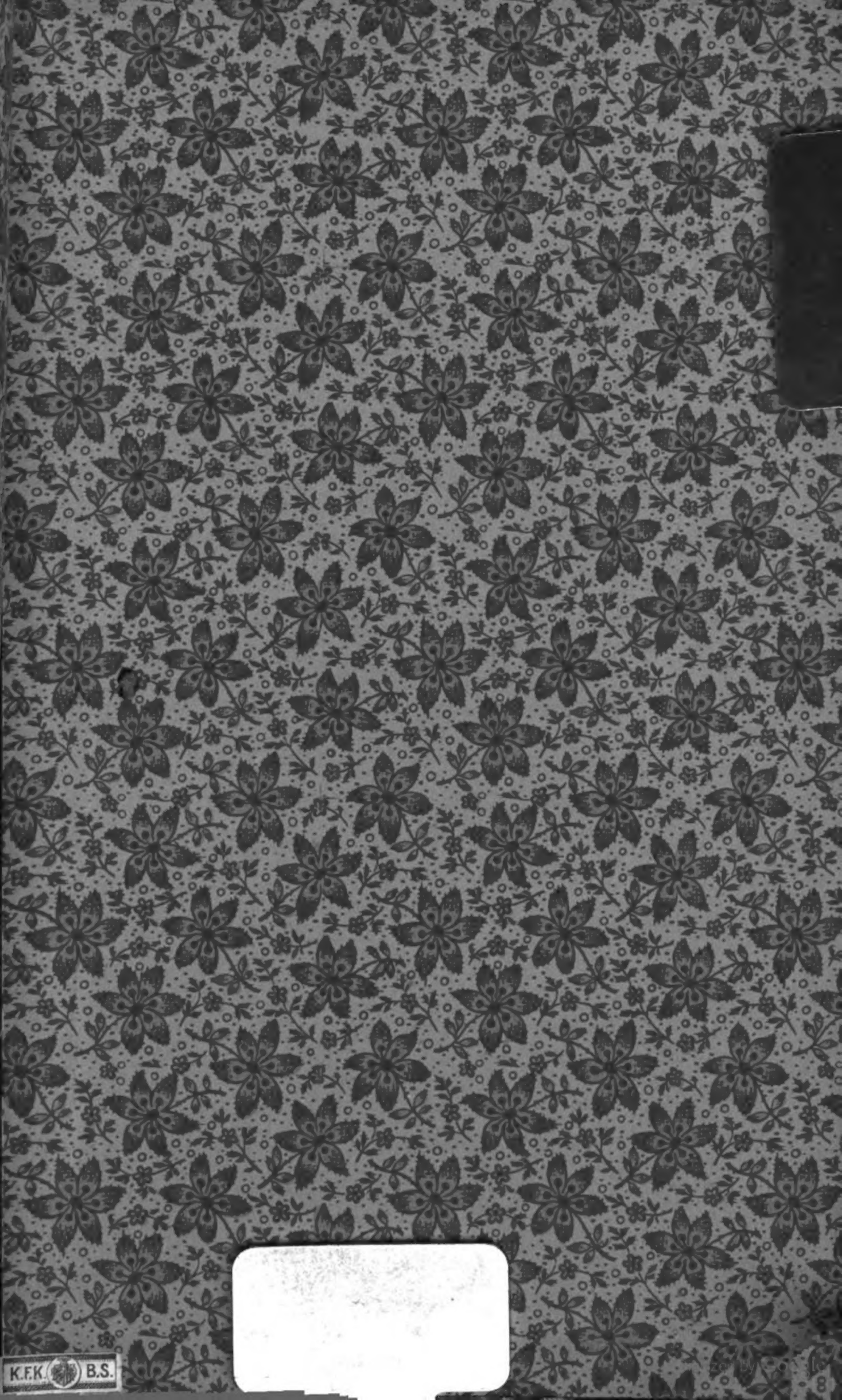
8. **Aus der Zeit der Zerstörung.** Lage Deutschlands. — Höfe und Städte des Reichs. — Das Volk im Reich. — Die Reichsarmee. — Die Emigranten. — Einwirkung der Revolution auf die Deutschen. — Gegensatz zu französischem Wesen. — Der preußische Staat. — Sein schnelles Wachsthum. — Die königliche Würde. — Güte der Beamten. — von Held. — Bureaukratie. — Das Heer. — Die Generäle. — Der Sturz. — Erzählung aus den Jahren 1806 und 1807 von Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Sein Leben . . 348—390

9. **Die Erhebung.** Traurige Lage des Volkes im Jahre 1807. — Die ersten Zeichen der steigenden Kraft. — Haß gegen den Kaiser. — Rüstungen Preußens. Charakter und Bedeutung der Erhebung von 1813. — Napoleon's Flucht. — Zug der Franzosen nach Rußland 1812 und Rückkehr im Januar 1813. — Die Kosaken. — Das Volk steht auf. — Epische Stille, einfache Herzlichkeit. — Allgemeine Begeisterung. — Die freiwilligen Jäger. — Die patriotischen Gaben. — Die Landwehr und die Arbeit der Kleinen. — Der Landsturm. — Das erste Gefecht. — Eindrücke des Krieges auf den Bürger. — Die Krankenpflege und Hilfe der Frauen. — Der Feind in der Stadt. — Das Vordringen der Freunde. — Die Gefangenen. — Kräftigung der Charaktere. — Verlauf des Krieges. — Siegesfeier. — Die Toten . . . . . 391—441

10. **Erkrankung und Heilung.** Zeit der Reaction. — Hoffnungslosigkeit der deutschen Frage. — Die Unzufriedenen. — Ermattung der Preußen. — Die Wissenschaft und ihre Schäden. — Schwäche der Gebildeten in Norddeutschland. — Aufblühen der praktischen Thätigkeit. — Die Süddeutschen. — Die Dorfgeschichten. — Lebensschicksale eines Süddeutschen. — Schilderung einer Dorfschule durch Karl Mathy. — Schluß. Die Hohenzollern und das Volk. — Das deutsche Bürgerthum. — Schluß . . . . . 442—493

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google


K.F.K. B.S.

Digitized by Google

K.F.K. B.S.

Digitized by Google